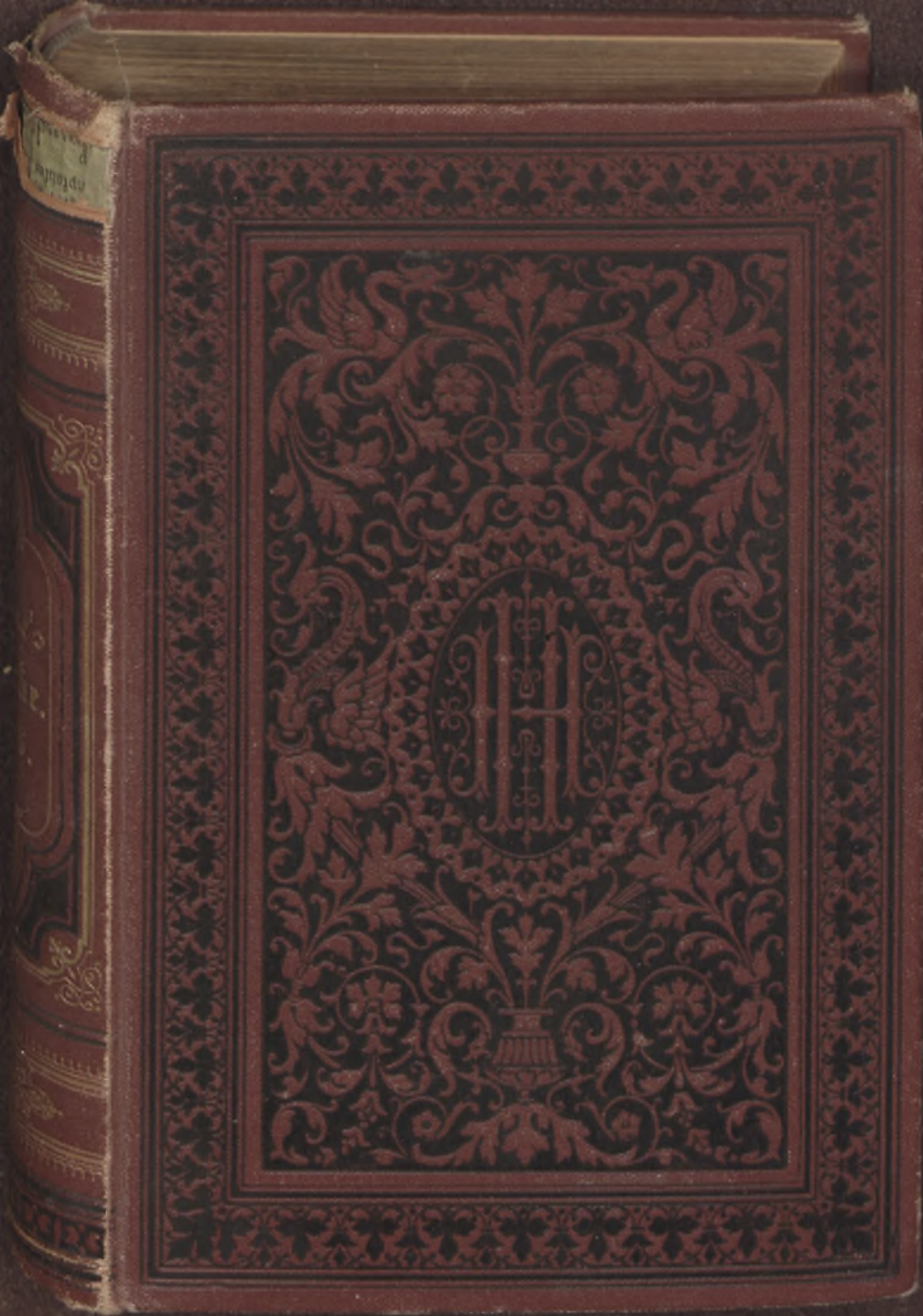




Heinrich Heine's
Sämmtliche Werke.

Neue Ausgabe in 12 Bänden.

Sechster Band.

Reisebilder II. — Englische Fragmente.

Hamburg.

Hoffmann und Campe.

1887.

Druck von Hesse & Becker in Leipzig

Inhalt.

Reisebilder II.

Italien.

	Seite
I. Reise von München nach Genua	3
II. Die Bäder von Lucca	62
III. Die Stadt Lucca	122
Spätere Nachschrift	161
Schlußwort	163
Der Thee (Humoreske)	167

Englische Fragmente.

Vorwort zur ersten Auflage	171
I. Gespräch auf der Themse	172
II. London	176
III. Die Engländer	180
IV. John Bull	184
V. The life of Napoleon Buonaparte	188
VI. Old Bailey	193
VII. Körperliche Strafe in England	196
VIII. Das neue Ministerium	198
IX. Die Schuld	200
X. Die Oppositionsparteien	209
XI. Die Emancipation der Katholiken	218
XII. Wellington	226
XIII. Die Befreiung	229

Italien.

(1828—1829.)

Safs auch und Ulrich Gatten
Rufsten ganz bestimmt sich rufen
Wider braun' und blaue Kitten,
Weine gehn wie andre Christen.
Goethe.

Reise von München nach Genna.

Ein edles Gemüth kommt nie in eure Rechnung;
und daran scheitert heute eure Weisheit. (Er öffnet
seinen Schreibtsch, nimmt zwei Pistolen heraus, wovon er das
eine auf den Tisch legt und das andere ladet.)

Robert's „Macht der Verhältnisse“

Kapitel I.

Ich bin der höflichste Mensch von der Welt. Ich thue mir
was darauf zu Gute, niemals grob gewesen zu sein auf dieser
Erde, wo es so viele unerträgliche Schlingel giebt, die sich zu Einem
hinsetzen und ihre Leiden erzählen oder gar ihre Verse declamieren;
mit wahrhaft christlicher Geduld habe ich immer solche Misere ruhig
angehört, ohne nur durch eine Miene zu verrathen, wie sehr sich meine
Seele cunnierte. Gleich einem büßenden Brahminen, der seinen
Leib dem Ungeziefer preisgiebt, damit auch diese Gottesgeschöpfe
sich sättigen, habe ich dem fatalsten Menscheneschmeiß oft tage-
lang Stand gehalten und ruhig zugehört, und meine inneren
Seufzer vernahm nur Er, der die Tugend belohnt.

Aber auch die Lebensweisheit gebietet uns, höflich zu sein,
und nicht verdrießlich zu schweigen, oder gar Verdrießliches zu er-
niedern, wenn irgend ein schwammiger Kommerzienrath oder dürrer
Käsekrämer sich zu uns setzt, und ein allgemein europäisches Ge-
spräch anfängt mit den Worten: „Es ist heute eine schöne Wit-
terung.“ Man kann nicht wissen, wie man mit einem solchen
Philister wieder zusammentrifft, und er kann es uns dann bitter
eintränken, daß wir nicht höflich geantwortet: „Die Witterung ist
sehr schön.“ Es kann sich sogar fügen, lieber Leser, daß du

zu Kassel an der Table d'Hôte neben besagtem Philister zu sitzen kömmt, und zwar an seine linke Seite, und er ist just der Mann, der die Schüssel mit braunen Karpfen vor sich stehen hat und lustig austheilt; — hat er nun eine alte Pike auf dich, dann reicht er die Teller immer rechts herum, so daß auch nicht das kleinste Schwanzstückchen für dich übrig bleibt. Denn ach! du bist just der Dreizehnte bei Tisch, welches immer bedenklich ist, wenn man links neben dem Trancheur sitzt, und die Teller rechts herumgereicht werden. Und keine Karpfen bekommen ist ein großes Übel; nächst dem Verlust der Nationalfokarbe vielleicht das größte. Der Philister, der dir dieses Übel bereitet, verhöhnt dich noch oben-drein, und offeriert dir die Vorberen, die in der braunen Sauce liegen geblieben; — ach, was helfen Einem alle Vorberen, wenn keine Karpfen dabei sind! — und der Philister blinzelt dann mit den Anglein, und lichert und lispelt: Es ist heute eine schöne Witterung.

Ach, liebe Seele, es kann sich sogar fügen, daß du auf irgend einem Kirchhofe neben diesem selben Philister zu liegen kömmt, und hörst du dann am jüngsten Tage die Posaune erschallen und sagst zu deinem Nachbar: „Guter Freund, reichen Sie mir gefälligst die Hand, damit ich aufstehen kann, das linke Bein ist mir eingeschlafen von dem verdammt langen Liegen!“ dann bemerkst du plötzlich das wohlbekannte Philisterlächeln, und hörst die böhnische Stimme: Es ist heute eine schöne Witterung.

Kapitel II.

„Es ist heute eine scheene Witterung —“

Hättest du, lieber Leser, den Ton gehört, den unübertrefflichen Zistelbass, womit diese Worte gesprochen wurden, und sahdest du gar den Sprecher selbst, das erzprosaische Wittwenkassengesicht, die stockgescheiten Anglein, die aufgestülpt pfiffige Forschungsnafe: so erkanntest du gleich, diese Blume ist keinem gewöhnlichen Sande entsprossen, und diese Töne sind die Sprache Charlottenburg's, wo man das Berlinische noch besser spricht als in Berlin selbst.

Ich bin der höflichste Mensch von der Welt, und esse gern braune Karpfen, und glaube zuweilen an Auferstehung, und ich antwortete: In der That, die Witterung ist sehr scheene.

Als der Sohn der Spree dermaßen geentert, ging er erst recht derb auf mich ein, und ich konnte mich nimmermehr losreißen von seinen Fragen und Selbstbeantwortungen, und absonderlich von seinen Parallelen zwischen Berlin und München, dem neuen Athen, dem er kein gutes Haar ließ.

Ich aber nahm das neue Athen sehr in Schutz, wie ich denn immer den Ort zu loben pflege, wo ich mich eben befinde. Daß Solches diesmal auf Kosten Berlin's geschah, Das wirst du mir

gern verzeihen, lieber Leser, wenn ich dir unter der Hand gestehe, Vergleichen geschieht zumeist aus purer Politik; denn ich weiß, sobald ich anfangе, meine guten Berliner zu loben, so hat mein Ruhm bei ihnen ein Ende, und sie zußen die Achsel und flüstern einander zu: Der Mensch wird sehr leicht, uns sogar lobt er. Keine Stadt hat nämlich weniger Lokalpatriotismus als Berlin. Tausend miserable Schriftsteller haben Berlin schon in Prosa und Versen gefeiert, und es hat in Berlin kein Hahn danach gekräht, und kein Huhn ist ihnen dafür gekocht worden, und man hat sie unter den Vinden immer noch für miserable Poeten gehalten, nach wie vor. Dagegen hat man eben so wenig Notiz davon genommen, wenn irgend ein Auster-Poet etwa in Parabeln auf Berlin los-schalt. Wage es aber mal Jemand gegen Pulkwitz, Inzbrud, Schilda, Posen, Krähwinkel und andere Hauptstädte etwas An-zügliches zu schreiben! Wie würde sich der respektive Patriotismus dort regen! Der Grund davon ist: Berlin ist gar keine Stadt, sondern Berlin giebt bloß den Ort dazu her, wo sich eine Menge Menschen, und zwar darunter viele Menschen von Geist, ver-jammeln, denen der Ort ganz gleichgültig ist; diese bilden das gei-stige Berlin. Der durchreisende Fremde sieht nur die langgestreck-ten, uniformen Häuser, die langen breiten Straßen, die nach der Schnur und meistens nach dem Eigenwillen eines Einzelnen gebaut sind, und keine Kunde geben von der Denkweise der Menge. Nur Sonntagskinder vermögen Etwas von der Privatgesinnung der Einwohner zu errathen, wenn sie die langen Häuserreihen be-trachten, die sich, wie die Menschen selbst, von einander fern zu halten streben, erstarrend im gegenseitigen Groll. Nur einmal in einer Mondnacht, als ich etwas spät von Rutter und Wegener heimkehrte, sah ich, wie jene harte Stimmung sich in milde Weh-muth aufgelöst hatte, wie die Häuser, die einander so feindlich gegenüber gestanden, sich gerührt haufällig christlich anblickten, und sich versöhnt in die Arme stürzen wollten; so daß ich armer Mensch, der in der Mitte der Straße ging, zerquetscht zu werden fürchtete. Manche werden diese Furcht lächerlich finden, und auch ich lächelte darüber, als ich nüchternen Blicks den andern Morgen durch eben jene Straße wanderte, und sich die Häuser wieder so prosaisch ent-gegen gähnten. Es sind wahrlich mehrere Flaschen Poesie dazu nöthig, wenn man in Berlin etwas Anderes sehen will als todte Häuser und Berliner. Hier ist es schwer, Geister zu sehen. Die Stadt enthält so wenig Alterthümlichkeit, und ist so neu; und doch ist dieses Neue schon so alt, so well und abgestorben. Denn sie ist größtentheils, wie gesagt, nicht aus der Gesinnung der Masse, sondern Einzelner entstanden. Der große Fritz ist wohl unter diesen Wenigen der Vorzüglichste; was er vorfand, war nur feste Unterlage, erst von ihm erhielt die Stadt ihren eigentlichen Charakter, und wäre seit seinem Tode Nichts mehr daran gebaut

worden, so bliebe sie ein historisches Denkmal von dem Geiste jenes prosaisch wunderbaren Helden, der die raffinierte Geschmacklosigkeit und blühende Verstandesfreiheit, das Seichte und das Tüchtige seiner Zeit, recht deutsch-tapfer in sich ausgebildet hatte. Potsdam z. B. erscheint uns als ein solches Denkmal, durch seine öden Straken wandern wir wie durch die hinterlassenen Schriftwerke des Philosophen von Sanssouci, es gehört zu dessen oeuvres posthumes und obgleich es jetzt nur steinerne Makulatur ist und des Lächerlichen genug enthält, so betrachten wir es doch mit ernstem Interesse, und unterdrücken hier und da eine aufsteigende Lachlust, als fürchteten wir, plötzlich einen Schlag auf den Rücken zu bekommen, wie von dem spanischen Röhrchen des alten Friß. Solche Furcht aber befällt uns nimmermehr in Berlin, da fühlen wir, daß der alte Friß und sein spanisches Röhrchen keine Macht mehr üben; denn sonst würde aus den alten, aufgeklärten Fenstern der gefunden Vernunftstadt nicht so manch krankes Obstruantengesicht herausglohen, und so manch dummes, abergläubisches Gebäude würde sich nicht unter die alten skeptisch philosophischen Häuser eingesiedelt haben. Ich will nicht mißverstanden sein, und bemerke ausdrücklich, ich stichele hier keineswegs auf die neue Werdersche Kirche, jenen gothischen Dom in verjüngtem Maßstabe, der uns aus Ironie zwischen die modernen Gebäude hingestellt ist, um allegorisch zu zeigen, wie läppisch und albern es erscheinen würde, wenn man alte, längst untergegangene, Institutionen des Mittelalters wieder neu aufrichten wollte unter den neuen Bildungen einer neuen Zeit.

Das oben Angedeutete gilt bloß von Berlin's äußerlicher Erscheinung, und wollte man in dieser Beziehung München damit vergleichen, so könnte man mit Recht behaupten, Letzteres bilde ganz den Gegensatz von Berlin. München nämlich ist eine Stadt, gebaut von dem Volke selbst, und zwar von auf einander folgenden Generationen, deren Geist noch immer in ihren Bauwerken sichtbar, so daß man dort, wie in der Hergenscene des Macbeth, eine chronologische Geisterreihe erblickt, von dem dunkelrothen Geiste des Mittelalters, der geharnischt aus gothischen Kirchenportalen hervortritt, bis auf den gebildet lichten Geist unserer eigenen Zeit, der uns einen Spiegel entgegenhält, worin Jeder sich selbst mit Vergnügen anschaut. In dieser Reihenfolge liegt eben das Versöhnende; das Barbarische empört uns nicht mehr, und das Abgeschmackte verletzt uns nicht mehr, wenn wir es als Anfänge und nothwendige Übergänge betrachten. Wir sind ernst, aber nicht unmuthig bei dem Anblick des babarischen Doms, der sich noch immer in stiefelnachtlicher Gestalt über die ganze Stadt erhebt und die Schatten und Gespenster des Mittelalters in seinem Schoße verbirgt. Mit eben so wenig Unmuth, ja sogar mit spaßhafter Rührung betrachten wir die haarbeuteligen Schlösser der spätern

Periode, die plump deutschen Nachäffungen der glatt französischen Unnatur, die Prachtgebäude der Abgeschmacktheit, toll schnörkelhaft von außen, von innen noch puziger decoriert mit schreiend bunten Allegorien, vergoldeten Arabesken, Stukkaturen, und jenen Schildereien, worauf die seligen hohen Herrschaften abkonterfett sind: die Kavaliere mit rothen, betrunken nüchternen Gesichtern, worüber die Allongeperücken wie gepuderte Löwenmähnen herabhängen, die Damen mit steifem Toupet, stählernem Korset, das ihr Herz zusammenschnürte, und ungeheurem Reisrock, der ihnen desto mehr prosaische Ausdehnung gewährte. Wie gesagt, dieser Anblick verstimmte uns nicht, er trägt vielmehr dazu bei, uns die Gegenwart und ihren lichten Werth recht lebhaft fühlen zu lassen, und wenn wir die neuen Werke betrachten, die sich neben den alten erheben, so ist's, als würde uns eine schwere Bürde vom Haupte genommen und das Herz befreit von stählerner Fessel. Ich spreche hier von den heiteren Kunsttempeln und edlen Pallästen, die in kühner Fülle hervorblühen aus dem Geiste Menze's, des großen Meisters.

Kapitel III.

Daß man aber die ganze Stadt ein neues Athen nennt, ist, unter uns gesagt, etwas ridicul, und es kostet mich viele Mühe, wenn ich sie in solcher Qualität vertreten soll. Dieses empfand ich aufs tiefste in dem Zwiesgespräch mit dem Berliner Philister, der, obgleich er schon eine Weile mit mir gesprochen hatte, unhöflich genug war, alles attische Salz im neuen Athen zu vermissen.

Des, rief er ziemlich laut, giebt es nur in Berlin. Da nur ist Witz und Ironie. Hier giebt es gutes Weißbier, aber wahrhaftig keine Ironie.

Ironie haben wir nicht — rief Mannerl, die schlanke Kellnerin, die in diesem Augenblicke vorbeisprang — aber jedes andre Bier können Sie doch haben.

Daß Mannerl die Ironie für eine Sorte Bier gehalten, vielleicht für das beste Stettiner, war mir sehr leid, und damit sie sich in der Folge wenigstens keine solche Blöße mehr gebe, begann ich folgendermaßen zu docieren: Schönes Mannerl, die Ironie ist ka Bier, sondern eine Erfindung der Berliner, der klügsten Leute von der Welt, die sich sehr ärgerten, daß sie zu spät auf die Welt gekommen sind, um das Pulver erfinden zu können, und die deshalb eine Erfindung zu machen suchten, die eben so wichtig und eben Denjenigen, die das Pulver nicht erfunden haben, sehr nützlich ist. Ehemals, liebes Kind, wenn Jemand eine Dummheit beging, was war da zu thun? Das Geschehene konnte nicht ungeschehen gemacht werden, und die Leute sagten: Der Kerl war ein Rindvieh. Das war unangenehm. In Berlin, wo man am klügsten ist und die meisten Dummheiten begeht, fühlte man am

tiefsten diese Unannehmlichkeit. Das Ministerium suchte dagegen ernsthafte Maßregeln zu ergreifen; bloß die größeren Dummheiten durften noch gedruckt werden, die kleineren erlaubte man nur in Gesprächen, solche Erlaubnis erstreckte sich nur auf Professoren und hohe Staatsbeamte, geringere Leute durften ihre Dummheiten bloß im Verborgenen laut werden lassen; — aber alle diese Vorkehrungen halfen Nichts, die unterdrückten Dummheiten traten bei außerordentlichen Anlässen desto gewaltiger hervor, sie wurden sogar heimlich von oben herab protegirt, sie stiegen öffentlich von unten hinauf, die Noth war groß, bis endlich ein rückwirkendes Mittel erfunden ward, wodurch man jede Dummheit gleichsam ungeschehen machen und sogar in Weisheit umgestalten kann. Dieses Mittel ist ganz einfach, und besteht darin, daß man erklärt, man habe jene Dummheit bloß aus Ironie begangen oder gesprochen. So, liebes Kind, avanciert Alles in dieser Welt, die Dummheit wird Ironie, verfehlte Speichelleckerei wird Satire, natürliche Plumpheit wird kunstreiche Persiflage, wirklicher Wahnsinn wird Humor, Unwissenheit wird brillanter Witz, und du wirfst am Ende noch die Aspasia des neuen Athens.

Ich hätte noch mehr gesagt, aber das schöne Mannerl, das ich unterdessen am Schürzenzipfel festhielt, riß sich gewaltsam los, als man von allen Seiten „A Bier! A Bier!“ gar zu stürmisch forderte. Der Berliner aber sah aus wie die Ironie selbst, als er bemerkte, mit welchem Enthusiasmus die hohen schäumenden Gläser in Empfang genommen wurden; und indem er auf eine Gruppe Biertrinker hindeutete, die sich den Hopfennektar von Herzen schmecken ließen, und über dessen Vortrefflichkeit disputirten, sprach er lächelnd: Das wollen Athenienser sind?

Die Bemerkungen, die der Mann bei dieser Gelegenheit nachschob, thaten mir ordentlich weh, da ich für unser neues Athen keine geringe Vorliebe hege, und ich bestrebe mich daher, dem raschen Tadler zu bedeuten, daß wir erst seit Kurzem auf den Gedanken gekommen sind, uns als ein neues Athen aufzuthun, daß wir erst junge Anfänger sind, und unsere großen Geister, ja unser ganzes gebildetes Publikum noch nicht danach eingerichtet ist, sich in der Nähe sehen zu lassen. Es ist Alles noch im Entstehen, und wir sind noch nicht komplet. Nur die untersten Fächer, lieber Freund, fügte ich hinzu, sind erst besetzt, und es wird Ihnen nicht entgangen sein, daß wir z. B. an Eulen, Sykophanten und Phrynen keinen Mangel haben. Es fehlt uns nur an dem höheren Personal, und Mancher muß mehrere Rollen zu gleicher Zeit spielen. Z. B. unser Dichter, der die zarte griechische Knabenliebe besingt, hat auch die aristophanische Grobheit übernehmen müssen; aber er kann Alles machen, er hat Alles, was zu einem großen Dichter gehört, außer etwa Phantasie und Witz, und wenn er viel Geld hätte, wäre er ein reicher Mann. Was uns aber an Quan-

tutät fehlt, Das ersetzen wir durch Qualität. Wir haben nur einen großen Bildhauer, — aber es ist ein „Bömel“ Wir haben nur einen großen Redner, aber ich bin überzeugt, daß Demosthenes über den Malzausschlag in Attika nicht so gut donnern konnte. Wenn wir noch keinen Sokrates vergiftet haben, so war es wahrhaftig nicht das Gift, welches uns dazu fehlte. Und wenn wir noch keinen eigentlichen Demos, ein ganzes Demagogenvolk besitzen, so können wir doch mit einem Prachteemplare dieser Gattung, mit einem Demagogen von Handwerk aufwarten, der ganz allein einen ganzen Demos, einen ganzen Haufen Großschwäber, Maul-aussperrer, Poltrons und sonstigen Lumpengesindel aufwiegt — und hier sehen Sie ihn selbst.

Ich kann der Versuchung nicht widerstehen, die Figur, die sich uns jetzt präsentierte, etwas genauer zu bezeichnen. Ob diese Figur mit Recht behauptet, daß ihr Kopf etwas Menschliches habe und sie daher juristisch befugt sei, sich für einen Menschen auszugeben, Das lasse ich dahin gestellt sein. Ich würde diesen Kopf vielmehr für den eines Affen halten; nur aus Courtoisie will ich ihn für menschlich passieren lassen. Seine Bedeckung bestand aus einer Tuchmütze, in der Form ähnlich dem Helm des Mambrin, und steisschwarze Haare hingen lang herab und waren vorn à l'enfant geschüttelt. Auf diese Vorderseite des Kopfes, die sich für ein Gesicht ausgab, hatte die Göttin der Gemeinheit ihren Stempel gedrückt, und zwar so stark, daß die dort befindliche Nase fast zerquetscht worden; die niedergeschlagenen Augen schienen diese Nase vergebens zu suchen und deshalb betrübt zu sein; ein übelriechendes Lächeln spielte um den Mund, der überaus liebreizend war, und durch eine gewisse frappante Ähnlichkeit unseren griechischen Aster-Dichter zu den zartesten Vaselen begeistern konnte. Die Bekleidung war ein altdeutscher Rock, zwar schon etwas modificiert nach den dringendsten Anforderungen der neuuropäischen Civilisation, aber im Schnitt noch immer erinnernd an den, welchen Arminius im teutoburger Walde getragen, und dessen Urform sich unter einer patriotischen Schneidergesellschaft eben so geheimnisvoll traditionell erhalten hat, wie einst die gothische Baukunst unter einer mystischen Maurergilde. Ein weißgewaschener Lappen, der mit dem bloßen, altdeutschen Halse tiefbedeutsam kontrastierte, bedeckte den Kragen dieses famosen Rockes, aus seinen langen Ärmeln hingen lange schmutzige Hände, zwischen diesen zeigte sich ein langweilliger Leib, woran wieder zwei kurzweilige Beine schlotterten — die ganze Gestalt war eine laienjämmerliche Parodie des Apoll von Belvedere.

Und Des ist der Demagog des neuen Athen's? frug spottlächelnd der Berliner. Du guter Gott, Des ist ja ein Landsmann von mich! Ich traue kaum meinen leiblichen Augen — Des ist ja Derjenige, welcher — Ne, Des ist die Möglichkeit!

Ja, ihr verblendeten Berliner — sprach ich, nicht ohne Feuer — ihr verkennt eure heimischen Genies, und steinigt eure Propheten. Wir aber können Alles gebrauchen!

Und wozu braucht ihr denn diese unglückliche Fliege?

Er ist zu Allem zu gebrauchen, wozu Springen, Kriechen, Gemüth, Fressen, Frömmigkeit, viel Altdeutsch, wenig Latein und gar kein Griechisch nöthig ist. Er springt wirklich sehr gut über'n Stod; macht auch Tabellen von allen möglichen Sprüngen und Verzeichnisse von allen möglichen Lesarten altdeutscher Gedichte. Dazu repräsentiert er die Vaterlandslebe, ohne im mindesten gefährlich zu sein. Denn man weiß sehr gut, daß er sich von den altdeutschen Demagogen, unter welchen er sich mal zufällig befunden, zu rechter Zeit zurückgezogen, als ihre Sache etwas gefährlich wurde, und daher mit den christlichen Gefühlen seines weichen Herzens nicht mehr übereinstimmte. Seitdem aber die Gefahr verschwunden, die Märtyrer für ihre Gesinnung geküßt, fast alle sie von selbst aufgegeben, und sogar unsere feurigsten Barbieri ihre deutschen Röcke ausgezogen haben, seitdem hat die Blüthezeit unseres vorsichtigen Vaterlandsretters erst recht begonnen; er allein hat noch das Demagogenkostüm und die dazu gehörigen Redensarten beibehalten; er preist noch immer Arminius den Cherusker und Frau Thuznelba, als sei er ihr blonder Onkel; er bewahrt noch immer seinen germanisch patriotischen Haß gegen welsches Babelthum, gegen die Erfindung der Seife, gegen Thiersch's heidnisch griechische Grammatik, gegen Quintilius Varus, gegen Handschuh und gegen alle Menschen, die eine anständige Nase haben; — und so steht er da als wandelndes Denkmal einer untergegangenen Zeit, und wie der letzte Mohikan ist auch er allein übrig geblieben von einer ganzen thatkräftigen Horde, er, der letzte Demagoge. Sie sehen also, daß wir im neuen Athen, wo es noch ganz an Demagogen fehlt, diesen Mann brauchen können, wir haben an ihm einen sehr guten Demagogen, der zugleich so zahm ist, daß er jeden Spreckelnapf beleckt, und aus der Hand frisst, Haselnüsse, Kastanien, Käse, Würstchen, kurz Alles frisst, was man ihm giebt; und da er jetzt einzig in seiner Art, so haben wir noch den besonderen Vortheil, daß wir späterhin, wenn er krepirt ist, ihn ausstopfen lassen und als den letzten Demagogen mit Haut und Haar für die Nachwelt aufbewahren können. Ich bitte Sie jedoch, sagen Sie Das nicht dem Professor Dichtenstein in Berlin. Der ließe ihn sonst für das zoologische Museum reklamieren, welches Anlaß zu einem Kriege zwischen Preußen und Baiern geben könnte, da wir ihn auf keinen Fall ausliefern werden. Schon haben die Engländer ihn aufs Korn genommen und zweitausend siebenhundert sieben und siebenzig Guineen für ihn geboten, schon haben die Östreicher ihn gegen die Giraffe eintauschen wollen; aber unser Ministerium soll geäußert haben: Der letzte Demagog ist uns für

keinen Preis feil, er wird einst der Stolz unseres Naturalienkabinetts und die Zierde unserer Stadt.

Der Berliner schien etwas zerstreut zuzuhören, schönere Gegenstände hatten seine Aufmerksamkeit in Anspruch genommen, und er fiel mir endlich in die Rede mit den Worten: Erlauben Sie gehorsamst, daß ich Sie unterbreche, aber sagen Sie mir doch, was ist denn Das für ein Hund, der dort läuft?

Das ist ein anderer Hund.

Ach, Sie verstehen mich nicht, ich meine jenen großen, weißzottigen Hund ohne Schwanz.

Mein lieber Herr, Das ist der Hund des neuen Alkibiades.

Aber, bemerkte der Berliner, sagen Sie mir doch, wo ist denn der neue Alkibiades selbst?

Aufrichtig gestanden, antwortete ich, diese Stelle ist noch nicht besetzt, und wir haben erst den Hund.

Kapitel IV.

Der Ort, wo dieses Gespräch stattfand, heißt Bogenhausen, oder Neuburghausen, oder Villa Hompesch, oder Montgelasgarten, oder das Schloß, ja man braucht ihn nicht einmal zu nennen, wenn man von München dort hinfahren will, der Kutscher versteht uns schon an einem gewissen durstigen Augenblinzeln, an einem gewissen vorseligen Kopfnicken und ähnlichen Bezeichnungsgrimassen. Tausend Ausdrücke hat der Araber für ein Schwert, der Franzose für die Liebe, der Engländer für das Hängen, der Deutsche für das Trinken, und der neuere Athener sogar für die Orte, wo er trinkt. Das Bier ist an besagtem Orte wirklich sehr gut, selbst im Prytaneum, vulgo Bockfeller, ist es nicht besser, es schmeckt ganz vortrefflich, besonders auf jener Treppenterrasse, wo man die Tyroler Alpen vor Augen hat. Ich saß dort oft vorigen Winter und betrachtete die schneebedeckten Berge, die, glänzend in der Sonnenbeleuchtung, aus eitel Silber gegossen zu sein schienen.

Es war damals auch Winter in meiner Seele, Gedanken und Gefühle waren wie eingeschneit, es war mir so verdorrt und todt zu Muth, dazu kam die leidige Politik, die Trauer um ein liebes gestorbenes Kind, und ein alter Nachzügler und der Schnupfen. Außerdem trank ich viel Bier, weil man mich versicherte, das gäbe leichtes Blut. Doch der beste attische Breihahn wollte nicht fruchten bei mir, der ich mich in England schon an Porter gewöhnt hatte.

Endlich kam der Tag, wo Alles ganz anders wurde. Die Sonne brach hervor aus dem Himmel und tränkte die Erde, das alte Kind, mit ihrer Strahlenmilch, die Berge schauerten vor Lust und ihre Schneethränen flossen gewaltig, es frachten und brachen die Eisdecken der Seen, die Erde schlug die blauen Augen auf, aus ihrem Busen quollen hervor die liebenden Blumen und die

flingenden Wälder, die grünen Palläste der Nachtigallen, die ganze Natur lächelte, und dieses Lächeln hieß Frühling. Da begann auch in mir ein neuer Frühling, neue Blumen sproßten aus dem Herzen. Freiheitsgefühle, wie Rosen, schossen hervor, auch heimliches Sehnen, wie junge Weibchen, dazwischen freilich manch' unnütze Nessel. Über die Gräber meiner Wünsche zog die Hoffnung wieder ihr heiteres Grün, auch die Melodien der Poesie kamen wieder, wie Zugvögel, die den Winter im warmen Süden verbracht und das verlassene Nest im Norden wieder auffuchen, und das verlassene nordische Herz klang und blühte wieder wie vormals — nur weiß ich nicht, wie das Alles kam. Ist es eine braune oder blonde Sonne gewesen, die den Frühling in meinem Herzen aufs Neue geweckt, und all' die schlafenden Blumen in diesem Herzen wieder aufgeküßt und die Nachtigallen wieder hineingelächelt? War es die wahlverwandte Natur selbst, die in meiner Brust ihr Echo suchte und sich gern darin bespiegelte mit ihrem neuen Frühlingsglanz? Ich weiß nicht, aber ich glaube, auf der Terrasse zu Bogenhausen, im Angesicht der Tyroler Alpen, geschah meinem Herzen solch neue Verzauberung. Wenn ich dort in Gedanken saß, war mir's oft, als sehe ich ein wunderschönes Jünglingsantlitz über jene Berge hervorlauschen, und ich wünschte mir Flügel, um hinzueilen nach seinem Residenzland Italien. Ich fühlte mich auch oft angeweht von Citronen- und Orangendüften, die von den Bergen herüberwogten, schmeichelnd und verheißend, um mich hinzulocken nach Italien. Einst sogar, in der goldenen Abenddämmerung, sah ich auf der Spitze einer Alpe ihn ganz und gar, lebensgroß, den jungen Frühlingsgott, Blumen und Lorberen umkränzten das freudige Haupt, und mit lachendem Auge und blühendem Munde rief er: Ich liebe dich, komm zu mir nach Italien!

Kapitel V.

Mein Blick mochte daher wohl etwas sehnsüchtig flimmern, als ich, in Verzweiflung über das unabsehbare Philistergespräch, nach den schönen Tyroler Bergen hinausfah und tief seufzte. Mein Berliner Philister nahm aber eben diesen Blick und Seufzer als neue Gesprächsfäden auf, und seufzte mit: „Ach ja, ich möchte auch jetzt in Konstantinopel sein! Ach! Konstantinopel zu sehen, war immer der einzige Wunsch meines Lebens, und jetzt sind die Russen gewiß schon eingezogen, ach, in Konstantinopel! Haben Sie Petersburg gesehen? Ich verneinte Dieses und bat, mir davon zu erzählen. Aber nicht er selbst, sondern sein Herr Schwager, der Kammergerichtsrath, war vorigen Sommer da gewesen, und es soll eine ganz eezige Stadt sein. — „Haben Sie Kopenhagen gesehen?“ Da ich diese Frage ebenfalls verneinte und eine Schilderung dieser Stadt von ihm begehrte, lächelte er gar pfliffig und

wiegte das Köpfchen recht vergnügt hin und her und versicherte mir auf Ehre, ich könnte mir keine Vorstellung davon machen, wenn ich nicht selbst dort gewesen sei. „Dieses,“ erwiderte ich, wird vor der Hand noch nicht stattfinden, ich will jetzt eine andere Reise antreten, die ich schon diesen Frühling projiziert, ich reise nämlich nach Italien.

Als der Mann dieses Wort hörte, sprang er plötzlich vom Stuhl auf, drehte sich dreimal auf einem Fuße herum, und trillerte: Tirili! Tirili! Tirili!

Das gab mir den letzten Sporn. Morgen reise ich, beschloß ich auf der Stelle. Ich will nicht länger zögern, ich will so bald als möglich das Land sehen, das den trockensten Philister so sehr in Ekstase bringen kann, daß er bei dessen Erwähnung plötzlich wie eine Wachtel schlägt. Während ich zu Hause meinen Koffer packte, klang mir der Ton jenes Tirili's noch immer in die Ohren, und mein Bruder, Maximilian Heine, der mich den andern Tag bis Tyrol begleitete, konnte nicht begreifen, warum ich auf dem ganzen Wege kein vernünftiges Wort sprach und beständig tirilte.

Kapitel VI.

Tirili! Tirili! ich lebe! Ich fühle den süßen Schmerz der Existenz, ich fühle alle Freuden und Qualen der Welt, ich leide für das Heil des ganzen Menschengeschlechts, ich büße dessen Sünden, aber ich genieße sie auch.

Und nicht bloß mit den Menschen, auch mit den Pflanzen fühle ich, ihre tausend grünen Zungen erzählen mir allerliebste Geschichten, sie wissen, daß ich nicht menschenstolz bin, und mit den niedrigsten Wiesenblümchen eben so gern spreche, wie mit den höchsten Tannen. Ach, ich weiß ja, wie es mit solchen Tannen beschaffen ist! Aus der Tiefe des Thals schießen sie himmelhoch empor, überragen fast die kühnsten Felsenberge — Aber wie lange dauert diese Herrlichkeit? Höchstens ein paar lumpige Jahrhunderte, dann krachen sie altersmüde zusammen und verfaulen auf dem Boden. Des Nachts kommen dann die hämischen Käuzlein aus ihren Felsenspalten hervorgehuscht, und verhöhnen sie noch obendrein: Seht, ihr starken Tannen, ihr glaubtet euch mit den Bergen messen zu können, jetzt liegt ihr gebrochen da unten, und die Berge stehen noch immer unerschüttert.

Einem Adler, der auf seinem einsamen Lieblingsfelsen sitzt, und solcher Verhöhnung zuhört, muß recht mitleidig zu Muth werden. Er denkt dann an das eigene Schicksal. Auch er weiß nicht, wie tief er einst gebettet wird. Aber die Sterne funkeln so beruhigend, die Waldwasser rauschen so trostvoll, und die eigene Seele überbraust so stolz all' die kleinmüthigen Gedanken, daß er sie bald wieder vergißt. Steigt gar die Sonne hervor, so fühlt

er sich wieder wie sonst, und fliegt zu ihr hinauf, und wenn er hoch genug ist, singt er ihr entgegen seine Lust und Qual. Seine Mitthiere, besonders die Menschen, glauben, der Adler könne nicht singen, und sie wissen nicht, daß er dann nur singt, wenn er aus ihrem Bereiche ist, und daß er aus Stolz nur von der Sonne gehört sein will. Und er hat Recht; es könnte irgend Einem von der gesiederten Sippschaft da unten einfallen, seinen Gesang zu recensiren. Ich habe selbst erfahren, wie solche Kritiken lauten: das Huhn stellt sich dann auf ein Bein und gluckt, der Sänger habe kein Gemüth; der Truthahn kullert, es fehle ihm der wahre Ernst; die Taube girrt, er kenne nicht die wahre Liebe; die Gans schnattert, er sei nicht wissenschaftlich; der Kapaun fikert, er sei nicht moralisch; der Dompfaff zwitschert, er habe leider keine Religion; der Sperling piepst, er sei nicht produktiv genug; Wiedehörschen, Elsterchen, Schuhuhen, Alles krächzt und ächzt und schnarrt — Nur die Nachtigall stimmt nicht ein in diese Kritiken; unbekümmert um die ganze Mitwelt, ist nur die rothe Rose ihr einziger Gedanke und ihr einziges Lied, sehnstüchtig umflattert sie die rothe Rose, und stürzt sich begeistert in die geliebten Dornen, und blutet und singt.

Kapitel VII.

Es giebt einen Adler im deutschen Vaterlande, dessen Sonnenlied so gewaltig erklingt, daß es auch hier unten gehört wird, und sogar die Nachtigallen aufhören, trotz all' ihren melodischen Schmerzen. Das bist du, Karl Zimmermann, und deiner dacht' ich gar oft in dem Lande, wovon du so schön gesungen. Wie konnte ich durch Tyrol reisen, ohne an das „Trauerspiel“ zu denken?

Nun freilich, ich habe die Dinge in anderer Färbung gesehen; aber ich bewundere doch den Dichter, der aus der Fülle des Gemüths Dasjenige, was er nie gesehen hat, der Wirklichkeit so ähnlich schafft. Am meisten ergözte mich, daß das „Trauerspiel in Tyrol“ in Tyrol verboten ist. Ich gedachte der Worte, die mir mein Freund Moser schrieb, als er mir meldete, daß der zweite Band der Ketschbilder verboten sei: „Die Regierung hätte aber das Buch gar nicht zu verbieten brauchen, es wäre dennoch gelesen worden.“

Zu Innsbruck im goldenen Adler, wo Andreas Hofer logiert hatte, und noch jede Ecke mit seinen Bildnissen und Erinnerungen an ihn beklebt ist, fragte ich den Wirth. Herrn Niederkirchner, ob er mir noch Viel von dem Sandwirth erzählen könne? Da war der alte Mann überfließend von Redseligkeit, und vertraute mir mit klugem Augenzwinken, daß jetzt die Geschichte auch ganz gedruckt heraus sei, aber auch ganz geheim verboten; und als er mich nach einem dunkeln Stübchen geführt, wo er seine Reliquien aus

dem Tyrolerkrieg aufbewahrt, wickelte er ein schmutzig blaues Papier von einem schon zerlesenen grünen Büchlein, das ich zu meiner Verwunderung als Immermann's „Trauerspiel in Tyrol“ erkannte. Ich sagte ihm, nicht ohne erröthenden Stolz, der Mann, der es geschrieben, sei mein Freund. Herr Niederkirchner wollte nun so Viel als möglich von dem Manne wissen, und ich sagte ihm, es sei ein gedienter Mann, von fester Statur, sehr ehlich, und sehr geschickt in Schreibsachen, so daß er nur wenige seines Gleichen finde. Daß er aber ein Preuße sei, wollte Herr Niederkirchner durchaus nicht glauben, und rief mit mittheilendem Lächeln: Warum nicht gar! Er ließ sich nicht ausreden, daß der Immermann ein Tyroler sei und den Tyroler Krieg mitgemacht habe, — „wie könnte er sonst Alles wissen?“

Seltene Grille des Volkes! Es verlangt seine Geschichte aus der Hand des Dichters und nicht aus der Hand des Historikers. Es verlangt nicht den treuen Bericht nackter Thatfachen, sondern jene Thatfachen wieder aufgelöst in die ursprüngliche Poesie, woraus sie hervorgegangen. Das wissen die Dichter, und nicht ohne geheime Schadenlust modeln sie willkürlich die Völkererinnerungen, vielleicht zur Verhöhnung stolztröckner Historiographen und pergamentener Staatsarchivare. Nicht wenig ergözte es mich, als ich in den Buden des letzten Jahrmarkts die Geschichte des Belisar's in grell colorierten Bildern ausgehängt sah, und zwar nicht nach dem Prokop, sondern ganz treu nach Schenk's Tragödie. „So wird die Geschichte verfälscht“ — rief der gelahrte Freund, der mich begleitete, — „sie weiß Nichts von jener Nacht einer beleidigten Gattin, von jenem gefangenen Sohn, von jener liebenden Tochter, und dergleichen modernen Herzensgeburten!“ — Ist denn Dies aber wirklich ein Fehler? soll man den Dichtern wegen dieser Fälschung gleich den Proceß machen? Nein, denn ich leugne die Anklage. Die Geschichte wird nicht von den Dichtern verfälscht. Sie geben den Sinn derselben ganz treu, und sei es auch durch selbsterfundene Gestalten und Umstände. Es giebt Völker, denen nur auf diese Dichterart ihre Geschichte überliefert worden, z. B. die Indier. Dennoch geben Gefänge wie der Mahabarata den Sinn indischer Geschichte viel richtiger als irgend ein Kompenbenschreiber mit all' seinen Jahrzahlen. In gleicher Hinsicht möchte ich behaupten, Walter Scott's Romane gäben zuweilen den Geist der englischen Geschichte weit treuer als Hume; wenigstens hat Sartorius sehr Recht, wenn er in seinen Nachträgen zu Spittler jene Romane zu den Quellen der englischen Geschichte rechnet.

Es geht den Dichtern wie den Träumern, die im Schlafe dasjenige innere Gefühl, welches ihre Seele durch wirklich äußere Ursachen empfindet, gleichsam maskieren, indem sie an die Stelle dieser letzteren ganz andere äußere Ursachen erträumen, die aber in so fern ganz adäquat sind, als sie dasselbe Gefühl hervor-

bringen. So sind auch in Zimmermann's „Trauerspiel“ manche Außendinge ganz willkürlich geschaffen, aber der Held selbst, der Gefühlsmittelpunkt, ist identisch geträumt, und wenn diese Traumgestalt selbst träumerisch erscheint, so ist auch Dieses der Wahrheit gemäß. Der Baron Hormayr, der hierin der kompetenteste Richter sein kann, hat mich, als ich jüngst das Vergnügen hatte ihn zu sprechen, auf diesen Umstand aufmerksam gemacht. Das mystische Gemüthsleben, die abergläubische Religiosität, das Epische des Mannes hat Zimmermann ganz richtig angedeutet. Er gab ganz treu jene treue Taube, die mit dem blanken Schwert im Schnabel, wie die kriegerische Liebe, über den Bergen Tyrol's so heldenmüthig umherjagte, bis die Kugeln von Mantua ihr treues Herz durchbohrten.

Was aber dem Dichter am meisten zur Ehre gereicht, ist die eben so treue Schilderung des Gegners, aus welchem er seinen wüthenden Gessler gemacht, um seinen Hoser desto mehr zu heben; wie Dieser eine Taube mit dem Schwerte, so ist Jener ein Adler mit dem Olzweig.

Kapitel VIII.

In der Wirthshausstube des Herrn Niederkirchner zu Innsbruck hängen einträchtig neben einander die Bilder des Andreas Hoser, Napoleon Bonaparte und Ludwig von Baiern.

Innsbruck selbst ist eine unwohlthliche, blöde Stadt. Vielleicht mag sie im Winter etwas geistiger und behaglicher aussehen, wenn die hohen Berge, wovon sie eingeschlossen, mit Schnee bedeckt sind, und die Lawinen dröhnen und überall das Eis tracht und blüht.

Ich fand die Häupter jener Berge mit Wolken, wie mit grauen Turbanen, umwickelt. Man sieht dort die Martinswand, den Schauplatz der lieblichsten Kaisersage; wie denn überhaupt die Erinnerung an den ritterlichen Max in Tyrol noch immer blüht und klingt.

In der Hofkirche stehen die oft besprochenen Standbilder der Fürsten und Fürstinnen aus dem Hause Osterreich und ihrer Ahnen, worunter Mancher gerechnet worden, der gewiß bis auf den heutigen Tag nicht begreift, wie er zu dieser Ehre gekommen. Sie stehen in gewaltiger Lebensgröße, aus Eisen gegossen, um das Grabmal des Maximilian. Da aber die Kirche klein und das Dach niedrig ist, so kommt's Einem vor, als sähe man schwarze Wachsfiguren in einer Marktbude. Am Fußgestell der meisten liest man auch den Namen derjenigen hohen Personen, die sie vorstellten. Als ich jene Statuen betrachtete, traten Engländer in die Kirche; ein hagerer Mann mit aufgesperstem Gesichte, die Daumen eingehakt in die Armöffnungen der weißen Weste, und im Maul einen ledernen Guide des voyageurs; hinter ihm seine lange Lebens-

gefährtin, eine nicht mehr ganz junge, schon etwas abgeliebte, aber noch immer hinlänglich schöne Dame; hinter dieser ein rothes Portergesicht mit pudervereißen Aufschlägen, steif einhertretend in einem dito Rock, und die hölzernen Hände vollauf befrachtet mit Mylady's Handschuhen, Alpenblumen und Mops.

Das Kleeblatt stieg schnurgerade nach dem obern Ende der Kirche, wo der Sohn Albion's seiner Gemahlin die Statuen erkärte, und zwar nach seinem Guide des voyageurs, in welchem ausführlich zu lesen war: Die erste Statue ist der König Chlodewig von Frankreich, die andere ist der König Arthur von England, die dritte ist Rudolf von Habsburg u. s. w. Da aber der arme Engländer die Reihe von oben anfang, statt von unten, wie es der Guide des voyageurs voraussetzte, so gerieth er in die ergößlichsten Verwechslungen, die noch komischer wurden, wenn er an eine Frauenstatue kam, die er für einen Mann hielt, und umgekehrt, so daß er nicht begriff, warum man Rudolf von Habsburg in Weibskleidern dargestellt, dagegen die Königin Maria mit eisernen Hosen und einem allzulangen Barte. Ich, der ich gerne mit meinem Wissen nachhelfe, bemerkte beiläufig, Vergleichen habe wahrscheinlich das damlige Kostüm erfordert, auch könne es besonderer Wille der hohen Personen gewesen sein, so, und bei Leibe nicht anders, gegossen zu werden. So könne es ja dem jetzigen Kaiser einfallen, sich in einem Reisrock oder gar in Windeln gießen zu lassen; — wer würde was dagegen einwenden?

Der Mops bellte kritisch, der Sakai glockte, sein Herr putzte sich die Nase, und Mylady sagte: A fine exhibition, very fine indeed!

Kapitel IX.

Brixen war die zweite größere Stadt Tyrol's, wo ich einkehrte. Sie liegt in einem Thal, und als ich ankam, war sie mit Dampf und Abendshatten übergossen. Dämmernde Stille, melancholisches Glockengebümmel, die Schafe trippelten nach ihren Ställen, die Menschen nach den Kirchen; überall beklemmender Geruch von häßlichen Heiligenbildern und getrocknetem Heu.

„Die Jesuiten sind in Brixen,“ hatte ich kurz vorher im Hesperus gelesen. Ich sah mich auf allen Straßen nach ihnen um; aber ich habe Niemanden gesehen, der einem Jesuiten glich, es sei denn jener dicke Mann mit geistlich dreieckigem Hut und pfäffisch geschnittenem schwarzen Rock, der alt und abgetragen war, und mit den glänzend neuen schwarzen Hosen gar auffallend kontrastirte.

Das kann auch kein Jesuit sein, sprach ich endlich zu mir selber; denn ich habe mir immer die Jesuiten etwas mager gedacht. Ob es wirklich noch Jesuiten giebt? Manchmal will es mich bedünken, als sei ihre Existenz nur eine Chimäre, als spuke

nur die Angst vor ihnen noch in unseren Köpfen, nachdem längst die Gefahr vorüber, und alles Eifern gegen Jesuiten mahnt mich dann an Leute, die, wenn es längst aufgehört hat zu regnen, noch immer mit aufgespanntem Regenschirm umhergehen. Ja, mich dünkt zuweilen, der Teufel, der Adel und die Jesuiten existieren nur so lange als man an sie glaubt. Vom Teufel könnten wir es wohl ganz bestimmt behaupten; denn nur die Gläubigen haben ihn bisher gesehen. Auch in Betreff des Adels werden wir im Laufe einiger Zeit die Erfahrung machen, daß die bonne société aufhören wird die bonne société zu sein, sobald der gute Bürgermann nicht mehr die Güte hat, sie für die bonne société zu halten. Aber die Jesuiten? Wenigstens haben sie doch nicht mehr die alten Hosen an! Die alten Jesuiten liegen im Grabe mit ihren alten Hosen, Begierden, Weltplänen, Ränken, Distinctionen, Reservationen und Giften, und was wir jetzt in neuen, glänzenden Hosen durch die Welt schleichen sehen, ist nicht sowohl ihr Geist, als vielmehr ihr Gespenst, ein albernes, blödsinniges Gespenst, das uns täglich durch Wort und That zu beweisen sucht, wie wenig es furchtbar sei, und wahrlich, es mahnt uns an die Geschichte von einem ähnlichen Gespenste im Thüringer Walde, das einst die Leute, so sich vor ihm fürchteten, von ihrer Furcht befreite, indem es vor Aller Augen seinen Schädel von den Schultern herab nahm, und Jedem zeigte, daß er inwendig ganz hohl und leer sei.

Ich kann nicht umhin, nachträglich zu erzählen, daß ich Gelegenheit fand, den dicken Mann mit den glänzend neuen Hosen genauer zu beobachten, um mich zu überzeugen, daß er kein Jesuit war, sondern ein ganz gewöhnliches Vieh Gottes. Ich traf ihn nämlich in der Gaststube meines Wirthshauses, wo er zu Nacht speiste, in Gesellschaft eines langen, mageren, Excellenz genannten Mannes, der jenem alten hagestolzlischen Landjunker, den Shakespeare geschildert, so ähnlich war, daß es schien, als habe die Natur ein Plagiat begangen. Beide würzten ihr Mahl, indem sie die Aufwärterin mit Rareffen bedrängten, die das liebe, bildschöne Mädchen nicht wenig anzukeln schienen, so daß sie sich mit Gewalt losriß, wenn der Eine sie hinten klätschelte, oder der Andere sie gar zu embarrassieren suchte. Dabei rissen sie ihre rohesten Boten, die das Mädchen, wie sie wußten, nicht umhin konnte anzuhören, da sie zur Aufwartung der Gäste, und auch um mir den Tisch zu decken, im Zimmer bleiben mußte. Als jedoch die Ungebühr ganz unendlich wurde, ließ die junge Person plötzlich Alles stehen und liegen, eilte zur Thür hinaus, und kam erst nach einigen Minuten ins Zimmer zurück, mit einem kleinen Kinde auf dem Arm, das sie die ganze Zeit auf dem Arme behielt, während sie im Gastzimmer ihre Geschäfte besorgte, obgleich ihr diese dadurch um so beschwerlicher wurden. Die beiden Kumpane aber, der geistliche und der adlige Herr, wagten keine einzige Belästigung mehr gegen

das Mädchen, das jetzt ohne Unfreundlichkeit, jedoch mit seltsamem Ernst, sie bediente; das Gespräch nahm eine andere Wendung, Beide schwatzten jetzt das gewöhnliche Geschwätz von der großen Verschwörung gegen Thron und Altar, sie verständigten sich über die Nothwendigkeit strenger Maßregeln, und reichten sich mehrmals die heiligen Allianz Hände.

Kapitel X.

Für die Geschichte von Tyrol sind die Werke des Joseph von Hormayr unentbehrlich; für die neueste Geschichte ist er selbst die beste, oft die einzige Quelle. Er ist für Tyrol, was Johannes von Müller für die Schweiz ist; eine Parallele dieser beiden Historiker drängt sich uns von selbst auf. Sie sind gleichsam Wandnachbarn, Beide in ihrer Jugend gleich begeistert für ihre Geburtsalpen, Beide fleißig, forschsam, von historischer Denkweise und Gefühlrichtung; Johannes von Müller epischer gestimmt, den Geist wiegend in den Geschichten der Vergangenheit, Joseph von Hormayr hastiger fühlend, mehr in die Gegenwart hineingerissen, uneigennützig das Leben wagend für Das, was ihm lieb war.

Bartholdy's „Krieg der Tyroler Landleute im Jahr 1809“ ist ein geistreich und schön geschriebenes Buch, und wenn Mängel darin sind, so entstanden sie nothwendigerweise dadurch, weil der Verfasser, wie es edlen Gemüthern eigen ist, für die unterdrückte Partei eine sichtbare Vorliebe hegte, und weil noch Pulverdampf die Begebenheiten umhüllte, als er sie beschrieb.

Viele merkwürdige Ereignisse jener Zeit sind gar nicht aufgeschrieben, und leben nur im Gedächtnisse des Volkes, das jetzt nicht gern mehr davon spricht, da die Erinnerung mancher getäuschten Hoffnung dabei auftaucht. Die armen Tyroler haben nämlich auch allerlei Erfahrungen machen müssen, und wenn man sie jetzt fragt, ob sie zum Lohne ihrer Treue Alles erlangt, was man ihnen in der Noth versprochen, so zucken sie gutmüthig die Achsel und sagen naiv: Es war vielleicht so ernst nicht gemeint, und der Kaiser hat viel zu denken, und da geht ihm Manches durch den Kopf.

Tröstet euch, arme Schelme! Ihr seid nicht die Einzigen, denen etwas versprochen worden. Passirt es doch oft auf großen Sklavenschiffen, daß man bei großen Stürmen, und wenn das Schiff in Gefahr geräth, zu den schwarzen Menschen seine Zuflucht nimmt, die unten im dunkeln Schiffsraum zusammengestaut liegen. Man bricht dann ihre eisernen Ketten, und verspricht heilig und theuer, ihnen die Freiheit zu schenken, wenn durch ihre Thätigkeit das Schiff gerettet werde. Die blöden Schwarzen jubeln nun hinauf ans Tageslicht, hurrah! sie eilen zu den Pumpen, stampfen aus Leibeskräften, helfen, wo nur zu helfen ist, klettern,

springen, rappen die Masten, winden die Taue, kurz, arbeiten so lange, bis die Gefahr vorüber ist. Alsdann werden sie, wie sich von selbst versteht, wieder nach dem Schiffsraum hinabgeführt, wieder ganz bequem angefesselt, und in ihrem dunkeln Elend machen sie demagogische Betrachtungen über Versprechungen von Seelenverkäufern, deren ganze Sorge nach überstandener Gefahr dahin geht, noch einige Seelen mehr einzutauschen.

O navis, referent in mare te novi
Fluctus? etc.

Als mein alter Lehrer diese Ode des Horaz, worin der Senat mit einem Schiffe verglichen wird, explicierte, hatte er allerlei politische Betrachtungen zu machen, die er bald einstellte, als die Schlacht bei Leipzig geschlagen worden, und die ganze Klasse auseinanderging.

Mein alter Lehrer hat Alles voraus gewußt. Als wir die erste Nachricht dieser Schlacht erhielten, schüttelte er das graue Haupt. Jetzt weiß ich, was dieses Schütteln bedeutete. Bald kamen die genaueren Berichte, und heimlich zeigte man einander die Bilder, wo gar bunt und erbaulich abtonterseit war, wie die hohen Heersführer auf dem Schlachtfelde knieten und Gott dankten.

Ja, sie konnten Gott danken — sagte mein Lehrer und lächelte, wie er zu lächeln pflegte, wenn er den Sallust explicierte — der Kaiser Napoleon hat sie so oft geklopft, daß sie es ihm doch am Ende ablernen konnten.

Nun kamen die Miierten und die schlechten Befreiungsgedichte, Hermann und Thuznela, hurrah! und der Frauenverein, und die Vaterlandseicheln, und das ewige Prahlen mit der Schlacht bei Leipzig, und wieder die Schlacht bei Leipzig, und kein Aufhören davon.

Es geht diesen Leuten, bemerkte mein Lehrer, wie den Thebanern, als sie bei Leuktra endlich einmal jene unbesiegbaren Spartaner geschlagen, und beständig mit dieser Schlacht prahlten, so daß Antisthenes von ihnen sagte: Sie machen es wie die Knaben, die vor Freude sich nicht zu lassen wissen, wenn sie einmal ihren Schulmeister ausgeprügelt haben. Liebe Jüngens, es wäre besser gewesen, wir hätten selbst die Prügel bekommen.

Bald darauf ist der alte Mann gestorben. Auf seinem Grabe wächst preussisches Gras, und es weiden dort die adeligen Kstoffe unserer renovierten Ritter.

Kapitel XI.

Die Tyroler sind schön, heiter, ehrlich, brav, und von unergründlicher Geistesbeschränktheit. Sie sind eine gesunde Menschenrace, vielleicht weil sie zu dumm sind, um krank sein zu können. Auch eine edle Race möchte ich sie nennen, weil sie sich in ihren

Nahrungsmitteln sehr wählig und in ihren Gewöhnungen sehr reinlich zeigen; nur fehlt ihnen ganz und gar das Gefühl von der Würde der Persönlichkeit. Der Tyroler hat eine Sorte von lächelndem humoristischem Servilismus, der fast eine trionfische Färbung trägt, aber doch grundehrlich gemeint ist. Die Frauenzimmer in Tyrol begrüßen dich so zuvorkommend freundlich, die Männer drücken dir so derb die Hand, und gebärden sich dabei so puzig herzlich, daß du fast glauben solltest, sie behandelten dich wie einen nahen Verwandten, wenigstens wie ihres Gleichen; aber weit gefehlt, sie verlieren dabei nie aus dem Gedächtnis, daß sie nur gemeine Leute sind, und daß du ein vornehmer Herr bist, der es gewiß gern sieht, wenn gemeine Leute ohne Blödigkeit sich zu ihm herauslassen. Und darin haben sie einen naturrichtigen Instinkt; die starrsten Aristokraten sind froh, wenn sie Gelegenheit finden zur Herablassung, denn dadurch eben fühlen sie, wie hoch sie gestellt sind. Zu Hause üben die Tyroler diesen Servilismus gratis, in der Fremde suchen sie auch noch dadurch zu lukrieren. Sie geben ihre Persönlichkeit preis, ihre Nationalität. Diese bunten Dederverkäufer, diese munteren Tyroler Bua, die wir in ihrem Nationalkostüm herumwandern sehen, lassen gern ein Späßchen mit sich treiben, aber du mußt ihnen auch Etwas abkaufen. Jene Geschwister Rainer, die in England gewesen, haben es noch besser verstanden, und sie hatten noch obendrein einen guten Rathgeber, der den Geist der englischen Nobilität gut kannte. Daher ihre gute Aufnahme im Foyer der europäischen Aristokratie, in the west end of the town. Als ich vorigen Sommer in den glänzenden Concertsälen der Londoner fashionablen Welt diese Tyroler Sänger, gekleidet in ihre heimathliche Volkstracht, das Schaugerüst betreten sah, und von da herab jene Vieder hörte, die in den Tyroler Alpen so naiv und fromm gejodelt werden, und uns auch ins norddeutsche Herz so lieblich hinabklingen — da verzerrte sich Alles in meiner Seele zu bitterem Unmuth, das gefällige Lächeln vornehmer Lippen stach mich wie Schlangen, es war mir, als sähe ich die Keuschheit des deutschen Wortes aufs roheste beleidigt, und die süßesten Mysterien des deutschen Gemüthslebens vor fremdem Pöbel profanirt. Ich habe nicht mißklatschen können bei dieser schamlosen Verschächerung des Verschämtesten, und ein Schwetzer, der gleichführend mit mir den Saal verließ, bemerkte ganz richtig: Wir Schwetzer geben auch Viel fürs Geld, unsere besten Käse und unser bestes Blut, aber das Alphorn können wir in der Fremde kaum blasen hören, vielweniger es selbst blasen für Geld.

Kapitel XII.

Throl ist sehr schön, aber die schönste Landschaften können uns nicht entzücken bei trüber Witterung und ähnlicher Gemüthsstimmung. Diese ist bei mir immer die Folge von jener, und da es draußen regnete, so war auch in mir schlechtes Wetter. Nur dann und wann durfte ich den Kopf zum Wagen hinausstrecken, dann schaute ich himmelhohe Berge, die mich ernsthaft ansahen, und mir mit den ungeheuern Häuptern und langen Wolkenbärten eine glückliche Reise zunickten. Sie und da bemerkte ich auch ein fernblaues Berglein, das sich auf die Fußzehen zu stellen schien, und den anderen Bergen recht neugierig über die Schultern blickte, wahrscheinlich um mich zu sehen. Dabei kreischten überall die Waldbäche, die sich wie toll von den Höhen herabstürzten und in den dunkeln Thalstrudeln versammelten. Die Menschen steckten in ihren niedlichen, netten Häuschen, die über der Halbe an den schroffsten Abhängen und bis auf die Bergspitzen zerstreut liegen; niedliche nette Häuschen, gewöhnlich mit einer langen, balkonartigen Gallerie, und diese wieder mit Wäsche, Heiligenbildchen, Blumentöpfen und Mädchengesichtern ausgeschmückt. Auch hübsch bemalt sind diese Häuschen, meist weiß und grün, als trügen sie ebenfalls die Tyroler Landestracht, grüne Hosenträger über dem weißen Hemde. Wenn ich solch' Häuschen im einsamen Regen liegen sah, wollte mein Herz oft aussteigen und zu den Menschen gehen, die gewiß trocken und vergnügt da drinnen saßen. Da drinnen, dacht' ich, muß sich's recht lieb und innig leben lassen, und die alte Großmutter erzählt gewiß die heimlichsten Geschichten. Während der Wagen unerbittlich vorbeifuhr, schaut' ich noch oft zurück, um die bläulichen Rauchsäulen aus den kleinen Schornsteinen steigen zu sehen, und es regnete dann immer stärker, außer mir und in mir, daß mir fast die Tropfen aus den Augen herauskamen.

Oft hob sich auch mein Herz, und trotz dem schlechten Wetter klomm es zu den Leuten, die ganz oben auf den Bergen wohnen, und vielleicht kaum einmal im Leben herabkommen, und Wenig erfahren von Dem, was hier unten geschieht. Sie sind deshalb um Nichts minder fromm und glücklich. Von der Politik wissen sie Nichts, als daß sie einen Kaiser haben, der einen weißen Rock und rothe Hosen trägt; Das hat ihnen der alte Ohm erzählt, der es selbst in Innsbruck gehört von dem schwarzen Sepperl, der in Wien gewesen. Als nun die Patrioten zu ihnen hinaufkletterten und ihnen beredsam vorstellten, daß sie jetzt einen Fürsten bekommen, der einen blauen Rock und weiße Hosen trage, da griffen sie zu ihren Büchsen, und küßten Weib und Kind, und stiegen von den Bergen hinab, und ließen sich todt schlagen für den weißen Rock und die lieben alten rothen Hosen.

Im Grunde ist es auch Dasselbe, für was man stirbt, wenn

nur für etwas Liebes gestorben wird, und so ein warmer, treuer Tod ist besser, als ein kaltes, treuloses Leben. Schon allein die Lieder von einem solchen Tode, die süßen Reime und lichten Worte erwärmen unser Herz, wenn feuchte Nebellust und zudringliche Sorgen es betrüben wollen.

Viel solcher Lieder klangen durch mein Herz, als ich über die Berge Tyrol's dahinfuhr. Die traulichen Tannenwälder rauschten mir so manch' vergessenes Liebeswort ins Gedächtnis zurück. Besonders wenn mich die großen blauen Bergseen so unergründlich sehnüchlich anschauten, dann dachte ich wieder an die beiden Kinder, die sich so lieb gehabt und zusammen gestorben sind. Es ist eine veraltete Geschichte, die auch jetzt Niemand mehr glaubt, und die ich selbst nur aus einigen Liederreimen kenne.

„Es waren zwei Königskinder,
Die hatten einander so lieb,
Sie konnten beisammen nicht kommen,
Das Wasser war viel zu tief.“

Diese Worte fingen von selbst wieder an in mir zu klingen, als ich bei einem von jenen blauen Seen am jenseitigen Ufer einen kleinen Knaben und am diesseitigen ein kleines Mädchen stehen sah, die Beide in der bunten Volkstracht, mit behänderten, grünen Spitzhütchen auf dem Kopfe, gar wunderlich gekleidet waren, und sich hinüber und herüber grüßten —

Sie konnten beisammen nicht kommen,
Das Wasser war viel zu tief.

Kapitel XIII.

Im südlichen Tyrol klärte sich das Wetter auf, die Sonne von Italien ließ schon ihre Nähe fühlen, die Berge wurden wärmer und glänzender, ich sah schon Weinreben, die sich daran hinauf-rankten, und ich konnte mich schon öfter zum Wagen hinauslehnen. Wenn ich mich aber hinauslehne, so lehnt sich mein Herz mit mir hinaus, und mit dem Herzen all seine Liebe, seine Wehmuth und seine Thorheit. Es ist mir oft geschehen, daß das arme Herz dadurch von den Dornen zerrissen wurde, wenn es sich nach den Rosenbüschen, die am Wege blühten, hinauslehnte, und die Rosen Tyrol's sind nicht häßlich. Als ich durch Steinach fuhr und den Markt besah, worauf Zimmermann den Sandwirth Hofer mit seinen Gesellen auftreten läßt, da fand ich, daß der Markt für eine Insurgenten-Versammlung viel zu klein wäre, aber noch immer groß genug ist, um sich darauf zu verlieben. Es sind da nur ein paar weiße Häuschen, und aus einem kleinen Fenster guckte eine kleine Sandwirthin und zielte und schoß aus ihren großen Augen; — wäre der Wagen nicht schnell vorübergerollt, und hätte sie Zeit gehabt noch einmal zu laden, so wäre ich gewiß geschossen. Ich

rief: Rutscher, fahr zu, mit einer solchen Schön-Elsh ist nicht zu spaßen; die steckt Einem das Haus über dem Kopf in Brand. Als gründlicher Reisender muß ich auch anführen, daß die Frau Wirthin in Sterzing zwar selbst eine alte Frau ist, aber dafür zwei junge Töchterlein hat, die Einem das Herz, wenn es ausgediegen ist, durch ihren Anblick recht wohlthätig erwärmen. Aber dich darfst du nicht vergessen, du schönste von Allen, du schöne Spinnerin an den Marken Italiens! O hättest du mir, wie Ariadne dem Theseus, den Faden deines Gespinnstes gegeben, um mich zu leiten durch das Labyrinth dieses Lebens, jetzt wäre der Minotaurus schon besiegt, und ich würde dich lieben und küssen und niemals verlassen!

Es ist ein gutes Zeichen, wenn die Weiber lächeln, sagt ein chinesischer Schriftsteller, und ein deutscher Schriftsteller war eben dieser Meinung, als er in Südtirol, wo Italien beginnt, einem Berge vorbeikam, an dessen Fuße auf einem nicht sehr hohen Steindamm eines von jenen Häuschen stand, die mit ihrer traulichen Galerie und ihren naiven Malereien uns so lieblich ansehen. Auf der einen Seite stand ein großes hölzernes Krucifix, das einem jungen Weinstock als Stütze diente, so daß es fast schaurig heiter aussah, wie das Leben den Tod, die saftig grünen Reben den blutigen Leib und die gekreuzigten Arme und Beine des Heilands umrankten. Auf der andern Seite des Häuschens stand ein runder Taubentofen, dessen gefiedertes Völkchen sog hin und her, und eine ganz besonders anmuthig weiße Taube saß auf dem hübschen Spitzdächlein, das wie die fromme Steinkrone einer Heiligeninische über dem Haupte der schönen Spinnerin hervorragte. Diese saß auf der kleinen Galerie und spann, nicht nach der deutschen Spinnradmethode, sondern nach jener uralten Weise, wo ein flachsumzogener Wocken unter dem Arme gehalten wird, und der abgesponnene Faden an der freihängenden Spindel hinunterläuft. So spannen die Königstöchter in Griechenland, so spinnen noch jetzt die Parzen und alle Italiänerinnen. Sie spann und lächelte, unbeweglich saß die Taube über ihrem Haupte, und über dem Hause selbst ragten hinten die hohen Berge, deren Schneegipfel die Sonne beschien, daß sie aussahen wie eine ernste Schutzwache von Riesen mit blanken Helmen auf den Häuptern.

Sie spann und lächelte, und ich glaube, sie hat mein Herz festgesponnen, während der Wagen etwas langsamer vorbeifuhr wegen des breiten Stromes der Elsch, die auf der andern Seite des Wegs dahinschoß. Die lieben Züge kamen mir den ganzen Tag nicht aus dem Gedächtnis, überall sah ich jenes holde Antlitz, das ein griechischer Bildhauer aus dem Dufte einer weißen Rose geformt zu haben schien, ganz so hingehaucht zart, so überselig edel, wie er es vielleicht einst als Jüngling geträumt in einer blühenden Frühlingsnacht. Die Augen freilich hätte kein Grieche er-

träumen und noch weniger begreifen können. Ich aber sah sie und begriff sie, diese romantischen Sterne, die so zauberhaft die antike Herrlichkeit beleuchteten. Den ganzen Tag sah ich diese Augen, und ich träumte davon in der folgenden Nacht. Da sah sie wieder und lächelte, die Tauben flatterten hin und her wie Liebesengel, auch die weiße Taube über ihrem Haupte bewegte mystisch die Flügel, hinter ihr hoben sich immer gewaltiger die behelmten Wächter, vor ihr hin jagte der Bach, immer stürmischer und wilder, die Weinreben umrankten mit ängstlicher Hast das gekreuzigte Holzbild, das sich schmerzlich regte und die leidenden Augen öffnete und aus den Wunden blutete — sie aber spann und lächelte, und an den Faden ihres Wockens, gleich einer tanzenden Spindel, hing mein eigenes Herz.

Kapitel XIV.

Während die Sonne immer schöner und herrlicher aus dem Himmel hervorblickte, und Berg und Burgen mit Goldschleiern umkleidete, wurde es auch in meinem Herzen immer heißer und leuchtender, ich hatte wieder die ganze Brust voll Blumen, und diese sproßten hervor und wuchsen mir gewaltig über den Kopf, und durch die eignen Herzblumen hindurch lächelte wieder himmlisch die schöne Spinnerin. Befangen in solchen Träumen, selbst ein Traum, kam ich nach Italien, und da ich während der Reise schon ziemlich vergessen hatte, daß ich dorthin reiste, so erschrak ich fast, als mich all' die großen italienischen Augen ansahen, und das buntverwirrte italienische Leben mir leibhaftig, heiß und summend, entgegenströmte.

Es geschah Dieses aber in der Stadt Trient, wo ich an einem schönen Sonntag des Nachmittags ankam, zur Zeit, wo die Hitze sich legt und die Italiäner aufstehen und in den Straßen auf- und abspazieren. Diese Stadt liegt alt und gebrochen, in einem weiten Kreise von blühend grünen Bergen, die wie ewig junge Götter auf das morsche Menschenwerk herabsehen. Gebrochen und morsch liegt daneben auch die hohe Burg, die einst die Stadt beherrscht, ein abenteuerlicher Bau aus abenteuerlicher Zeit, mit Spitzen, Vorsprüngen, Zinnen und mit einem breitrunden Thurm, worin nur noch Eulen und österreichische Invaliden hausen. Auch die Stadt selbst ist abenteuerlich gebaut, und wunderbar wird Einem zu Sinn beim ersten Anblick dieser uralterthümlichen Häuser mit ihren verblichenen Freskos, mit ihren zerbröckelten Heiligenbildern, mit ihren Thürmchen, Erkern, Gitterfensterchen und jenen hervorstehenden Giebeln, die estradenartig auf grauen, altersschwachen Pfeilern ruhen, welche selbst einer Stütze bedürften. Solcher Anblick wäre allzu wehmüthig, wenn nicht die Natur diese abgestorbenen Steine mit neuem Leben erfrischte, wenn nicht süße Wein-

reben jene gebrechlichen Pfeiler, wie die Jugend das Alter, innig und zärtlich umrankten, und wenn nicht noch süßere Mädchen-
gesichter aus jenen trüben Bogenfenstern hervorguckten, und über
den deutschen Fremdling lächelten, der wie ein schlafwandelnder
Träumer durch die blühenden Ruinen einherschwanke.

Ich war wirklich wie im Traum, wie in einem Traume, wo
man sich auf irgend Etwas besinnen will, was man ebenfalls ein-
mal geträumt hat. Ich betrachtete abwechselnd die Häuser und
die Menschen, und ich meinte fast, diese Häuser hätte ich einst
in ihren besseren Tagen gesehen, als ihre hübschen Malereien
noch farbig glänzten, als die goldenen Bieraten an den Fenster-
friesen noch nicht so geschwärzt waren, und als die marmorne
Madonna, die das Kind auf dem Arme trägt, noch ihren wunder-
schönen Kopf aufhatte, den jetzt die bilderstürmende Zeit so pöbel-
haft abgebrochen. Auch die Gesichter der alten Frauen schienen
mir so bekannt, es kam mir vor, als wären sie herausgeschnitten
aus jenen altitaliänischen Gemälden, die ich einst als Knabe in der
Düsseldorfer Galerie gesehen habe. Ebenfalls die alten Männer
schienen mir so längst-vergessen wohlbekannt, und sie schauten mich
an mit ernstern Augen, wie aus der Tiefe eines Jahrtausends. So-
gar die ledern jungen Mädchen hatten so etwas jahrtausendlich Ver-
storbenes und doch wieder blühend Aufgelebtes, das mich fast ein
Grauen anwandelte, ein süßes Grauen, wie ich es einst gefühlt, als
ich in der einsamen Mitternacht meine Lippen preßte auf die Lippen
Maria's, einer wunderschönen Frau, die damals gar keinen
Fehler hatte, außer daß sie todt war. Dann aber mußt' ich wieder
über mich selbst lächeln, und es wollte mich bedünken, als sei die
ganze Stadt nichts Anderes als eine hübsche Novelle, die ich einst
einmal gelesen, ja, die ich selbst gedichtet, und ich sei jetzt in mein
eigenes Gedicht hineingezaubert worden, und erschreke vor den
Gebilden meiner eigenen Schöpfung. Vielleicht auch, dacht' ich, ist
das Ganze wirklich nur ein Traum, und ich hätte herzlich gern
einen Thaler für eine einzige Ohrfeige gegeben, bloß um dadurch
zu erfahren, ob ich wachte oder schlief.

Wenig fehlte, und ich hätte diesen Artikel noch wohlfeiler ein-
gehandelt, als ich an der Ecke des Marktes über die dicke Obstfrau
hinstolperte. Sie begnügte sich aber damit, mir einige wirkliche
Feigen an die Ohren zu werfen, und ich gewann dadurch die Über-
zeugung, daß ich mich in der wirklichsten Wirklichkeit befand, mit-
ten auf dem Marktplatz von Trient, neben dem großen Brunnen,
aus dessen kuppernen Tritonen und Delphinen die silberklaren
Wasser gar lieblich ermunternd emporsprangen. Links stand ein
alter Palazzo, dessen Wände mit bunt allegorischen Figuren be-
malt waren, und auf dessen Terrasse einige grau östreichische Sol-
daten zum Heldenthume abgerichtet wurden. Rechts stand ein
gothisch-lombardisch lapriciöses Häuslein, in dessen Innerm eine

süße flatterhafte Mädchenstimme so lech und lustig trillerte, daß die verwitterten Mauern vor Vergnügen oder Bausälligkeit zitterten, während oben aus dem Spitzfenster eine schwarze, labyrinthisch gekräuselte, komödiantenhafte Frisur herausguckte, worunter ein scharfgezeichnetes, dünnes Gesicht hervortrat, das nur auf der linken Wange geschminkt war, und daher ausah wie ein Pfannkuchen, der erst auf einer Seite gebacken ist. Vor mir aber, in der Mitte, stand der uralte Dom, nicht groß, nicht düster, sondern wie ein heiterer Greis, recht bejahrt zutraulich und einladend.

Kapitel XV.

Als ich den grünseidnen Vorhang, der den Eingang des Doms bedeckte, zurückschob und eintrat in das Gotteshaus, wurde mir Leib und Herz angenehm erfrischt von der lieblichen Luft, die dort wehte, und von dem besänftigend magischen Lichte, das durch die buntbemalten Fenster auf die betende Versammlung herabfloß. Es waren meistens Frauenzimmer, in langen Reihen hingestreckt auf den niedrigen Betbänken. Sie beteten bloß mit leiser Lippenbewegung, und sächerten sich dabei beständig mit großen grünen Fächern, so daß man Nichts hörte, als ein unaufhörlich heimliches Wispern, und Nichts sah als Fächerschlag und wehende Schleier. Der knarrende Tritt meiner Stiefeln störte manche schöne Andacht, und große katholische Augen sahen mich an, halb neugierig, halb liebwillig, und mochten mir wohl rathen, mich ebenfalls hinzustrecken und Seelenfesta zu halten.

Wahrlich, ein solcher Dom mit seinem gedämpften Lichte und seiner wehenden Kühle ist ein angenehmer Aufenthalt, wenn draußen greller Sonnenschein und drückende Hitze. Davon hat man gar keinen Begriff in unserem protestantischen Norddeutschland, wo die Kirchen nicht so comfortabel gebaut sind, und das Licht so frech durch die unbemalten Vernunftscheiben hineinschießt, und selbst die kühlen Predigten vor der Hitze nicht genug schützen. Man mag sagen, was man will, der Katholicismus ist eine gute Sommerreligion. Es läßt sich gut liegen auf den Bänken dieser alten Dome, man genießt dort die kühle Andacht, ein heiliges Dolce far niente, man betet und träumt und sündigt in Gedanken, die Madonnen nicken so verzeihend aus ihren Nischen, weiblich gesinnt verzeihen sie sogar, wenn man ihre eignen holden Züge in die sündigen Gedanken verflochten hat, und zum Überflus steht noch in jeder Ecke ein brauner Rothstuhl des Gewissens, wo man sich seiner Sünden entledigen kann.

In einem solchen Stuhle saß ein junger Mönch mit ernster Miene; das Gesicht der Dame, die ihm ihre Sünden beichtete, war mir aber theils durch ihren weißen Schleier, theils durch das Seitenbrett des Beichtstuhls verborgen. Doch kam außerhalb des-

selben eine Hand zum Vorschein, die mich gleichsam festhielt. Ich konnte nicht aufhören diese Hand zu betrachten; das bläuliche Geäder und der vornehme Glanz der weißen Finger war mir so be fremdlich wohlbekannt, und alle Traumgewalt meiner Seele kam in Bewegung, um ein Gesicht zu bilden, das zu dieser Hand gehören konnte. Es war eine schöne Hand, und nicht wie man sie bei jungen Mädchen findet, die halb Lamm, halb Rose, nur gedankenlose, vegetabil-animalische Hände haben, sie hatte vielmehr so etwas Geistiges, so etwas geschichtlich Reizendes, wie die Hände von schönen Menschen, die sehr gebildet sind oder viel gelitten haben. Diese Hand hatte dabei auch so etwas rührend Unschuldiges, daß es schien, als ob sie nicht mitzubekennen brauche, und auch nicht hören wolle, was ihre Eigenthümerin beichtete, und gleichsam draußen warte, bis Diese fertig sei. Das dauerte aber lange; die Dame mußte viele Sünden zu erzählen haben. Ich konnte nicht länger warten, meine Seele drückte einen unsichtbaren Abschiedskuß auf die schöne Hand, diese suchte in demselben Momente, und zwar so eigenthümlich, wie die Hand der todten Maria zu zucken pflegte, wenn ich sie berührte. Um Gottewillens dacht' ich, was thut die todte Maria in Trient? — und ich eilte aus dem Dome.

Kapitel XVI.

Als ich wieder über den Marktplatz ging, grüßte mich an der Ecke die bereits erwähnte Obstfrau recht freundlich und recht zutraulich, als wären wir alte Bekannte. Gleichviel, dacht' ich, wie man eine Bekanntschaft macht, wenn man nur mit einander bekannt wird. Ein paar an die Ohren geworfene Feigen sind zwar nicht immer die beste Introdution; aber ich und die Obstfrau sahen uns jetzt doch so freundlich an, als hätten wir uns wechselseitig die besten Empfehlungsschreiben überreicht. Die Frau hatte auch keineswegs ein übles Aussehn. Sie war freilich schon etwas in jenem Alter, wo die Zeit unsere Dienstjahre mit fatalen Cheveux auf die Stirne anzeichnet, jedoch dafür war sie auch desto korpulenter, und was sie an Jugend eingebüßt, Das hatte sie an Gewicht gewonnen. Dazu trug ihr Gesicht noch immer die Spuren großer Schönheit, und wie auf alten Töpfen stand darauf geschrieben: „Lieben und geliebt zu werden, ist das größte Glück auf Erden.“ Was ihr aber den köstlichsten Reiz verliet, Das war die Frisur, die gekräuselten Locken, freideweiß gepudert, mit Pomade reichlich gedüngt, und idyllisch mit weißen Glockenblumen durchschlungen. Ich betrachtete diese Frau mit derselben Aufmerksamkeit, wie irgend ein Antiquar seine ausgegrabenen Marmortorsoz betrachtet, ich konnte an jener lebenden Menschenruine noch Viel mehr studieren, ich konnte die Spuren aller Civilisationen Italiens an ihr nachweisen, der etruskischen, römischen, gothischen, lombar-

bischen, bis herab auf die gepudert moderne, und recht interessant war mir das civilisirte Wesen dieser Frau im Kontrast mit Gewerb und Leidenschaftlicher Gewöhnung. Nicht minder interessant waren mir die Gegenstände ihres Gewerbes, die frischen Mandeln, die ich noch nie in ihrer ursprünglich grünen Schale gesehen, und die duftig frischen Feigen, die hoch ausgeschüttet lagen, wie bei uns die Birnen. Auch die großen Körbe mit frischen Citronen und Orangen ergötzten mich; und, wunderlieblicher Anblick! in einem leeren Korbe daneben lag ein bildschöner Knabe, der ein kleines Glöckchen in den Händen hielt, und während jetzt die große Domglocke läutete, zwischen jedem Schlag derselben mit seinem kleinen Glöckchen klingelte, und dabei so weltvergessen selig in den blauen Himmel hineinlächelte, daß mir selbst wieder die drolligste Kinderlaune im Gemüthe aufstieg, und ich mich wie ein Kind vor die lachenden Körbe hinstellte und naschte und mit der Obstfrau diskurierte.

Wegen meines gebrochenen Italiänischsprechens hielt sie mich im Anfang für einen Engländer; aber ich gestand ihr, daß ich nur ein Deutscher sei. Sie machte sogleich viele geographische, ökonomische, hortologische, klimatische Fragen über Deutschland, und wunderte sich, als ich ihr ebenfalls gestand, daß bei uns keine Citronen wachsen, daß wir die wenigen Citronen, die wir aus Italien bekommen, sehr pressen müssen, wenn wir Punsch machen, und daß wir dann aus Verzweiflung desto mehr Rum zugießen. Ach, liebe Frau! sagte ich ihr, in unserem Lande ist es sehr frostig und feucht, unser Sommer ist nur ein grünangestrichener Winter, sogar die Sonne muß bei uns eine Jacke von Flanell tragen, wenn sie sich nicht erkälten will; bei diesem gelben Flanellsonnenschein können unsere Früchte nimmermehr gedeihen, sie sehen verdrießlich und grün aus und, unter uns gesagt, das einzige reife Obst, das wir haben, sind gebratene Äpfel. Was die Feigen betrifft, so müssen wir sie ebenfalls, wie die Citronen und Orangen, aus fremden Ländern beziehen, und durch das lange Reisen werden sie dumm und mehlig; nur die schlechteste Sorte können wir frisch aus der ersten Hand bekommen, und diese ist so bitter, daß, wer sie umsonst bekommt, noch obendrein eine Realinjurienklage anstellt. Von den Mandeln haben wir bloß die geschwollenen. Kurz, uns fehlt alles edle Obst, und wir haben Nichts als Stachelbeeren, Birnen, Haselnüsse, Zwetschen und dergleichen Pöbel.

Kapitel XVII.

Ich freute mich wirklich, schon gleich bei meiner Ankunft in Italien eine gute Bekanntschaft gemacht zu haben, und hätten mich nicht wichtige Gefühle nach Süden hingezogen, so wäre ich vor der Hand in Trient geblieben, bei der guten Obstfrau, bei den guten Feigen und Mandeln, bei dem kleinen Glöckner und,

soll ich die Wahrheit sagen, bei den schönen Mädchen, die rudelweise vorbeiströmten. Ich weiß nicht, ob andere Reisende hier das Beiwort „schön“ billigen werden; mir aber gefielen die Trienterinnen ganz ausnehmend gut. Es war just die Sorte, die ich liebe — und ich liebe diese blassen, elegischen Gesichter, wo die großen, schwarzen Augen so liebeskrank herausstrahlen; ich liebe auch den dunkeln Teint jener stolzen Hälse, die schon Phöbus geliebt und braun geküßt hat; ich liebe sogar jene überreissen Nacken, worin purpurne Pünktchen, als hätten lüsterne Vögel daran gepickt; vor Allem aber liebe ich jenen genialen Gang, jene stumme Musik des Leibes, jene Glieder, die sich in den süßesten Rhythmen bewegen, üppig, schmiegsam, göttlich lieberlich, sterbefaul, dann wieder ätherisch erhaben, und immer hochpoetisch. Ich liebe Dergleichen, wie ich die Poesie selbst liebe, und diese melodisch bewegten Gestalten, dieses wunderbare Menschenconcert, das an mir vorüberrauschte, fand sein Echo in meinem Herzen, und weckte darin die verwandten Töne.

Es war jetzt nicht mehr die Zaubermacht der ersten Überraschung, die Märchenhaftigkeit der wildfremden Erscheinung, es war schon der ruhige Geist, der, wie ein wahrer Kritiker ein Gedicht liest, jene Frauenbilder mit entzückt besonnenem Auge betrachtete. Und bei solcher Betrachtung entdeckt man viel, viel Trübes, den Reichtum der Vergangenheit, die Armuth der Gegenwart und den zurückgebliebenen Stolz. Gern möchten die Töchter Trient's sich noch schmücken wie zu den Zeiten des Conciliums, wo die Stadt blühte in Sammt und Seide; aber das Concilium hat Wenig ausgerichtet, der Sammt ist abgeschabt, die Seide zerseht, und den armen Kindern blieb Nichts als kümmerlicher Flitterstaat, den sie in der Woche ängstlich schonen und womit sie sich nur des Sonntags putzen. Manche aber entbehren auch dieser Reste eines verschollenen Luxus, und müssen sich mit allerlei ordinären und wohlfeilen Fabrikaten unsers Zeitalters behelfen. Da giebt es nun gar rührende Kontraste zwischen Leib und Kleid; der feingeschnittene Mund scheint fürstlich gebieten zu dürfen, und wird höhnisch überschattet von einem armseligen Basthut mit zerknitterten Papierblumen, der stolzeste Busen wogt in einer Krause von plump falschen Garnspizen, und die geistreichsten Hüften umschließt der dümmste Kattun. Wehmuth, dein Name ist Kattun, und zwar braungestreifter Kattun! Denn ach! nie hat mich etwas wehmüthiger gestimmt, als der Anblick einer Trienterin, die an Gestalt und Gesichtsfarbe einer marmornen Göttin glich, und auf diesem antik edlen Leib ein Kleid von braungestreiftem Kattun trug, so daß es ausah, als sei die steinerne Niobe plötzlich lustig geworden, und habe sich maskiert in unsere moderne Kleintracht, und schreite bettelstolz und grandios unbeholfen durch die Straßen Trient's!

Kapitel XVIII.

Als ich nach der Locanda dell' Grande Europa zurückkehrte, wo ich mir ein gutes Branzo bestellt hatte, war mir wirklich so wehmüthig zu Sinn, daß ich nicht essen konnte, und Das will Viel sagen. Ich setzte mich vor die Thüre der nachbarlichen Botega, erfrischte mich mit Sorbet und sprach in mich hinein:

Grillenhaftes Herz! jetzt bist du ja in Italien — warum tirlirfst du nicht? Sind vielleicht die alten deutschen Schmerzen, die kleinen Schlangen, die sich tief in dir verkrochen, jetzt mit nach Italien gekommen, und sie freuen sich jetzt, und eben ihr gemeinschaftlicher Jubel erregt nun in der Brust jenes pittoreske Weh, das darin so seltsam sticht und hüpfet und pfeift? Und warum sollten sich die alten Schmerzen nicht auch einmal freuen? Hier in Italien ist es ja so schön, das Leiden selbst ist hier so schön, in diesen gebrochenen Marmopalazzos klingen die Seufzer viel romantischer als in unseren netten Ziegelhäuschen, unter jenen Vorberbäumen läßt sich viel wollüstiger weinen als unter unseren mürrisch zackigen Tannen, und nach den idealischen Wolkenbildern des himmelblauen Italiens läßt sich viel süßer hinausschmachten als nach dem aschgrau deutschen Werkeltags-himmel, wo sogar die Wolken nur ehrliche Spießbürgerfragen schneiden und langweilig herabgähnen! Bleibt nur in meiner Brust, ihr Schmerzen! Ihr findet nirgends ein besseres Unterkommen. Ihr seht mir lieb und werth, und Keiner weiß euch besser zu hegen und zu pflegen als ich, und ich gestehe euch, ihr macht mir Vergnügen. Und überhaupt, was ist denn Vergnügen? Vergnügen ist Nichts als ein höchst angenehmer Schmerz.

Ich glaube, die Musik, die, ohne daß ich darauf achtete, vor der Botega erklang, und einen Kreis von Zuschauern schon um sich gezogen, hatte melodramatisch diesen Monolog begleitet. Es war ein wunderliches Trio, bestehend aus zwei Männern und einem jungen Mädchen, das die Harfe spielte. Der Eine von jenen Beiden, winterlich gekleidet in einen weißen Klausrock, war ein stämmiger Mann mit einem dickrothen Banditengesicht, das aus den schwarzen Haupt- und Barthaaren wie ein drohender Komet hervorbraunte, und zwischen den Beinen hielt er eine ungeheure Bassgeige, die er so wüthend strich, als habe er in den Abruzzern einen armen Reisenden niedergeworfen und wolle ihm geschwinde die Gurgel absiedeln; der Andere war ein langer, hagerer Greis, dessen morsche Gebeine in einem abgelebt schwarzen Anzuge schlotterten, und dessen schneeweiße Haare mit seinem Buffogesang und seinen närrischen Kapriolen gar kläglich kontrastirten. Ist es schon betrübend, wenn ein alter Mann die Ehrfurcht, die man seinen Jahren schuldig ist, aus Noth verkaufen und sich zur Possenreißerei hergeben muß: wie viel trübseliger ist es noch, wenn er

Solches in Gegenwart oder gar in Gesellschaft seines Kindes thut! Und jenes Mädchen war die Tochter des alten Buffo, und sie accompagnierte mit der Harfe die unwürdigsten Späße des greisen Vaters, oder stellte auch die Harfe bei Seite und sang mit ihm ein komisches Duett, wo er einen verliebten alten Geden und sie seine junge nedische Amante vorstellte. Obendrein schien das Mädchen kaum aus den Kinderjahren getreten zu sein, ja es schien, als habe man das Kind, ehe es noch zur Jungfräulichkeit gelangt war, gleich zum Weibe gemacht, und zwar zu keinem züchtigen Weibe. Daher das bleichsüchtige Wellen und der zuckende Mißmuth des schönen Gesichtes, dessen stolzgeschwungene Formen jedes ahnende Mitleid gleichsam verhöhnten; daher die verborgene Kümmerlichkeit der Augen, die unter ihren schwarzen Triumphbogen so herausfordernd leuchteten; daher der tiefe Schmerzensston, der so unheimlich kontrastirte mit den lachend schönen Lippen, denen er entschlüpfte; daher die Krankhaftigkeit der überzarten Glieder, die ein kurzes, ängstlich violettes Seidenkleidchen so tief als möglich umfluterte. Dabei flaggten grellbunte Atlasbänder auf dem verjährtten Strohhut, und die Brust zierte gar sinnbildlich eine offene Rosenknospe, die mehr gewaltsam aufgerissen als in eigener Entfaltung aus der grünen Hülle hervorgeblüht zu sein schien. Indessen, über dem unglücklichen Mädchen, diesem Frühling, den der Tod schon verderblich angeschaut, lag eine unbeschreibliche Anmuth, eine Grazie, die sich in jeder Miene, in jeder Bewegung, in jedem Tone kundgab, und selbst dann nicht ganz verleugnete, wenn sie mit vorgeworfenem Leibchen und ironischer Lüstertheit dem alten Vater entgegen tänzelte, der eben so unsittsam mit vorgestrecktem Bauchgerippe zu ihr heranzuckelte. Je frecher sie sich gebärdete, desto tieferes Mitleiden flöhte sie mir ein, und wenn ihr Gesang dann weich und wunderbar aus ihrer Brust hervorstieg und gleichsam um Verzeihung bat, dann jauchzten in meiner Brust die kleinen Schlangen, und bissen sich vor Vergnügen in den Schwanz. Auch die Rose schien mich dann wie bittend anzusehen, einmal sah ich sie sogar erzittern, erbleichen — aber in demselben Augenblicke schlugen die Triller des Mädchens um so lachender in die Höhe, der Alte mederte noch verliebter, und das rothe Cometsgesicht marterte seine Bratsche so grimmig, daß sie die entsetzlich drolligsten Töne von sich gab, und die Zuhörer noch toller jubelten.

Kapitel XIX.

Es war ein echt italienisches Musikstück, aus irgend einer beliebigen Opera Buffa, jener wundersamen Gattung, die dem Humor den freiesten Spielraum gewährt, und worin er sich all seiner springenden Lust, seiner tollen Empfinderei, seiner lachenden Beh-

muth und seiner lebensfüchtigen Todesbegeisterung überlassen kann. Es war ganz Rossini'sche Weise, wie sie sich im Barbier von Sevilla am lieblichsten offenbart.

Die Verächter italiänischer Musik, die auch dieser Gattung den Stab brechen, werden einst in der Hölle ihrer wohlverdienten Strafe nicht entgehen, und sind vielleicht verdammt, die lange Ewigkeit hindurch nichts Anderes zu hören, als Fugen von Sebastian Bach. Leid ist es mir um so manchen meiner Kollegen, z. B. um Kellstab, der ebenfalls dieser Verdammnis nicht entgehen wird, wenn er sich nicht vor seinem Tode zu Rossini bekehrt. Rossini, divino maestro, Helios von Italien, der du deine klingenden Strahlen über die Welt verbreitest! verzeih meinen Landsleuten, die dich lästern auf Schreibpapier und auf Löschpapier! Ich aber erfreue mich deiner goldenen Töne, deiner melodischen Dichter, deiner funkelnden Schmetterlingsträume, die mich so lieblich umgaukeln und mir das Herz küssen wie mit Lippen der Grazien! Divino maestro, verzeih meinen armen Landsleuten, die deine Tiefe nicht sehen, weil du sie mit Rosen bedeckst, und denen du nicht gedankenschwer und gründlich genug bist, weil du so leicht flatterst, so gottbesflügelt! — Freilich, um die heutige italiänische Musik zu lieben und durch die Liebe zu verstehn, muß man das Volk selbst vor Augen haben, seinen Himmel, seinen Charakter, seine Mienen, seine Leiden, seine Freuden, kurz seine ganze Geschichte, von Romulus, der das heilige römische Reich gestiftet, bis auf die neueste Zeit, wo es zu Grunde ging unter Romulus Augustulus II. Dem armen geknechteten Italien ist ja das Sprechen verboten, und es darf nur durch Musik die Gefühle seines Herzens kundgeben. All sein Groll gegen fremde Herrschaft, seine Begeisterung für die Freiheit, sein Wahnsinn über das Gefühl der Ohnmacht, seine Wehmuth bei der Erinnerung an vergangene Herrlichkeit, dabei sein leises Hoffen, sein Lauschen, sein Verhzen nach Hülfe, alles Dieses verlappt sich in jene Melodien, die von grotesker Lebensstrunkenheit zu elegischer Weichheit herabgleiten, und in jene Pantomimen, die von schmeichelnden Küssen zu drohendem Ingrimme über-schnappen.

Das ist der esoterische Sinn der Opera Buffa. Die exoterische Schildwache, in deren Gegenwart sie gesungen und dargestellt wird, ahnt nimmermehr die Bedeutung dieser heiteren Liebesgeschichten, Liebesnöthen und Liebesneckereien, worunter der Italiäner seine tödtlichsten Befreiungsgedanken verbirgt, wie Harmodius und Aristogiton ihren Dolch verbargen in einem Kranze von Myrten. Das ist halt närrisches Zeug, sagt die exoterische Schildwache, und es ist gut, daß sie Nichts merkt. Denn sonst würde der Impressario mitsammt der Prima Donna und dem Primo Uomo bald jene Bretter betreten, die eine Festung bedeuten; es würde eine Untersuchungskommission niedergesetzt werden, alle staatsgefährliche

Triller und revolutionärriſche Koloraturen kämen zu Protokoll, man würde eine Menge Arlektine, die in weiteren Verzweigungen verbrecheriſcher Umtriebe verwickelt ſind, auch den Tartaglia, den Brighella, ſogar den alten bedächtigen Pantalon arreſtiren, dem Dottore von Bologna würde man die Papiere verſiegeln, er ſelbſt würde ſich in noch größeren Verdacht hineinſchnattern, und Kolumbine müßte ſich über dieſes Familienunglück die Augen roth weinen. Ich denke aber, daß ſolches Unglück noch nicht über dieſe guten Leute hereinbrechen wird, indem die italiäniſchen Demagogen pfiſſiger ſind als die armen Deutſchen, die, Ähnliches beabſichtigend, ſich als ſchwarze Narren mit ſchwarzen Narrenkappen ver mummt hatten, aber ſo auffallend trübfelig ausſahen und bei ihren gründlichen Narrenſprüngen, die ſie Turnen nannten, ſich ſo gefährlich anſtellten und ſo ernſthafte Geſichter ſchnitten, daß die Regierungen endlich aufmerkſam werden und ſie einſtecken mußten.

Kapitel XX.

Die kleine Harfeniſtin mußte wohl bemerkt haben, daß ich, während ſie ſang und ſpielte, oft nach ihrer Buſenroſe hinblidte, und als ich nachher auf den zinnernen Teller, womit ſie ihr Honorar einſammelte, ein Geldſtück hinwarf, das nicht allzuklein war, da lächelte ſie ſchlau, und frug heimlich, ob ich ihre Roſe haben wolle.

Nun bin ich aber der höflichſte Menſch von der Welt, und um die Welt! möchte ich nicht eine Roſe beleidigen, und ſei es auch eine Roſe, die ſich ſchon ein bißchen verduftet hat. Und wenn ſie auch nicht mehr, ſo dacht' ich, ganz friſch riecht, und nicht mehr im Geruche der Tugend iſt, wie etwa die Roſe von Saron, was kümmert es mich, der ich ja doch den Stockſchnupfen habe! Und nur die Menſchen nehmen's ſo genau. Der Schmetterling fragt nicht erſt die Blume: Hat ſchon ein Anderer dich geküßt? Und Dieſe fragt nicht: Haſt du ſchon eine Andere umflattert? Dazu kam noch, daß die Nacht hereinbrach, und des Nachts, dacht' ich, ſind alle Blumen grau, die ſündigſte Roſe eben ſo gut wie die tugendhafteſte Peterſilie. Kurz und gut, ohne allzu langes Zögern ſagte ich zu der kleinen Harfeniſtin: Sì, signora — — —

Denk nur nichts Böſes, lieber Leſer. Es war dunkel geworden, und die Sterne ſahen ſo klar und fromm herab in mein Herz. Im Herzen ſelbſt aber zitterte die Erinnerung an die todte Maria. Ich dachte wieder an jene Nacht, als ich vor dem Bette ſtand, worauf der ſchöne blaſſe Leib lag, mit ſanften, ſtillen Lippen — Ich dachte wieder an den ſonderbaren Blick, den mir die alte Frau zuwarf, die bei der Leiche wachen ſollte und mir ihr Amt auf einige Stunden überließ — Ich dachte wieder an

die Nachtviole, die im Glase auf dem Tische stand und so seltsam duftete — Auch durchschauerte mich wieder der Zweifel, ob es wirklich ein Windzug war, wovon die Lampe erlosch. Ob wirklich kein Dritter im Zimmer war?

Kapitel XXI.

Ich ging bald zu Bette, schlief bald ein und verwickelte mich in närrische Träume. Ich träumte mich nämlich wieder einige Stunden zurück, ich kam wieder an in Trient, ich staunte wieder wie vorher, und jetzt um so mehr, da lauter Blumen statt Menschen in den Straßen spazieren gingen. Da wandelten glühende Nelken, die sich wollüstig säherten, kokettierende Valsaminen, Hyacinthen mit hübschen leeren Glockenköpfchen, hinterher ein Troß von schnurrbärtigen Narcissen und tölpelhaften Rittersporen. An der Ecke zaukten sich zwei Maßliebchen. Aus dem Fenster eines alten Hauses von krankhaftem Aussehen guckte eine gesprenkelte Levkoje, gar närrisch buntgeputzt, und hinter ihr erklang eine niedlich duftende Weichenstimme. Auf dem Balkon des großen Palazzos am Markte war der ganze Adel versammelt, die hohe Noblesse, nämlich jene Lilien, die nicht arbeiten und nicht spinnen und sich doch eben so prächtig dünken wie König Salomon in all seiner Herrlichkeit. Auch die dicke Obstfrau glaubte ich dort zu sehen; doch als ich genauer hinblickte, war es nur eine verwinterte Ranunkel, die gleich auf mich loskeifte: „Was wollen Sie unreife Blüthe? Sie saure Furke? Sie ordinäre Blume mit man eenen Stooßfaden? Ich will Ihnen schon begießen!“ Vor Angst eilte ich in den Dom, und überrannte fast ein altes hinkendes Stiefmütterchen, das sich von einem Gänseblümchen das Gebetbuch nachtragen ließ. Im Dome aber war es wieder recht angenehm; in langen Reihen saßen da Tulpen von allen Farben und bewegten andächtig die Köpfe. Im Beichtstuhl saß ein schwarzer Kettig, und vor ihm kniete eine Blume, deren Gesicht nicht zum Vorschein kam. Doch sie duftete so wohlbekannt schauerlich, daß ich seltsamerweise wieder an die Nachtviole dachte, die im Zimmer stand, wo die todte Maria lag.

Als ich wieder aus dem Dome trat, begegnete mir ein Leichenzug von lauter Rosen mit schwarzen Blüten und weißen Taschentüchern, und ach! auf der Bahre lag die frühzerrissene Rose, die ich am Busen der kleinen Harfenistin kennen gelernt. Sie sah jetzt noch viel anmuthiger aus, aber ganz freidebläß, eine weiße Rosenleiche. Bei einer kleinen Kapelle wurde der Sarg niedergesetzt; da gab es Weinen und Schluchzen, und endlich trat eine alte Klatzkrope hervor und hielt eine lange Leichenpredigt, worin sie viel schwatzte von den Tugenden der Hingeschiedenen, von einem irdischen Kagenjammerthal, von einem besseren Sein, von Liebe, Hoffnung und Glaube. Alles in einem näselnd singenden

Tone, eine breittgewässerte Rede, und so lang und langweilig, daß ich davon erwachte.

Kapitel XXII.

Mein Betturtn hatte früher denn Helios seine Gäule angeschirrt, und schon um Mittagszeit erreichten wir Ma. Hier pflegen die Betturine einige Stunden zu halten, um ihre Wagen zu wechseln.

Ma ist schon ein echt italiänisches Nest. Die Lage ist pittoresk, an einem Berghang, ein Fluß rauscht vorbei, heitergrüne Weinreben umranken hie und da die über einander stolpernden, zusammengeflickten Bettlerpalläste. An der Ecke des windschiefen Marktes, der so klein ist wie ein Hühnerhof, steht mit großmächtigen Buchstaben: Piazza di San Marco. Auf dem steinernen Bruchstück eines großen altadeligen Wappenschilds saß dort ein kleiner Knabe und nothdürftelte. Die blanke Sonne beschien seine naive Rückseite, und in den Händen hielt er ein papiernes Heiligenbild, das er vorher inbrünstig küßte. Ein kleines bildschönes Mädchen stand betrachtungsvoll daneben, und blies zuweilen accompagnierend in eine hölzerne Kindertrumpete.

Das Wirthshaus, wo ich einkehrte und zu Mittag speiste, war ebenfalls schon echt italiänischer Art. Oben auf dem ersten Stockwerk eine freie Estrade mit der Aussicht nach dem Hofe, wo zer Schlagene Wagen und sehnüchtige Misthausen lagen, Truthähne mit närrisch rothen Schnabellappen und bettelstolze Pfauen einher spazierten, und ein halb Duzend zerlumpter, sonnenverbrannter Buben sich nach der Bell- und Lancasterschen Methode lausten. Auf jener Estrade, längs dem gebrochenen Eisengeländer, gelangt man in ein weites hallendes Zimmer. Fußboden von Marmor, in der Mitte ein breites Bett, worauf die Flöhe Hochzeit halten; überall großartiger Schmutz. Der Wirth sprang hin und her, um meine Wünsche zu vernehmen. Er trug einen hastig grünen Leibrock und ein vielfältig bewegtes Gesicht, worin eine lange höckerige Nase mit einer haarigen rothen Warze, die mitten darauf saß, wie ein rothhäutiger Affe auf dem Rücken eines Kamels. Er sprang hin und her, und es war dann, als ob das rothe Affchen auf seiner Nase ebenfalls hin und her spränge. Es dauerte aber eine Stunde, ehe er das Mindeste brachte, und wenn ich deshalb schalt, so betheuerte er, daß ich schon sehr gut Italiänisch spreche.

Ich mußte mich lange mit dem lieblichen Bratenduft begnügen, der mir entgegenwogte aus der thürlosen Küche gegenüber, wo Mutter und Tochter neben einander saßen und sangen und Hühner rupften. Erstere war remarkabel korpulent; Brüste, die sich überreichlich hervorbäumten, die jedoch noch immer klein waren im Vergleich mit dem kolossalen Hintergestell, so daß jene erst die Insti

tutionen zu sein schienen, dieses aber ihre erweiterte Ausführung als Pandekten. Die Tochter, eine nicht sehr große, aber stark geformte Person, schien sich ebenfalls zur Korpulenz hinzuneigen; aber ihr blühendes Fett war keineswegs mit dem alten Talg der Mutter zu vergleichen. Ihre Gesichtszüge waren nicht sanft, nicht jugendlich liebreizend, jedoch schön gemessen, edel, antik; die Lippen und Augen brennend schwarz. Die Mutter hingegen hatte flache, stumpfe Gesichtszüge, eine rosenrothe Nase, blaue Augen, wie Beilchen in Milch gekocht, und liljenweiß gepuderte Haare. Dann und wann kam der Wirth, il signor padre, herangesprungen, und fragte nach irgend einem Geschirr oder Geräthe, und im Recitativ bekam er die ruhige Weisung, es selbst zu suchen. Dann schnalzte er mit der Zunge, kramte in den Schranken, kostete aus den kochenden Töpfen, verbrannte sich das Maul, und sprang wieder fort, und mit ihm sein Nasenamel und das rothe Aßchen. Hinter ihnen drein schlugen dann die lustigsten Triller, wie liebreiche Verhöhnung und Familiennederei.

Aber diese gemüthliche, fast idyllische Wirthschaft unterbrach plötzlich ein Donnerwetter; ein vierschrötiger Kerl mit einem brüllenden Mordgesicht stürzte herein, und schrie Etwas, das ich nicht verstand. Als beide Frauenzimmer verneinend die Köpfe schüttelten, gerieth er in die tollste Wuth und spie Feuer und Flamme, wie ein kleiner Besen, der sich ärgert. Die Wirthin schien in Angst zu gerathen, und flüsterte begütigende Worte, die aber eine entgegengesetzte Wirkung hervorbrachten, so daß der rasende Mensch eine eiserne Schaufel ergriff, einige unglückliche Teller und Flaschen zererschlug, und auch die arme Frau geschlagen haben würde, hätte nicht die Tochter ein langes Küchenmesser erfaßt und ihn niederzustechen gedroht, im Fall er nicht sogleich abzüge.

Es war ein schöner Anblick, das Mädchen stand da blaßgelb und vor Zorn erstarrend, wie ein Marmorbild, die Lippen ebenfalls bleich, die Augen tief und tödtlich, eine blaugeschwollene Ader quer über der Stirn, die schwarzen Lippen wie flatternde Schlangen, in den Händen ihr blutiges Messer — ich schauerte vor Lust, denn leibhaftig sah ich vor mir das Bild der Medea, wie ich es oft geträumt in meinen Jugendnächten, wenn ich entschlummert war an dem lieben Herzen Melpomene's, der finster schönen Göttin.

Während dieser Scene kam der signor padre nicht im mindesten aus dem Geleise, mit geschäftiger Seelenruhe raffte er die Scherben vom Boden auf, suchte die Teller zusammen, die noch am Leben geblieben, brachte mir darauf: Suppa mit Parmesanläse, einen Braten derb und fest wie deutsche Treue, Krebsse roth wie Liebe, grünen Spinat wie Hoffnung mit Eiern, und zum Dessert gestobte Zwiebeln, die mir Thränen der Rührung aus den Augen lockten. Das hat Nichts zu bedeuten, Das ist nun mal Pietro's Methode, sprach er, als ich verwundert nach der Küche zeigte; und wirklich, nachdem der

Urheber des Zanks sich entfernt hatte, schien es, als ob dort gar Nichts vorgefallen sei, Mutter und Tochter saßen wieder ruhig nach wie vor, und sangen und rupften Hühner.

Die Rechnung überzeugte mich, daß auch der signor padre sich aufs Rupfen verstand, und als ich ihm dennoch außer der Zahlung Etwas für die gute Hand gab, da nistete er so vergnügt stark, daß das Affchen beinah von seinem Sitze herabgefallen wäre. Hierauf winkte ich freundlich hinüber nach der Küche, freundlich war der Gegengruß, bald saß ich in dem eingetauschten Wagen, fuhr rasch hinab in die lombardische Ebene, und erreichte gegen Abend die uralte, weltberühmte Stadt Verona.

Kapitel XXIII.

Die bunte Gewalt der neuen Erscheinungen bewegte mich in Trient nur dämmernd und ahnungsvoll, wie Märchenschauer; in Verona aber erfaßte sie mich wie ein mächtiger Fiebertraum voll heißer Farben, scharfbestimmter Formen, geistlicher Trompetenklänge und fernen Waffengeräusches. Da war manch verwitterter Pallast, der mich so stier ansah, als wollte er mir ein altes Geheimniß anvertrauen, und er scheuete sich nur vor dem Gewühl der zudringlichen Tagesmenschen, und bätte mich, zur Nachtzeit wieder zu kommen. Jedoch trotz dem Gelärm des Volkes und trotz der wilden Sonne, die ihr rothes Licht hineingoss, hat doch hie und da ein alter dunkler Thurm mir ein bedeutendes Wort zugeworfen, hie und da vernahm ich das Geflüster zerbrochener Bildsäulen, und als ich gar über eine kleine Treppe ging, die nach der Piazza de' Signori führte, da erzählten mir die Steine eine furchtbar blutige Geschichte, und ich las an der Ecke die Worte: Scala Ammazzati.

Verona, die uralte, weltberühmte Stadt, gelegen auf beiden Seiten der Etsch, war immer gleichsam die erste Station für die germanischen Wandervölker, die ihre kaltnordischen Wälder verließen und über die Alpen stiegen, um sich im güldenen Sonnenschein des lieblichen Italiens zu erlustigen. Einige zogen weiter hinab, Anderen gefiel es schon gut genug am Orte selbst, und sie machten es sich heimatlich bequem, und zogen seidne Hausgewänder an, und ergingen sich friedlich unter Blumen und Cypressen, bis neue Ankömmlinge, die noch ihre frischen Eisenkleider anhatten, aus dem Norden kamen und sie verdrängten, — eine Geschichte, die sich oft wiederholte, und von den Historikern die Völkerwanderung genannt wird. Wandelt man jetzt durch das Weichbild Verona's, so findet man überall die abenteuerlichen Spuren jener Tage, so wie auch die Spuren der älteren und der späteren Zeiten. An die Römer mahnt besonders das Amphitheater und der Triumphbogen; an die Zeit des Theodorich's, des Dietrich's von Bern, von dem die Deutschen noch singen und sagen, erinnern die fabelhaften Reste so

mancher byzantinisch vorgothischen Bauwerke, tolle Trümmer erinnern an König Alboin und seine wüthenden Longobarden; sagenreiche Denkmale mahnen an Karolum Magnum, dessen Paladine an der Pforte des Doms eben so fränkisch roh gemeißelt sind, wie sie gewiß im Leben gewesen — es will uns bedünken, als sei die Stadt eine große Völkerherberge, und gleich wie man in Wirthshäusern seinen Namen auf Wand und Fenster zu schreiben pflegt, so habe dort jedes Volk die Spuren seiner Anwesenheit zurückgelassen, freilich oft nicht in der leserlichsten Schrift, da mancher deutsche Stamm noch nicht schreiben konnte, und sich damit behelfen mußte, zum Andenken Etwas zu zertrümmern, welches auch hinreichend war, da diese Trümmer noch deutlicher sprechen als zierliche Buchstaben. Die Barbaren, welche jetzt die alte Herberge bezogen haben, werden nicht ermangeln, eben solche Denkmäler ihrer holden Gegenwart zu hinterlassen, da es ihnen an Bildhauern und Dichtern fehlt, um sich durch mildere Mittel im Andenken der Menschen zu erhalten.

Ich blieb nur einen Tag in Verona, in beständiger Verwunderung ob des nie Gesehenen, anstarrend jetzt die alterthümlichen Gebäude, dann die Menschen, die in geheimnißvoller Hast dazwischen wimmelten, und endlich wieder den gottblauen Himmel, der das seltsame Ganze wie ein kostbarer Rahmen umschloß und dadurch gleichsam zu einem Gemälde erhob. Es ist aber eigen, wenn man in dem Gemälde, das man eben betrachtet hat, selbst steht, und hie und da von den Figuren desselben angelächelt wird, und gar von den weiblichen, wie's mir auf der Piazza delle Erbe so lieblich geschah. Das ist nämlich der Gemüsemarkt, und da gab es vollauf ergötzliche Gestalten, Frauen und Mädchen, schmachtend großäugige Gesichter, süße wöhnliche Leiber, reizend gelb, naiv schmußig, geschaffen viel mehr für die Nacht als für den Tag. Der weiße oder schwarze Schleier, den die Stadtfrauen auf dem Haupte tragen, war so listig um den Busen geschlagen, daß er die schönen Formen mehr verhüllte als verbarg. Die Mägde trugen Chignons, durchstoßen mit einem oder mehreren goldenen Pfellen, auch wohl mit einem eichelförmigen Silberstäbchen. Die Bäuerinnen hatten meist kleine tellerartige Strohhütchen mit kokettierenden Blumen an die eine Seite des Kopfes gebunden. Die Tracht der Männer war minder abweichend von der unsrigen, und nur die ungeheuern schwarzen Backenbärte, die aus der Kravatte hervorbuschten, waren mir hier, wo ich diese Mode zuerst bemerkte, etwas auffallend.

Betrachtete man aber genauer diese Menschen, die Männer wie die Frauen, so entdeckte man in ihren Gesichtern und in ihrem ganzen Wesen die Spuren einer Civilisation, die sich von der unsrigen in sofern unterscheidet, daß sie nicht aus der Mittelalter-Barbarei hervorgegangen, sondern noch aus der Römerzeit herrührt, nie ganz vertilgt worden ist, und sich nur nach dem jedesmaligen Charakter der Landesherrscher modificirt hat. Die Civilisation hat bei diesen

Menschen keine so auffallend neue Politur wie bei uns, wo die Eichenstämme erst gestern gehobelt worden sind, und Alles noch nach Firnis riecht. Es scheint uns, als habe dieses Menschengewühl auf der Piazza delle Erbe im Laufe der Zeiten nur allmählich Röcke und Redensarten gewechselt, und der Geist der Gesittung habe sich dort wenig verändert. Die Gebäude aber, die diesen Platz umgeben, mögen nicht so leicht im Stande gewesen sein mit der Zeit fortzuschreiten; doch schauen sie darum nicht minder anmuthig, und ihr Anblick bewegt wunderbar unsere Seele. Da stehen hohe Balläste im venetianisch-lombardischen Sttl, mit unzähligen Balkonen und lachenden Freskobildern; in der Mitte erhebt sich eine einzelne Denksäule, ein Springbrunnen und eine steinerne Heilige; hier schaut man den launig roth- und weißgestreiften Podesta, der hinter einem mächtigen Pfeilerthor emporragt; dort wieder erblickt man einen altvieredigen Kirchturm, woran oben der Zeiger und das Zifferblatt der Uhr zur Hälfte zerstört ist, so daß es aussieht, als wolle die Zeit sich selber vernichten — über dem ganzen Platz liegt derselbe romantische Zauber, der uns so lieblich anweht aus den phantastischen Dichtungen des Ludovico Ariosto oder des Ludovico Tieck.

Nahe bei diesem Plage steht ein Haus, das man wegen eines Gutes, der über dem inneren Thor in Stein gemeißelt ist, für den Palast der Capulets hält. Es ist jetzt eine schmutzige Kneipe für Fuhrleute und Kutscher, und als Herbergeschild hängt davor ein rother, durchlöcherter Blechhut. Unfern in einer Kirche zeigt man auch die Kapelle, worin der Sage nach das unglückliche Liebespaar getraut worden. Ein Dichter besucht gern solche Orte, wenn er auch selbst lächelt über die Leichtgläubigkeit seines Herzens. Ich fand in dieser Kapelle ein einsames Frauenzimmer, ein kümmerlich verblichenes Wesen, das nach langem Knieen und Beten seufzend aufstand, aus tranken, stillen Augen mich befremdet ansah, und endlich wie mit gebrochenen Gliedern fortshawante.

Auch die Grabmäler der Scalliger sind unfern der Piazza delle Erbe. Sie sind so wundersam prächtig wie dieses stolze Geschlecht selbst, und es ist Schade, daß sie in einem engen Winkel stehen, wo sie sich gleichsam zusammendrängen müssen, um so wenig Raum als möglich einzunehmen, und wo auch dem Beschauer nicht viel Platz bleibt, um sie ordentlich zu betrachten. Es ist, als sähen wir hier die geschichtliche Erscheinung dieses Geschlechtes vergehnißt; diese füllt ebenfalls nur einen kleinen Winkel in der allgemeinen italienischen Geschichte, aber dieser Winkel ist gedrängt voll von Thatenglanz, Gesinnungspracht und Übermuthsherrlichkeit. Wie in der Geschichte, so sieht man sie auch auf ihren Monumenten, stolze, eiserne Ritter auf eisernen Rossen, vor Allen herrlich Can Grande, der Oheim, und Mastino, der Nefte.

Rabitel XXIV.

Über das Amphitheater von Verona haben Viele gesprochen; man hat dort Platz genug zu Betrachtungen, und es giebt keine Betrachtungen, die sich nicht in den Kreis dieses berühmten Bauwerks einfangen ließen. Es ist ganz in jenem ernstesten thatsächlichen Stil gebaut, dessen Schönheit in der vollendeten Solidität besteht und, wie alle öffentlichen Gebäude der Römer, einen Geist ausspricht, der nichts Anderes ist, als der Geist von Rom selbst. Und Rom? Wer ist so gesund unwissend, daß nicht heimlich bei diesem Namen sein Herz erbebt, und nicht wenigstens eine traditionelle Furcht seine Denkkraft aufrüttelte? Was mich betrifft, so gestehe ich, daß mein Gefühl mehr Angst als Freude enthielt, wenn ich daran dachte, bald umherzuwandeln auf dem Boden der alten Roma. Die alte Roma ist ja jetzt todt, beschwichtigte ich die zagende Seele, und du hast die Freude, ihre schöne Leiche ganz ohne Gefahr zu betrachten. Aber dann stieg wieder das Falstaff'sche Bedenken in mir auf: Wenn sie aber noch nicht ganz todt wäre und sich nur verstellt hätte, und sie stände plötzlich wieder auf — es wäre entsetzlich!

Als ich das Amphitheater besuchte, wurde just Komödie darin gespielt; eine kleine Holzbude war nämlich in der Mitte errichtet, darauf ward eine italiänische Posse aufgeführt, und die Zuschauer saßen unter freiem Himmel, theils auf kleinen Stühlchen, theils auf den hohen Steinbänken des alten Amphitheaters. Da saß ich nun und sah Brighella's und Tartaglia's Spiegelfechtereien auf derselben Stelle, wo der Römer einst saß und seinen Gladiatoren und Thierhehen zusah. Der Himmel über mir, die blaue Krystallschale, war noch derselbe wie damals. Es dunkelte allmählich, die Sterne schimmerten hervor. Truffaldino lachte, Smeraldina jammerte, endlich kam Bantalone und legte ihre Hände in einander. Das Volk klatschte Beifall und zog jubelnd von dannen. Das ganze Spiel hatte keinen Tropfen Blut gekostet. Es war aber nur ein Spiel. Die Spiele der Römer hingegen waren keine Spiele, diese Männer konnten sich nimmermehr am bloßen Schein ergözen, es fehlte ihnen dazu die kindliche Seelenheiterkeit, und, ernsthaft wie sie waren, zeigte sich auch in ihren Spielen der härteste, blutigste Ernst. Sie waren keine große Menschen, aber durch ihre Stellung waren sie größer als andre Erdenkinder, denn sie standen auf Rom. So wie sie von den sieben Hügeln herabstiegen, waren sie klein. Daher die Kleinlichkeit, die wir da entdecken, wo ihr Privatleben sich ausspricht; und Herculaneum und Pompeji, jene Palimpsesten der Natur, wo jetzt wieder der alte Steintext hervorgegraben wird, zeigen dem Reisenden das römische Privatleben in kleinen Häuschen mit winzigen Stübchen, welche so auffallend kontrastieren gegen jene kolossalen Bauwerke, die das öffentliche Leben aussprachen, jene Theater, Wasserleitungen, Brunnen, Landstraßen, Brücken, deren

Rutinen noch jetzt unser Staunen erregen. Aber das ist es ja eben; wie der Grieche groß ist durch die Idee der Kunst, der Hebräer durch die Idee eines heiligsten Gottes, so sind die Römer groß durch die Idee ihrer ewigen Roma, groß überall wo sie in der Begeisterung dieser Idee gekochten, geschrieben und gebaut haben. Je größer Rom wurde, je mehr erweiterte sich diese Idee, der Einzelne verlor sich darin, die Großen, die noch hervorrugen, sind nur getragen von tiefer Idee, und sie macht die Kleinheit der Kleinen noch bemerkbarer. Die Römer sind deshalb zugleich die größten Helden und die größten Satiriker gewesen, Helden wenn sie handelten, während sie an Rom dachten, Satiriker wenn sie an Rom dachten, während sie die Handlungen ihrer Genossen beurtheilten. Gemessen mit solchem ungeheuren Maßstab der Idee Rom, mußte selbst die größte Persönlichkeit zwerghaft erscheinen und somit der Spottsucht anheim fallen. Tacitus ist der grausamste Meister in dieser Satire, eben weil er die Größe Rom's und die Kleinheit der Menschen am tiefsten fühlte. Recht in seinem Elemente ist er jedesmal, wenn er berichten kann, was die malitiosen Zungen auf dem Forum über irgend eine imperiale Schandthat raisonnirten; recht ingrimmig glücklich ist er, wenn er irgend eine senatorische Blamage, etwa eine verfehlte Schmeichelei, zu erzählen hat.

Ich ging noch lange umher spazieren auf den höheren Bänken des Amphitheaters, zurückinnend in die Vergangenheit. Wie alle Gebäude im Abendlichte ihren inwohnenden Geist am anschaulichsten offenbaren, so sprachen auch diese Mauern zu mir in ihrem fragmentarischen Lapidarstil tiefernste Dinge; sie sprachen von den Männern des alten Rom's, und mir war dabei, als sähe ich sie selber umher wandeln, weiße Schatten unter mir im dunkeln Cirkus. Mir war, als sähe ich die Gracchen, mit ihren begeisterten Märtyreraugen. Tiberius Sempronius, rief ich hinab, ich werde mit dir stimmen für das agrarische Gesetz! Auch Cäsar sah ich, Arm in Arm wandelte er mit Marcus Brutus. — Seid ihr wieder versöhnt? rief ich. Wir glaubten Beide Recht zu haben, — lachte Cäsar zu mir hinauf — ich wußte nicht, daß es noch einen Römer gab, und hielt mich deshalb für berechtigt, Rom in die Tasche zu stecken, und weil mein Sohn Marcus eben dieser Römer war, so glaubte er sich berechtigt, mich deshalb umzubringen. Hinter diesen Beiden schlich Tiberius Nero mit Rebelbeinen und unbestimmten Mienen. Auch Weiber sah ich dort wandeln, darunter Agrippina mit ihrem schönen herrschsüchtigen Gesichte, das wunderbar rührend anzusehen war, wie ein altes Marmorbild, in dessen Zügen der Schmerz wie versteinert erscheint. Wen suchst du, Tochter des Germanicus? Schon hörte ich sie klagen — da erscholl plötzlich das dumpfsinnige Geläute einer Betglocke und das fatale Getrommel des Papstenseitrichs. Die stolzen römischen Geister verschwanden, und ich war wieder ganz in der christlich östreichischen Gegenwart.

Kapitel XXV.

Auf dem Plage La Bra spaziert, sobald es dunkel wird, die schöne Welt von Verona, oder sitzt dort auf kleinen Stühlchen vor den Kaffebuden, und schlürft Sorbet und Abendkühle und Must. Da läßt sich gut sitzen, das träumende Herz wiegt sich auf süßen Tönen und erklingt im Wiederhall. Manchmal, wie schlaftrunken, taumelt es auf, wenn die Trompeten erschallen, und es stimmt ein mit vollem Orchester. Dann ist der Geist wieder sonnig ermuntert, großblumige Gefühle und Erinnerungen mit tiefen schwarzen Augen blühen hervor, und drüber hin ziehen die Gedanken, wie Wolkenzüge, stolz und langsam und ewig.

Ich wandelte noch bis spät nach Mitternacht durch die Straßen Verona's, die allmählich menschenleer wurden und wunderbar wiederhallten. Im halben Mondlichte dämmerten die Gebäude und ihre Bildwerke, und bleich und schmerzhaft sah mich an manch marmornes Gesicht. Ich eilte schnell den Grabmälern der Scaliger vorüber; denn mir schien, als wolle Can Grande, artig wie er immer gegen Dichter war, von seinem Rosse herabsteigen und mich als Wegweiser begleiten. Bleib du nur sitzen, rief ich ihm zu, ich bedarf deiner nicht, mein Herz ist der beste Cicerone und erzählt mir überall die Geschichten, die in den Häusern passiert sind, und bis auf Namen und Jahrzahl erzählt es sie treu genug.

Als ich an den römischen Triumphbogen kam, huschte eben ein schwarzer Mönch hindurch, und fernher erscholl ein deutsch brummendes: Wer da? Gut Freund! greinte ein vergnügter Diskant.

Welchem Weibe aber gehörte die Stimme, die mir so süß unheimlich in die Seele drang, als ich über die Scala Ammazzati stieg? Es war Gesang wie aus der Brust einer sterbenden Nachtigall, todzärtlich, und wie hülferufend an den steinernen Häusern wiederhallend. Auf dieser Stelle hat Antonio della Scala seinen Bruder Bartolomeo umgebracht, als Dieser eben zur Geliebten gehen wollte. Mein Herz sagte mir, sie säße noch immer in ihrer Kammer, und erwarte den Geliebten, und jänge nur, um ihre ahnende Angst zu überstimmen. Aber bald schienen mir Lied und Stimme so wohl bekannt, ich hatte diese seidenen, schaurigen, verblutenden Töne schon früher gehört, sie umstrickten mich wie weiche, stehende Erinnerungen, und — O du dummes Herz, sprach ich zu mir selber, kennst du denn nicht mehr das Lied vom kranken Mohrenkönig, das die todte Maria so oft gesungen? Und die Stimme selbst — kennst du denn nicht mehr die Stimme der todten Maria?

Die langen Töne verfolgten mich durch alle Straßen, bis zum Gasthof Due Torre, bis ins Schlafgemach, bis in den Traum — Und da sah ich wieder mein süßes gestorbenes Leben schön und regungslos liegen, die alte Waschfrau entfernte sich wieder mit rath-

selbstem Seinenblick, die Nachviole duftete, ich küßte wieder die lieblichen Lippen, und die holde Leiche erhob sich langsam, um mit den Gegenfuß zu bieten.

Wüßte ich nur, wer das Licht ausgelöscht hat!

Kapitel XXVI.

„Kennst du das Land, wo die Citronen blühen?“

Kennst du das Lied? Ganz Italien ist darin geschildert, aber mit den leuchtenden Farben der Sehnsucht. In der italiänischen Reise hat es Goethe etwas ausführlicher besungen, und wo er malt, hat er das Original immer vor Augen, und man kann sich auf die Treue der Umrisse und der Farbengebung ganz verlassen. Ich finde es daher bequem, hier ein für allemal auf Goethe's italiänische Reise hinzudeuten, um so mehr, da er bis Verona dieselbe Tour, durch Tyrol, gemacht hat. Ich habe schon früherhin*) über jenes Buch gesprochen, ehe ich den Stoff, den es behandelt, gekannt habe, und ich finde jetzt mein ahnendes Urtheil vollauf bestätigt. Wir schauen nämlich darin überall thatsächliche Auffassung und die Ruhe der Natur. Goethe hält ihr den Spiegel vor, oder, besser gesagt, er ist selbst der Spiegel der Natur. Die Natur wollte wissen, wie sie aussieht, und sie erschuf Goethe. Sogar die Gedanken, die Intentionen der Natur vermag er uns wiederzuspiegeln, und es ist einem hitzigen Goetheaner, zumal in den Hundstagen, nicht zu verargen, wenn er über die Identität der Spiegelbilder mit den Objekten selbst so sehr erstaunt, daß er dem Spiegel sogar Schöpfungskraft, die Kraft, ähnliche Objekte zu erschaffen, zutraut. Ein Herr Eckermann hat mal ein Buch über Goethe geschrieben, worin er ganz ernsthaft versichert: Hätte der liebe Gott bei Erschaffung der Welt zu Goethe gesagt: „Lieber Goethe, ich bin jetzt Gottlob! fertig, ich habe jetzt Alles erschaffen bis auf die Vögel und die Bäume, und du thätest mir eine Liebe, wenn du statt meiner diese Bagatellen noch erschaffen wolltest“ — so würde Goethe, eben so gut wie der liebe Gott, diese Thiere und Gewächse ganz im Geiste der übrigen Schöpfung, nämlich die Vögel mit Federn, und die Bäume grün, erschaffen haben.

Es liegt Wahrheit in diesen Worten, und ich bin sogar der Meinung, daß Goethe manchmal seine Sache noch besser gemacht hätte, als der liebe Gott selbst, und daß er z. B. den Herrn Eckermann viel richtiger, ebenfalls mit Federn und grün, erschaffen hätte. Es ist wirklich ein Schöpfungsfehler, daß auf dem Kopfe des Herrn Eckermann keine grüne Federn wachsen, und Goethe hat diesem Mangel

*) Im ersten Band der „Reisebilder“ — Seite 62 dieser Ausgabe.

Anm. des Herausgebers.

wenigstens dadurch abzuhelpen gesucht, daß er ihm einen Doktorhut aus Jena verschrieben und eigenhändig aufgesetzt hat.

Nächst Goethe's italiänischer Reise, ist von Frau von Morgan's „Italien“ und Frau von Staël's „Corinna“ zu empfehlen. Was diesen Frauen an Talent fehlt, um neben Goethe nicht unbedeutend zu erscheinen, Das ersetzen sie durch männliche Gefinnungen, die Jenem mangeln. Denn Frau von Morgan hat wie ein Mann gesprochen. sie sprach Skorpionen in die Herzen frecher Söldner, und muthig und süß waren die Triller dieser flatternden Nachtigall der Freiheit. Eben so, wie männiglich bekannt ist, war Frau von Staël eine liebenswürdige Marketenderin im Heer der Liberalen, und lief muthig durch die Reihen der Kämpfenden mit ihrem Enthusiasmusfäßchen, und stärkte die Müden, und focht selber mit, besser als die Besten.

Was überhaupt italiänische Reisebeschreibungen betrifft, so hat W. Müller vor geraumer Zeit im Hermes eine Übersicht derselben gegeben. Ihre Zahl ist Legion. Unter den älteren deutschen Schriftstellern in diesem Fache sind durch Geist oder Eigenthümlichkeit am ausgezeichnetsten: Moritz, Archenholz, Bartels, der brave Seume, Arnot, Meyer, Benkowitz und Rehfues. Die neueren kenne ich weniger, und nur wenige davon haben mir Vergnügen und Belehrung gewährt. Unter diesen nenne ich des allzufrüh verstorbenen W. Müller's „Rom, Römer und Römerinnen“ — ach, er war ein deutscher Dichter! — dann die Reise von Pephallides, die ein bißchen trocken ist, ferner Lesmann's „Cisalpinische Blätter“ die etwas zu flüßig sind, und endlich die „Reisen in Italien seit 1822, von Friedrich Thiersch, Lud. Schorn, Eduard Gerhardt und Leo von Klenze“; von diesem Werke ist erst ein Theil erschienen, und er enthält meistens Mittheilungen von meinem lieben, edlen Thiersch, dessen humanes Auge aus jeder Zeile hervorblüht.

Kapitel XXVII.

Kennst du das Land, wo die Citronen blühen,
Im dunkeln Laub die Goldorangen glühen,
Ein sanfter Wind vom blauen Himmel weht,
Die Myrte still und hoch der Lorber steht,
Kennst du es wohl?

Dahin! dahin
Möcht' ich mit dir, o mein Geliebter ziehn.

— Aber reise nur nicht im Anfang August, wo man des Tags von der Sonne gebraten und des Nachts von den Flöhen verzehrt wird. Auch rathe ich dir, mein lieber Leser, von Verona nach Mailand nicht mit dem Postwagen zu fahren.

Ich fuhr, in Gesellschaft von sechs Banditen, in einer schwer-

fälligen Carrozza, die wegen des allzugewaltigen Staubes, von allen Seiten so sorgfältig verschlossen wurde, daß ich von der Schönheit der Gegend Wenig bemerken konnte. Nur zweimal, ehe wir Brescia erreichten, küstete mein Nachbar das Seitenleder, um hinaus zu spucken. Das eine Mal sah ich Nichts als einige schwitzende Tannen, die in ihren grünen Winterröcken von der schwülen Sonnenhitze sehr zu leiden schienen; das andere Mal sah ich ein Stück von einem wunderklaren blauen See, worin die Sonne und ein magerer Grenadier sich spiegelten. Letzterer, ein österreichischer Narciss, bewunderte mit kindischer Freude, wie sein Spiegelbild ihm Alles getreu nachmachte, wenn er das Gewehr präsentierte oder schulterte, oder zum Schießen auslegte.

Von Brescia selbst weiß ich ebenfalls Wenig zu erzählen, indem ich die Zeit meines dortigen Aufenthalts dazu benutzte, ein gutes Franzo einzunehmen. Man kann es einem armen Reisenden nicht verdenken, wenn er den Hunger des Leibes früher stillt als den des Geistes. Doch war ich gewissenhaft genug, ehe ich wieder in den Wagen stieg, einige Notizen über Brescia vom Cameriere zu erfragen, und da erfuhr ich unter Anderm, die Stadt habe 40,000 Einwohner, ein Rathhaus, 21 Kaffehäuser, 20 katholische Kirchen, ein Tollhaus, eine Synagoge, eine Menagerie, ein Zuchthaus, ein Krankenhaus, ein eben so gutes Theater, und einen Galgen für Diebe, die unter 100,000 Thaler stehlen.

Um Witternacht arribierte ich in Mailand und kehrte ein bei Herrn Reichmann, einem Deutschen, der sein Hotel ganz nach deutscher Weise eingerichtet. Es sei das beste Wirthshaus in ganz Italien, sagten mir einige Bekannte, die ich dort wiederfand, und die über italiänische Gastwirthe und Flöhe sehr schlecht zu sprechen waren. Da hörte ich Nichts als ärgerliche Hiftörchen von italiänischen Prelereien, und besonders Sir William fluchte und versicherte, wenn Europa der Kopf der Welt sei, so sei Italien das Diebesorgan dieses Kopfes. Der arme Baronet hat in der Locanda Croce bianco zu Padua nicht weniger als zwölf Frances für ein mageres Frühstück bezahlen müssen, und zu Vicenza hat ihm jemand ein Trinkgeld abgefordert, als er ihm einen Handschuh aufhob, den er beim Einsteigen in den Wagen fallen lassen. Sein Vetter Tom sagte, alle Italiäner seien Spitzbuben bis auf den einzigen Umstand, daß sie nicht stehlen. Hätte er liebenswürdiger ausgesehen, so würde er auch die Bemerkung gemacht haben, daß alle Italiänerinnen Spitzbubinnen sind. Der Dritte im Bunde war ein Mister Liver, den ich in Brighton als ein junges Kalb verlassen hatte, und jetzt in Mailand als einen boeuf à la mode wiederfand. Er war ganz als Dandy gekleidet, und ich habe nie einen Menschen gesehen, der es besser verstanden hätte, mit seiner Figur lauter Eden hervorzubringen. Wenn er die Daumen in die Armelausschnitte der Weste einkrempte, machte er auch mit der Handwurzel und mit jedem Finger einige

Eden; ja sein Maul war sogar viereckig aufgesperrt. Dazu kommt ein eßiger Kopf, hinten schmal, oben spitz, mit kurzer Stirn und sehr langem Kinn. Unter den englischen Bekannten, die ich in Mailand wieder sah, war auch Liver's dicke Tante; gleich einer Fetzlawine war sie von den Alpen herabgekommen, in Gesellschaft zweier schneeweißen, schneekalten Schneegänzen, Miss Polly und Miss Molly.

Beschuldige mich nicht der Anglomanie, lieber Leser, wenn ich in diesem Buche sehr häufig von Engländern spreche; sie sind jetzt in Italien zu zahlreich, um sie übersehen zu können, sie durchziehen dieses Land in ganzen Schwärmen, lagern in allen Wirthshäusern, laufen überall umher, um Alles zu sehen, und man kann sich keinen italienischen Citronenbaum mehr denken, ohne eine Engländerin, die daran riecht, und keine Galerie ohne ein Schod Engländer, die mit ihrem Guide in der Hand darin umherrennen, und nachsehen, ob noch Alles vorhanden, was in dem Buche als merkwürdig erwähnt ist. Wenn man jenes blonde, rothhädtige Volk mit seinen blanken Kutschen, bunten Lakaien, wiehernden Rennpferden, grünverschleierteu Kammerjungfern und sonstig kostbaren Geschirren neugierig und gepußt über die Alpen ziehen und Italien durchwandern sieht, glaubt man eine elegante Völkermwanderung zu sehen. Und in der That, der Sohn Albion's, obgleich er weiße Wäsche trägt und Alles baar bezahlt, ist doch ein civilisierter Barbar in Vergleichung mit dem Italiäner, der vielmehr eine in Barbarei übergehende Civilisation bekundet. Jener zeigt in seinen Sitten eine zurückgehaltene Roheit, Dieser eine ausgelassene Feinheit. Und gar die blassen italiänischen Gesichter, in den Augen das leidende Weiß, die Lippen krankhaft zärtlich, wie heimlich vornehm sind sie gegen die steif brittischen Gesichter mit ihrer pöbelhaft rothen Gesundheit! Das ganze italiänische Volk ist innerlich krank, und kranke Menschen sind immer wahrhaft vornehmer als Gesunde; denn nur der kranke Mensch ist ein Mensch, seine Glieder haben eine Leidensgeschichte, sie sind durchgeistert. Ich glaube sogar, durch Leidenskämpfe könnten die Thiere zu Menschen werden; ich habe mal einen sterbenden Hund gesehen, der in seinen Todesqualen mich fast menschlich ansah.

Der leidende Gesichtsausdruck wird bei den Italiänern am sichtbarsten, wenn man mit ihnen vom Unglück ihres Vaterlandes spricht, und dazu giebt's in Mailand genug Gelegenheit. Das ist die schmerzlichste Wunde in der Brust der Italiäner, und sie zucken zusammen, sobald man diese nur leise berührt. Sie haben alsdann eine Bewegung der Achsel, die uns mit sonderbarem Mitleid erfüllt. Einer meiner Britten hielt die Italiäner für politisch indifferent, weil sie gleichgültig zuzuhören schienen, wenn wir Fremde über die katholische Emancipation und den Türkentrieg politisirten; und er war ungerecht genug, gegen einen blassen Italiäner mit pechschwarzem

Warte sich darüber spöttisch zu äußern. Wir hatten den Abend vorher eine neue Oper in der Scala aufführen sehen und den Mordspektakel gehört, der, wie gebräuchlich, bei solchen Anlässen stattfindet. Ihr Italiäner, sagt der Britte zu dem Blaffen, scheint für Alles abgestorben zu sein, außer für Musik, und nur noch diese vermag euch zu begeistern. Sie thun uns Unrecht, sagt der Blasse und bewegte die Achsel. Ach! seufzte er hinzu Italien sitzt elegisch träumend auf seinen Ruinen, und wenn es dann manchmal bei der Melodie eines Liedes plötzlich erwacht und stürmisch emporspringt, so gilt diese Begeisterung nicht dem Liede selbst, sondern vielmehr den alten Erinnerungen und Gefühlen, die das Lied ebenfalls geweckt hat, die Italien immer im Herzen trug und die jetzt gewaltig hervorbrausen, — und Das ist die Bedeutung des tollen Lärms, den Sie in der Scala gehört haben.

Vielleicht gewährt dieses Bekenntnis auch einigen Aufschluß über den Enthusiasmus, den jenseits der Alpen Rossini's oder Meyerbeer's Opern überall hervorbringen. Habe ich jemals menschliche Raserei gesehen, so war es bei einer Aufführung des Crociato in Egitto, wenn die Musik manchmal aus dem weichen, wehmüthigen Ton plötzlich in jauchzenden Schmerz übersprang. Jene Raserei heißt in Italien: furore.

Kapitel XXVIII.

Obgleich ich, lieber Leser, jetzt schon Gelegenheit hätte, bei Erwähnung der Brera und Ambrosiana dir meine Kunsturtheile auszutischen, so will ich doch diesen Kelch an dir vorübergehen lassen, und mich mit der Bemerkung begnügen, daß ich das spitze Kinn, das den Bildern der lombardischen Schule einen Ausstrich von Sentimentalität giebt, auch auf den Straßen von Mailand bei mancher schönen Lombardin gesehen habe.

Es war mir immer außerordentlich belehrend, wenn ich mit den Werken einer Schule auch die Originale vergleichen konnte, die ihr als Modelle gedient haben; der Charakter der Schule kam mir dann klarer zur Anschauung. So ist mir auf dem Jahrmarkt zu Rotterdam der Jan Steen in seiner göttlichsten Heiterkeit plötzlich verständlich geworden; so habe ich späterhin am Long-Arno die Formenwahrheit und den tüchtigen Geist der Florentiner, und auf dem San Marco die Farbenwahrheit und die träumerische Oberflächlichkeit der Venetianer begreifen lernen. Geh nach Rom, liebe Seele, und vielleicht schwingst du dich dort hinauf zur Anschauung der Idealität und zum Verständnis des Raphael.

Indessen, eine Merkwürdigkeit Mailand's, die in jeder Hinsicht die größte ist, kann ich nicht unerwähnt lassen — Das ist der Dom.

In der Ferne scheint es, als sei er aus weißem Postpapier geschnitten, und in der Nähe erschrickt man, daß dieses Schnitzwerk

aus unwiderlegbarem Marmor besteht. Die unzähligen Heiligenbilder, die das ganze Gebäude bedecken, die überall unter den gothischen Krondächlein hervorgucken, und oben auf allen Spitzen gepflanzt stehen, dieses steinerne Volk verwirrt Einem fast die Sinne. Betrachtet man das ganze Werk etwas länger, so findet man es doch recht hübsch, kolossal niedlich, ein Spielzeug für Riesenkinder. Im mittlernächlichen Mondschein gewährt es noch den besten Anblick, dann kommen all' die weißen Steinmenschen aus ihrer wimmelnden Höhe herabgestiegen, und gehen mit Einem über die Piazza, und flüstern Einem alte Geschichten ins Ohr, puzig heilige, ganz geheime Geschichten von Galeazzo Visconti, der den Dombau begonnen, und von Napoleon Bonaparte, der ihn späterhin fortgesetzt.

Siehst du — sagte mir ein gar seltsamer Heiliger, der in der neuesten Zeit aus dem neuesten Marmor gefertigt war, — siehst du, meine älteren Kameraden können nicht begreifen, warum der Kaiser Napoleon den Dombau so eifrig betrieben hat. Aber ich weiß es sehr gut, er hat eingesehen, daß dieses große Steinhaus auf jeden Fall ein sehr nützliches Gebäude sein würde, und auch dann noch brauchbar, wenn einst das Christenthum vorüber ist.

Wenn einst das Christenthum vorüber ist — Ich war schler erschrocken, als ich hörte, daß es Heilige in Italien giebt, die eine solche Sprache führen, und dazu auf einem Plage, wo östreichische Schildwachen, mit Bärenmützen und Tornistern, auf und abgehen. Indessen, der steinerne Rauz hat gewissermaßen Recht, das Innere des Domes ist hübsch kühl im Sommer, und heiter und angenehm, und würde auch bei veränderter Bestimmung seinen Werth behalten.

Die Vollendung des Domes war einer von Napoleon's Lieblingsgedanken, und er war nicht weit vom Ziele entfernt, als seine Herrschaft gebrochen wurde. Die Östreicher vollenden jetzt das Werk. Auch an dem berühmten Triumphbogen, der die Simplonstrafe beschließen sollte, wird weiter gebaut. Freilich, Napoleon's Standbild wird nicht, wie früher bestimmt war, auf die Spitze jenes Bogens gestellt werden. Immerhin, der große Kaiser hat ein Standbild hinterlassen, das viel besser ist und dauerhafter als Marmor, und das kein Östreicher unseren Blicken entziehen kann. Wenn wir Andern längst von der Sense der Zeit niedergemäht und wie Spreu des Feldes verweht sein werden, wird jenes Standbild noch unverfehrt dastehen; neue Geschlechter werden aus der Erde hervordawachsen, werden schwindelnd an jenes Bild hinaufsehen, und sich wieder in die Erde legen; — und die Belt, unfähig solch Bild zu zerstören, wird es in sagenhafte Nebel zu hüllen suchen, und seine ungeheure Geschichte wird endlich ein Mythos.

Vielleicht nach Jahrtausenden wird ein spißfindiger Schulmeister in einer grundgelscherten Dissertation unumstößlich beweisen, daß der Napoleon Bonaparte ganz identisch sei mit jenem andern Titanen, der den Göttern das Licht raubte und für dieses Vergehen auf einem

einsamen Felsen mitten im Meere angeschmiedet wurde, preisgegeben einem Oefer, der täglich sein Herz zerfleischte.

Kapitel XXIX.

Ich bitte dich, lieber Leser, halte mich nicht für einen unbedingten Bonapartisten; meine Huldigung gilt nicht den Handlungen, sondern nur dem Genius des Mannes, heiße dieser Mann nun Alexander, Cäsar oder Napoleon. Unbedingt liebe ich Letzteren nur bis zum achtzehnten Brumaire — da verrieth er die Freiheit. Und er that es nicht aus Nothwendigkeit, sondern aus geheimer Vorliebe für Aristokratismus. Napoleon Bonaparte war ein Aristokrat, ein adeliger Feind der bürgerlichen Gleichheit, und es war ein kolossales Mißverständniß, daß die europäische Aristokratie, repräsentiert von England, ihn so todsfeindlich bekriegte; denn wenn er auch in dem Personal dieser Aristokratie einige Veränderungen vorzunehmen beabsichtigte, so hätte er doch den größten Theil derselben und ihr eigentliches Princip erhalten, er würde diese Aristokratie regeneriert haben, statt daß sie jetzt darnieder liegt durch Altersschwäche, Blutverlust und Ermüdung von ihrem letzten, gewiß allerletzten Sieg.

Lieber Leser! wir wollen uns hier ein für allemal verständigen. Ich preise nie die That, sondern nur den menschlichen Geist, die That ist nur dessen Gewand, und die Geschichte ist Nichts als die alte Garderobe des menschlichen Geistes. Doch die Liebe liebt zuweilen alte Röcke, und so liebe ich den Mantel von Marengo.

„Wir sind auf dem Schlachtfelde von Marengo.“ Wie lachte mein Herz, als der Postillon diese Worte sprach! Ich war in Gesellschaft eines sehr artigen Livländers, der vielmehr den Russen spielte, des Abends von Mailand abgereist, und sah des folgenden Morgens die Sonne aufgehen über das berühmte Schlachtfeld.

Hier that der General Bonaparte einen so starken Zug aus dem Reich des Ruhmes, daß er in Rausche Konsul, Kaiser, Welteroberer wurde, und sich erst zu St. Helena ernüchtern konnte. Es ist uns selbst nicht viel besser ergangen; wir waren mitberauscht, wir haben Alles mitgeträumt, sind ebenfalls erwacht, und im Jammer der Nüchternheit machen wir allerlei verständige Reflexionen. Es will uns da manchmal bedünken, als sei der Kriegeruhm ein veraltetes Vergnügen, die Kriege bekämen eine edlere Bedeutung, und Napoleon sei vielleicht der letzte Eroberer.

Es hat wirklich den Anschein, als ob jetzt mehr geistige Interessen verfolgt würden als materielle, und als ob die Welthistorie nicht mehr eine Räubergeschichte, sondern eine Geistergeschichte sein solle. Der Haupthebel, den ehrgeizige und habgierige Fürsten zu ihren Privat Zwecken sonst so wirksam in Bewegung zu setzen wußten, nämlich die Rationalität mit ihrer Eitelkeit und ihrem Haß,

Ist jetzt morsch und abgenutzt; täglich verschwinden mehr und mehr die thörichtesten Nationalvorurtheile, alle schroffen Besonderheiten gehen unter in der Allgemeinheit der europäischen Civilisation, es giebt jetzt in Europa keine Nationen mehr, sondern nur Parteien, und es ist ein wunderbarer Anblick, wie diese trotz der mannigfaltigsten Farben sich sehr gut erkennen, und trotz der vielen Sprachverschiedenheiten sich sehr gut verstehen. Wie es eine materielle Staatenpolitik giebt, so giebt es jetzt auch eine geistige Parteipolitik; und wie die Staatenpolitik auch den kleinsten Krieg, der zwischen den zwei unbedeutendsten Mächten ausbräche, gleich zu einem allgemeinen europäischen Krieg machen würde, worin sich alle Staaten mit mehr oder minderem Eifer, auf jeden Fall mit Interesse, mischen müßten: so kann jetzt in der Welt auch nicht der geringste Kampf vorkommen, bei dem durch jene Parteipolitik die allgemein geistigen Bedeutungen nicht sogleich erkannt, und die entferntesten und heterogensten Parteien nicht gezwungen würden, pro oder contra Antheil zu nehmen. Vermöge dieser Parteipolitik, die ich, weil ihre Interessen geistiger und ihre ultimarum rationes nicht von Metall sind, eine Geisterpolitik nenne, bilden sich jetzt, eben so wie vermittelst der Staatenpolitik, zwei große Massen, die feindselig einander gegenüber stehen und mit Reden und Tritten kämpfen. Die Lösungsworte und Repräsentanten dieser zwei großen Parteimassen wechseln täglich, es fehlt nicht an Verwirrung, oft entstehen die größten Mißverständnisse, diese werden durch die Diplomaten dieser Geisterpolitik, die Schriftsteller, eher vermehrt als vermindert; doch, wenn auch die Köpfe irren, so fühlen die Gemüther nichts desto weniger, was sie wollen, und die Zeit drängt mit ihrer großen Aufgabe.

Was ist aber diese große Aufgabe unserer Zeit?

Es ist die Emancipation. Nicht bloß die der Irländer, Griechen, Frankfurter Juden, westindischen Schwarzen und dergleichen gedrückten Volkes, sondern es ist die Emancipation der ganzen Welt, absonderlich Europas, das mündig geworden ist, und sich jetzt losreißt von dem eisernen Gängelbände der Bevorrechteten, der Aristokratie. Mögen immerhin einige philosophische Renegaten der Freiheit die feinsten Ketten schlingen, um uns zu beweisen, daß Millionen Menschen geschaffen sind als Lastthiere einiger Tausend privilegierter Ritter; sie werden uns dennoch nicht davon überzeugen können, so lange sie uns, wie Voltaire sagt, nicht nachweisen, daß Jene mit Sätteln auf dem Rücken und Diese mit Sporen an den Füßen zur Welt gekommen sind.

Jede Zeit hat ihre Aufgabe, und durch die Lösung derselben rückt die Menschheit weiter. Die frühere Ungleichheit, durch das Feudalsystem in Europa gestiftet, war vielleicht nothwendig, oder nothwendige Bedingung zu den Fortschritten der Civilisation; jetzt aber hemmt sie diese, empört sie die civilisirten Herzen. Die Franzosen, das Volk der Gesellschaft, hat diese Ungleichheit, die mit dem Princip

der Gesellschaft am unelblichsten kollidirt, nothwendigerweise am tiefsten erbittert, sie haben die Gleichheit zu erzwingen gesucht, indem sie die Häupter Derjenigen, die durchaus hervorragen wollten, gelinde abschnitten, und die Revolution ward ein Signal für den Befreiungskrieg der Menschheit.

Lasset uns die Franzosen preisen! sie sorgten für die zwei größten Bedürfnisse der menschlichen Gesellschaft, für gutes Essen und bürgerliche Gleichheit, in der Kochkunst und in der Freiheit haben sie die größten Fortschritte gemacht, und wenn wir einst Alle als gleiche Gäste das große Versöhnungsmahl halten und guter Dinge sind — denn was gäbe es Besseres als eine Gesellschaft von Pairs an einem gutbesetzten Tische? — dann wollen wir den Franzosen den ersten Toast darbringen. Es wird freilich noch einige Zeit dauern, bis dieses Fest gefeiert werden kann, bis die Emancipation durchgesetzt sein wird; aber sie wird doch endlich kommen, diese Zeit, wir werden versöhnt und allgleich, um denselben Tisch sitzen; wir sind dann vereinigt, und kämpfen vereinigt gegen andere Weltübel, vielleicht am Ende gar gegen den Tod — dessen ernstes Gleichheitssystem uns wenigstens nicht so sehr beleidigt, wie die lachende Ungleichheitslehre des Aristokratismus.

Lächle nicht, später Leser. Jede Zeit glaubt, ihr Kampf sei vor allen der wichtigste, Dieses ist der eigentliche Glaube der Zeit, in diesem lebt sie und stirbt sie, und auch wir wollen leben und sterben in dieser Freiheitsreligion, die vielleicht mehr den Namen Religion verdient, als das hohle ausgestorbene Seelengespenst, das wir noch so zu benennen pflegen — unser heiliger Kampf dünkt uns der wichtigste, wofür jemals auf dieser Erde ist gekämpft worden, obgleich historische Ahnung uns sagt, daß einst unsre Enkel auf diesen Kampf herabsehen werden vielleicht mit demselben Gleichgültigkeitsgefühl, womit wir herabsehen auf den Kampf der ersten Menschen, die gegen eben so gierige Ungethüme, Vindwürmer und Raubriesen, zu kämpfen hatten.

Kapitel XXX.

Auf dem Schlachtfelde von Marengo kommen Einem die Betrachtungen so schaaarenweis angeflogen, daß man glauben sollte, es wären dieselben, die dort so Mancher plötzlich aufgeben mußte, und die nun wie herrenlose Hunde umherirren. Ich liebe Schlachtfelder, denn so fürchtbar auch der Krieg ist, so bekundet er doch die geistige Größe des Menschen, der seinem mächtigsten Erbfeind, dem Tode, zu trotzen vermag. Und gar dieses Schlachtfeld, wo die Freiheit auf Blutrosen tanzte den üppigen Brauttanz! Frankreich war damals Bräutigam, hatte die ganze Welt zur Hochzeit geladen, und, wie es im Liebe heißt,

Heida! am Polterabend
Zerschlug man statt der Töpfe
Aristokratenköpfe.

Aber ach! jeder Zoll, den die Menschheit weiter rückt, kostet Ströme Blutes; und ist Das nicht etwas zu theuer? Ist das Leben des Individuums nicht vielleicht eben so viel werth wie das des ganzen Geschlechtes? Denn jeder einzelne Mensch ist schon eine Welt, die mit ihm geboren wird und mit ihm stirbt, unter jedem Grabstein liegt eine Weltgeschichte — Still davon! so würden die Todten sprechen, die hier gefallen sind; wir aber leben und wollen weiter kämpfen im heiligen Befreiungskriege der Menschheit.

Wer denkt jezt noch an Marengo! — sagte mein Reisegefährte, der livländische Russe, als wir über das Brachfeld fuhren — jezt sind alle Augen gerichtet nach dem Balkan, wo mein Landsmann Diebitsch den Türken die Turbane zurechtsezt, und wir werden noch dieses Jahr Konstantinopel einnehmen. Sind Sie gut russisch?

Das war eine Frage, die ich überall lieber beantwortet hätte als auf dem Schlachtfelde von Marengo — Ich sah im Morgennebel den Mann mit dem dreieckigen Hütchen und dem grauen Schlachtmantel, er jagte dahin wie ein Gedanke, geister schnell, in der Ferne erscholl es wie ein schaurig süßes Allons, enfants de la patrie — Und dennoch antwortete ich: Ja, ich bin gut russisch.

Und in der That, bei dem wunderlichen Wechsel der Losungsworte und Repräsentanten in dem großen Kampfe hat es sich jezt so gefügt, daß der glühendste Freund der Revolution nur im Siege Rußlands das Heil der Welt sieht, und den Kaiser Nikolas als den Gonfaloniere der Freiheit betrachten muß. Seltsamer Wechsel! noch vor zwei Jahren bekleideten wir mit diesem Amte einen englischen Minister, das Geheul des hochtornschen Hasses gegen George Canning leitete damals unsere Wahl; in den adlig unedlen Kränkungen, die er erlitt, sahen wir die Garantien seiner Treue, und als er des Märtyrertodes starb, da legten wir Trauer an, und der achte August wurde ein heiliger Tag im Kalender der Freiheit. Die Fahne aber nahmen wir wieder fort von Downingstreet, und pflanzten sie auf die Peterssburg, und wählten zu ihrem Träger den Kaiser Nikolas, den Ritter von Europa, der die griechischen Wittwen und Waisen schützte gegen asiatische Barbaren, und in solchem guten Kampfe seine Spuren veröiente. Wieder hatten sich die Feinde der Freiheit zu sehr verrathen, und wir benutzten wieder den Scharfsinn ihres Hasses, um unser eignes Beste zu erkennen. Wieder zeigte sich diesmal die gewöhnliche Erscheinung, daß wir unsre Repräsentanten vielmehr der Stimmenmehrheit unserer Feinde als der eigenen Wahl verdanken, und indem wir die wunderlich zusammengesetzte Gemeinde betrachteten, die für das Heil der Türkei und den Untergang Rußlands ihre frommen Wünsche gen Himmel sandte, so merkten wir bald, wer unser Freund oder vielmehr das Schrecken unserer Feinde

ist. Wie mußte der liebe Gott im Himmel lachen, als er zu gleicher Zeit Wellington, den Großmufti, den Papst, Rothschild I., Metternich, und einen ganzen Tross von Ritterlingen, Stodjobbern, Pfaffen und Türken für dieselbe Sache, für das Heil des Halbmonds, beten hörte!

Was die Marmisten bisher über die Gefahr gefabelt, der wir durch die Übergröße Russlands ausgesetzt sind, ist thöricht. Wenigstens wir Deutsche haben Nichts zu riskieren, etwas mehr oder weniger Knechtslichkeit, darauf darf es uns nicht ankommen, wo das Höchste, die Befreiung von den Resten des Feudalismus und Klerikalismus, zu gewinnen ist. Man droht uns mit der Herrschaft der Knute, aber ich will gern etwas Knute aushalten, wenn ich sicher weiß, daß unsere Feinde sie mitbekommen. Ich wette aber, sie werden, wie sie immer gethan, der neuen Macht entgegenwedeln, und gracteuſe lächeln, und zu den schandbarsten Diensten sich darbieten, und sich dafür, da doch einmal geknudet werden muß, das Privilegium einer Ehrenknute ausbedingen, so wie der Adlige in Siam, der, wenn er bestraft werden soll, in einen seidenen Sack gesteckt und mit parfümierten Stöcken geprügelt wird, statt daß der straffällige Bürgerliche nur einen leinenen Sack und keine so wohlriechende Prügel bekommt. Nun, dieses Privilegium, da es das einzige ist, wollen wir ihnen gönnen, wenn sie nur Prügel bekommen, besonders die englische Nobility. Mag man noch so eifrig erinnern, daß es eben diese Nobility sei, die dem Despotismus die Magna Charta abgezwungen, und daß England, bei aller Aufrechthaltung der bürgerlichen Standesungleichheit, doch die persönliche Freiheit gesichert, daß England der Zufluchtsort für freie Geister war, wenn der Despotismus den ganzen Continent unterdrückte: — Das sind tempi passati! England mit seinen Aristokraten gehe jetzt immerhin zu Grunde, freie Geister haben jetzt im Nothfall einen noch besseren Zufluchtsort; würde auch ganz Europa ein einziger Kerker, so gäbe es jetzt noch immer ein anderes Loch zum Entschlüpfen, das ist Amerika, und Gottlob! das Loch ist noch größer als der Kerker selbst.

Aber Das sind Alles lächerliche Grillen; vergleicht man in freierheitlicher Hinsicht England mit Russland, so bleibt auch dem Besorglichsten kein Zweifel übrig, welche Partei zu erfassen sei. Die Freiheit ist in England aus historischen Begebenheiten, in Russland aus Principien hervorgegangen. Wie jene Begebenheiten selbst, so tragen auch ihre geistigen Resultate das Gepräge des Mittelalters, ganz England ist erstarrt in unverjüngbaren, mittelalterlichen Institutionen, wohinter sich die Aristokratie verschanzet und den Todeskampf erwartet. Jene Principien aber, woraus die russische Freiheit entstanden ist oder vielmehr täglich sich weiter entfaltet, sind die liberalen Ideen unserer neuesten Zeit; die russische Regierung ist durchdrungen von diesen Ideen, ihr unumschränkter Absolutismus ist vielmehr Diktatur, um jene Ideen unmittelbar ins Leben treten zu lassen; diese Regierung

hat nicht ihre Wurzel im Feudalismus und Klerikalismus, sie ist der Adel- und Kirchengewalt direkt entgegenstrebend; schon Katharina hat die Kirche eingeschränkt, und der russische Adel entsteht durch Staatsdienste; Rußland ist ein demokratischer Staat, und ich möchte es sogar einen christlichen Staat nennen, wenn ich dieses oft mißbrauchte Wort in seinem süßesten, weltbürgerlichsten Sinne anwenden wollte; denn die Russen werden schon durch den Umfang ihres Reichs von der Engherzigkeit eines heidnischen Nationalsinnes befreit, sie sind Kosmopoliten oder wenigstens Sechstel-Kosmopoliten, da Rußland fast den sechsten Theil der bewohnten Welt ausmacht. —

Und wahrlich, wenn irgend ein Deutschrusse, wie mein livländischer Reisegefährte, prahlerisch patriotisch thut, und von unserem Rußland und unserem Diebitich spricht, so ist mir, als hörte ich einen Hering, der das Weltmeer für sein Vaterland und den Wal-fisch für seinen Landsmann ausgiebt.

Kapitel XXXI.

Ich bin gut russisch — sagte ich auf dem Schlachtfelde von Marengo, und stieg für einige Minuten aus dem Wagen, um meine Morgenandacht zu halten.

Wie unter einem Triumphbogen von kolossalen Wolkenmassen zog die Sonne herauf, siegreich, heiter, sicher, einen schönen Tag verheißend. Wir aber ward zu Ruthe wie dem armen Monde, der verbleichend noch am Himmel stand. Er hatte seine einsame Laufbahn durchwandelt, in öder Nachtzeit, wo das Glück schlief und nur Gespenster, Eulen und Sünder ihr Wesen trieben; und jetzt, wo der junge Tag hervorstieg mit jubelnden Strahlen und flatterndem Morgenroth, jetzt mußte er von dannen — noch ein wehmüthiger Blick nach dem großen Weltlicht, und er verschwand wie duftiger Nebel.

Es wird ein schöner Tag werden, rief mein Reisegefährte aus dem Wagen mir zu. Ja, es wird ein schöner Tag werden, wiederholte leise mein betendes Herz, und zitterte vor Wehmuth und Freude. Ja, es wird ein schöner Tag werden, die Freiheitssonne wird die Erde glücklicher wärmen, als die Aristokratie sämmtlicher Sterne; emporblühen wird ein neues Geschlecht, das erzeugt worden in freier Wahlumarmung, nicht im Zwangsbette und unter der Kontrolle geistlicher Zöllner; mit der freien Geburt werden auch in den Menschen freie Gedanken und Gefühle zur Welt kommen, wovon wir geborenen Knechte keine Ahnung haben — O! sie werden eben so wenig ahnen, wie entsetzlich die Nacht war, in deren Dunkel wir leben mußten, und wie grauenhaft wir zu kämpfen hatten, mit häßlichen Gespenstern, dumpfen Eulen und scheinheiligen Sündern! O wir armen Kämpfer, die wir unsre Lebenszeit in solchem Kampfe vergeuden mußten, und müde und bleich sind, wenn der Siegestag hervorstrahlt! Die Gluth des Sonnenaufgangs wird unsre Wangen nicht mehr röthen und unsre Herzen nicht mehr wärmen können, wir

sterben dahin wie der scheidende Mond — allzu kurz gemessen ist des Menschen Wanderbahn, an deren Ende das unerbittliche Grab.

Ich weiß wirklich nicht, ob ich es verdiene, daß man mir einst mit einem Lorbeertränze den Sarg verziere. Die Poesie, wie sehr ich sie auch liebte, war immer nur heiliges Spielzeug, oder geweihtes Mittel für himmlische Zwecke. Ich habe nie großen Werth gelegt auf Dichterruhm, und ob man meine Lieder preiset oder tadeln, es kümmert mich wenig. Aber ein Schwert sollt ihr mir auf den Sarg legen; denn ich war ein braver Soldat im Befreiungskriege der Menschheit.

Kapitel XXXII.

Während der Mittagshize suchten wir Obdach in einem Franciscaner-Kloster, das auf einer bedeutenden Anhöhe lag, und mit seinen düstern Cypressen und weißen Mönchen wie ein Jagdschloß des Glaubens hinab schaute in die heiter grünen Thäler des Apennins. Es war ein schöner Bau; wie ich denn, außer der Karthause zu Monza, die ich nur von außen sah, noch sehr merkwürdigen Klöstern und Kirchen vorbeigekommen bin. Ich wußte oft nicht, sollte ich mehr die Schönheit der Gegend bewundern, oder die Größe der alten Kirchen, oder die eben so große, steinfeste Gesinnung ihrer Erbauer, die wohl voraussehen konnten, daß erst späte Urenkel im Stande sein würden, solch ein Bauwerk zu vollenden, und die Dessen ungeachtet ganz ruhig den Grundstein legten und Stein auf Stein trugen, bis der Tod sie von der Arbeit abrief, und andere Baumeister das Werk fortsetzten und sich nachher ebenfalls zur Ruhe begaben — alle im festen Glauben an die Ewigkeit der katholischen Religion und im festen Vertrauen auf die gleiche Denkweise der folgenden Geschlechter, die weiter bauen würden, wo die Vorfahren aufgehört.

Es war der Glaube der Zeit, und die alten Baumeister lebten und entschliefen in diesem Glauben. Da liegen sie nun vor den Thüren jener alten Kirchen, und es ist zu wünschen, daß ihr Schlaf recht fest sei, und das Lachen der neuen Zeit sie nicht erwecke. Absonderlich für Solche, die vor einem von den alten Domen liegen, die nicht fertig geworden sind, für Solche wäre es sehr schlimm, wenn sie des Nachts plötzlich erwachten, und im schmerzlichsten Mondschein ihr unvollendetes Tagewerk sähen, und bald merkten, daß die Zeit des Weiterbauens aufgehört hat, und daß ihr ganzes Leben nutzlos war und dumm.

So spricht die jetzige neue Zeit, die eine andere Aufgabe hat. einen anderen Glauben.

Ich hörte einst in Köln, wie ein kleiner Bube seine Mutter frag, warum man die halben Dome nicht fertig baue. Es war ein schöner Bube, und ich küßte ihm die klugen Augen, und da

die Mutter ihm keine rechte Antwort geben konnte, so sagte ich ihm, daß jetzt die Menschen ganz etwas Anderes zu thun hätten.

Unfern von Genua, auf der Spitze der Apenninen, sieht man das Meer, zwischen den grünen Gebirgsgipfeln kommt die blaue Fluth zum Vorschein, und Schiffe, die man hie und da erblickt, scheinen mit vollen Segeln über die Berge zu fahren. Hat man aber diesen Anblick zur Zeit der Dämmerung, wo die letzten Sonnenlichter mit den ersten Abendshatten ihr wunderliches Spiel beginnen, und alle Farben und Formen sich nebelhaft verweben: dann wird Einem ordentlich märchenhaft zu Muthe, der Wagen rasselt bergab, die schläfrig süßesten Bilder der Seele werden aufgerüttelt und nicken wieder ein, und es träumt Einem endlich, man sei in Genua.

Kapitel XXXIII.

Diese Stadt ist alt ohne Alterthümlichkeit, eng ohne Traulichkeit, und häßlich über alle Maßen. Sie ist auf einem Felsen gebaut, am Fuße von amphitheatralischen Bergen, die den schönsten Meerbusen gleichsam umarmen. Die Genueser erhielten daher von der Natur den besten und sichersten Hafen. Da, wie gesagt, die ganze Stadt auf einem einzigen Felsen steht, so mußten der Raum-Ersparnis wegen die Häuser sehr hoch und die Straßen sehr eng gebaut werden, so daß diese fast alle dunkel sind, und nur auf zweien derselben ein Wagen fahren kann. Aber die Häuser dienen hier den Einwohnern, die meistens Kaufleute sind, fast nur zu Waarenlagern, und des Nachts zu Schlafstellen; den schachernden Tag über laufen sie umher in der Stadt oder sitzen vor ihrer Hausthüre, oder vielmehr in der Hausthüre, denn sonst würden sich die Gegenüberwohnenden einander mit den Knien berühren.

Von der Seeseite, besonders gegen Abend, gewährt die Stadt einen bessern Anblick. Da liegt sie am Meere wie das gebleichte Skelett eines ausgeworfenen Riesenthiers, dunkle Ameisen, die sich Genueser nennen, kriechen darin herum, die blauen Meereswellen bespülen es plätschernd wie ein Ammenlied, der Mond, das blasse Auge der Nacht, schaut mit Wehmuth darauf hinab.

Im Garten des Palazzo Doria steht der alte Seeheld als Neptun in einem großen Wasserbassin. Aber die Statue ist verwittert und verstimmt, das Wasser ausgetrocknet, und die Nixen wussten in den schwarzen Cypressen. Wie ein Knabe, der immer seine Komödien im Kopf hat, dachte ich bei dem Namen Doria gleich an Friedrich Schiller, den edelsten, wenn auch nicht größten Dichter der Deutschen.

Obgleich meistens in Verfall, sind die Palläste der ehemaligen Machthaber von Genua, der Nobili, dennoch sehr schön, und mit Pracht überladen. Sie stehen meistens auf den zwei großen Straßen, genannt Strada nuova und Balbi. Der Pallast Durazzo ist der

merkwürdigste. Hier sind gute Bilder, und darunter Paul Veronese's Christus, dem Magdalena die gewaschenen Füße abtrocknet. Diese ist so schön, daß man fürchten sollte, sie werde gewiß noch einmal verführt werden. Ich stand lange vor ihr — ach, sie schaute nicht auf! Christus steht da wie ein Religions-Samlet: Go to a nunnery! Hier fand ich auch einige Holländer und vorzügliche Bilder von Rubens; letztere ganz durchdrungen von der kolossalen Heiterkeit dieses niederländischen Titanen, dessen Geistesflügel so stark waren, daß er bis zur Sonne emporflog, obgleich hundert Zentner holländischer Käse an seinen Beinen hingen. Ich kann dem kleinsten Bilde dieses großen Malers nicht vorübergehen, ohne den Zoll meiner Bewunderung zu entrichten. Um so mehr, da es jetzt Mode wird, ihn ob seines Mangels an Idealität nur mit Achselzucken zu betrachten. Die historische Schule in München zeigt sich besonders groß in solcher Betrachtung. Man sehe nur, mit welcher vornehmen Geringschätzung der langhaarige Cornelianer durch den Rubenssaal wandelt! Vielleicht aber ist der Irrthum der Jünger erklärlich, wenn man den großen Gegensatz betrachtet, den Peter Cornelius zu Peter Paul Rubens bildet. Es läßt sich fast kein größerer Gegensatz ersinnen — und nichtsdestoweniger ist mir bisweilen zu Sinn, als hätten Beide dennoch Ähnlichkeiten, die ich mehr ahnen als anschauen könne. Vielleicht sind landsmannschaftliche Eigenheiten in ihnen verborgen, die den dritten Landsmann, nämlich mich, wie leise heimliche Laute ansprechen. Diese geheime Verwandtschaft besteht aber nimmermehr in der niederländischen Heiterkeit und Farbenlust, die uns aus allen Bildern des Rubens entgegenlacht, so daß man meinen sollte, er habe sie im freudigen Rheinweinrausch gemalt, während tanzende Kirchesmusik um ihn her jubelte. Wahrlich, die Bilder des Cornelius scheinen eher am Charfreitage gemalt zu sein, während die schwermüthigen Leidenslieder der Procession durch die Straßen zogen und im Atelier und Herzen des Malers wiederhallten. In der Produktivität, in der Schöpfungskühnheit, in der genialen Ursprünglichkeit sind sich Beide ähnlicher, Beide sind geborne Maler, und gehören zu dem Cyklus großer Meister, die größtentheils zur Zeit des Raphael blühten, einer Zeit, die auf Rubens noch ihren unmittelbaren Einfluß üben konnte, die aber von der unsrigen so abgeschieden ist, daß wir ob der Erscheinung des Peter Cornelius fast erschrecken, daß er uns manchmal vorkommt wie der Geist eines jener großen Maler aus raphaeleischer Zeit, der aus dem Grabe hervorstelge, um noch einige Bilder zu malen, ein tochter Schöpfer, selbstbeschworen durch das mitbegrabene, inwohnende Lebenswort. Betrachten wir seine Bilder, so sehen sie uns an wie mit Augen des fünfzehnten Jahrhunderts, gespenstisch sind die Gewänder, als rauschten sie uns vorbei im Winternacht, zauberkräftig sind die Leiber, traumrichtig gezeichnet, gewaltsam wahr, nur das Blut fehlt ihnen, das pulsierende Leben, die Farbe. Ja,

Cornelius ist ein Schöpfer, doch betrachten wir seine Geschöpfe, so will es uns bedünken, als könnten sie alle nicht lange leben, als seien sie alle eine Stunde vor ihrem Tode gemalt, als trügen sie alle die wehmüthige Ahnung des Sterbens. Trotz ihrer Heiterkeit erregen die Gestalten des Rubens ein ähnliches Gefühl in unserer Seele, diese scheinen ebenfalls den Todeskeim in sich zu tragen, und es ist uns, als müßten sie eben durch ihre Lebensüberfülle, durch ihre rothe Vollblütigkeit, plötzlich vom Schlage gerührt werden. Das ist sie vielleicht, die geheime Verwandtschaft, die wir in der Vergleichung beider Meister so wundersam ahnen. Die höchste Lust in einigen Bildern des Rubens und der tiefste Trübsinn in denen des Cornelius erregen in uns vielleicht dasselbe Gefühl. Woher aber dieser Trübsinn bei einem Niederländer? Es ist vielleicht eben das schaurige Bewußtsein, daß er einer längst verklungenen Zeit angehört und sein Leben eine mystische Nachsendung ist — denn ach! er ist nicht bloß der einzige große Maler, der jetzt lebt, sondern vielleicht auch der Letzte, der auf dieser Erde malen wird; vor ihm, bis zur Zeit der Caracci's, ist ein langes Dunkel, und hinter ihm schlagen wieder die Schatten zusammen, seine Hand ist eine lichte, einsame Geisterhand in der Nacht der Kunst, und die Bilder, die sie malt, tragen die unheimliche Trauer solcher ernsten, schroffen Abgeschlossenheit. Ich habe diese letzte Malerhand nie ohne geheimen Schauer betrachten können, wenn ich den Mann selbst sah, den kleinen scharfen Mann mit den heißen Augen; und doch wieder erregte diese Hand in mir das Gefühl der traulichsten Pietät, da ich mich erinnerte, daß sie mir einst liebevoll auf den kleinen Fingern lag, und mir einige Gesichtskonturen ziehen half, als ich, ein kleines Bübchen, auf der Akademie zu Düsseldorf zeichnen lernte.

Kapitel XXXIV.

Die Sammlung von Portraits schöner Genueserinnen, die im Pallast Durazzo gezeigt wird, darf ich nimmermehr unerwähnt lassen. Nichts auf der Welt kann unsre Seele trauriger stimmen, als solcher Anblick von Portraits schöner Frauen, die schon seit einigen Jahrhunderten todt sind. Melancholisch überkriecht uns der Gedanke, daß von den Originalen jener Bilder, von all' jenen Schönen, die so lieblich, so kokett, so witzig, so schalkhaft und so schwärmerisch waren, von all' jenen Malköpfchen mit Aprillaunen, von jenem ganzen Frauenfrühling Nichts übrig geblieben ist als diese bunten Schatten, die ein Maler, der gleich ihnen längst vermodert ist, auf ein morsch Stückchen Leinwand gepinselt hat, das ebenfalls mit der Zeit in Staub zerfällt und verweht. So geht alles Leben, das Schöne eben so wie das Hässliche, spurlos vorüber, der Tod, der dürre Pedant, verschont die Rose eben so wenig wie die Distel, er vergift auch nicht das einsame Halmchen in der fernsten Wildnis.

er zerstört gründlich und unaufhörlich, und überall sehen wir, wie er Pflanzen und Thiere, die Menschen und ihre Werke, zu Staub zerstampft, und selbst jene ägyptischen Pyramiden, die seiner Zerstörungswuth zu trohen scheinen, sie sind nur Tropheën seiner Macht, Denkmäler der Vergänglichkeit, uralte Königsgräber.

Aber noch schlimmer als dieses Gefühl eines ewigen Sterbens, einer öden gähnenden Vernichtung, ergreift uns der Gedanke, daß wir nicht einmal als Originale dahinsterven, sondern als Kopien von längst verschollenen Menschen, die geistig und körperlich uns gleich waren, und daß nach uns wieder Menschen geboren werden, die wieder ganz aussehen und fühlen und denken werden wie wir, und die der Tod ebenfalls wieder vernichten wird — ein trostlos ewiges Wiederholungsspiel, wobei die zeugende Erde beständig hervorbringen und mehr hervorbringen muß, als der Tod zu zerstören vermag, so daß sie, in solcher Noth, mehr für die Erhaltung der Gattungen als für die Originalität der Individuen sorgen kann.

Wunderbar erfaßten mich die mystischen Schauer dieses Gedankens, als ich im Pallast Durazzo die Portraits der schönen Genueserinnen sah, und unter diesen ein Bild, das in meiner Seele einen süßen Sturm erregte, wovon mir noch jetzt, wenn ich daran denke, die Augenwimpern zittern — Es war das Bild der todten Maria.

Der Aufseher der Galerie meinte zwar, das Bild stelle eine Herzogin von Genua vor, und im ciceronischen Tone setzte er hinzu: Es ist gemalt von Giorgio Barbarelli del Castelfranco de Trevigiano, genannt Giorgione, er war einer der größten Maler der venetianischen Schule, wurde geboren im Jahre 1477 und starb im Jahre 1511.

Lassen Sie Das gut sein, Signor Custode. Das Bild ist gut getroffen, mag es immerhin ein paar Jahrhunderte im Voraus gemalt sein, Das ist kein Fehler. Zeichnung richtig, Farbengebung vorzüglich, Faltenwurf des Brustgewandes ganz vortrefflich. Haben Sie doch die Güte, das Bild für einige Augenblicke von der Wand herabzunehmen, ich will nur den Staub von den Lippen abblasen und auch die Spinne, die in der Ecke des Rahmens sitzt, fortscheuchen — Maria hatte immer einen Abscheu vor Spinnen.

Eccellenza scheinen ein Kenner zu sein.

Daß ich nicht wußte, Signor Custode. Ich habe das Talent, bei manchen Bildern sehr gerührt zu werden, und es wird mir dann etwas feucht in den Augen. Aber was sehe ich! von wem ist das Portrait des Mannes im schwarzen Mantel, das dort hängt?

Es ist ebenfalls von Giorgione, ein Meisterstück.

Ich bitte Sie, Signor, haben Sie doch die Güte, es ebenfalls von der Wand herabzunehmen und einen Augenblick hier neben dem Spiegel zu halten, damit ich vergleichen kann, ob ich dem Bilde ähnlich sehe.

Eccellenza sind nicht so blaß. Das Bild ist ein Meisterstück von

Giorgione; er war Rival des Tiziano, wurde geboren im Jahr 1477 und starb im Jahre 1511.

Lieber Leser, der Giorgione ist mir weit lieber, als der Tiziano, und ich bin ihm besonders Dank schuldig, daß er mir die Maria gemalt. Du wirst gewiß eben so gut wie ich einsehen, daß Giorgione für mich das Bild gemalt hat, und nicht für irgend einen alten Genueser. Und es ist sehr gut getroffen, todtschweigend getroffen, es fehlt nicht einmal der Schmerz im Auge, ein Schmerz, der mehr einem geträumten als einem erlebten Leide galt, und sehr schwer zu malen war. Das ganze Bild ist wie hingeseufzt auf die Leinwand. Auch der Mann im schwarzen Mantel ist gut gemalt, und die malitiös sentimentalen Lippen sind gut getroffen, sprechend getroffen, als wollten sie eben eine Geschichte erzählen — es ist die Geschichte von dem Ritter, der seine Geliebte aus dem Tode aufküssen wollte, und als das Licht erlosch — —

II.

Die Bäder von Lucca.

Ich bin wie Weib dem Manne — —

Graf August von Platen Hallermünde.

Will der Herr Graf ein Tänzchen wagen,
So mag er's sagen,
Ich spiel' ihm auf.

Figaro.

(Karl Zimmermann, dem Dichter, widmet diese Blätter als ein Zeichen freudigster Verehrung der Verfasser.)

Kapitel I.

Als ich zu Mathilden ins Zimmer trat, hatte sie den letzten Knopf des grünen Reitkleides zugeknöpft, und wollte eben einen Hut mit weißen Federn aufsetzen. Sie warf ihn rasch von sich, sobald sie mich erblickte, mit ihren wallend goldnen Locken stürzte sie mir entgegen — Doktor des Himmels und der Erde! rief sie, und nach alter Gewohnheit ergriff sie meine beiden Ohrlappen und küßte mich mit der drolligsten Herzlichkeit.

Wie geht's, wahnsinnigster der Sterblichen! Wie glücklich bin ich, Sie wiederzusehen! Denn ich werde nirgends auf dieser weiten Welt einen verrückteren Menschen finden. Narren und Dummköpfe giebt es genug, und man erzeigt ihnen oft die Ehre, sie für verrückt zu halten; aber die wahre Verrücktheit ist so selten wie die wahre Weisheit, sie ist vielleicht gar nichts Anderes als Weisheit, die sich geärgert hat, daß sie Alles weiß, alle Schändlichkeiten dieser Welt, und die deshalb den weisen Entschluß gefaßt hat, verrückt zu werden. Die Orientalen sind ein gescheites Volk, sie verehren einen Verrückten wie einen Propheten, wir aber halten jeden Propheten für verrückt.

Aber, Mhlady, warum haben Sie mir nicht geschrieben?

Gewiß, Doktor, ich schrieb Ihnen einen langen Brief, und bemerkte auf der Adresse: Abzugeben in Neu-Beblam. Da Sie aber, gegen alle Vermuthung, nicht dort waren, so schickte man den Brief

nach St. Duze, und da sie auch hier nicht waren, so ging er weiter nach einer ähnlichen Anstalt, und so machte er die Ronde durch alle Tollhäuser Englands, Schottlands und Irlands, bis man ihn mir zurückschickte mit der Bemerkung, daß der Gentleman, den die Adresse bezeichne, noch nicht eingefangen sei. Und in der That, wie haben Sie es angefangen, daß Sie immer noch auf freien Füßen sind?

Hab's pfliffig angefangen, Mhlady. Überall, wohin ich kam, wußt' ich mich um die Tollhäuser herumzuschleichen, und ich denke, es wird mir auch in Italien gelingen.

O, Freund, hier sind Sie ganz sicher; denn erstens ist gar kein Tollhaus in der Nähe, zweitens haben wir hier die Oberhand.

Wir? Mhlady! Sie zählen sich also zu den Unseren? Erlauben Sie, daß ich Ihnen den Bruderkuß auf die Stirne brücke.

Ach! ich meine: wir Badegäste, worunter ich wahrlich noch die Vernünftigste bin — Und nun machen Sie sich leicht einen Begriff von der Verrücktesten, nämlich von Julie Maxfield, die beständig behauptet, grüne Augen bedeuten den Frühling der Seele; dann haben wir noch zwei junge Schönheiten —

Gewiß englische Schönheiten, Mhlady —

Doktor, was bedeutet dieser spöttische Ton? Die gelbfettigen Makaronigesichter in Italien müssen Ihnen so gut schmecken, daß Sie keinen Sinn mehr haben für brittische —

Plumpuddings mit Rosinenaugen, Koftbeefbusen festoniert mit weißen Meerrettig Streifen, stolze Pasteten —

Es gab eine Zeit, Doktor, wo Sie jedesmal in Verzückung geriethen, wenn Sie eine schöne Engländerin —

Ja, Das war damals! Ich bin noch immer nicht abgeneigt, Ihren Landsmänninnen zu huldigen; sie sind schön wie Sonnen, aber Sonnen von Eis, sie sind weiß wie Marmor, aber auch marmorkalt — auf ihren kalten Herzen erfrieren die armen —

Oho! ich kenne Einen, der dort nicht erfroren ist, und frisch und gesund übers Meer gesprungen, und es war ein großer deutscher, impertinenter —

Er hat sich wenigstens an den brittisch frostigen Herzen so stark erkältet, daß er noch jetzt davon den Schnupfen hat.

Mhlady schien pikirt über diese Antwort, sie ergriff die Reitgerte, die zwischen den Blättern eines Romans als Lesezeichen lag. schwang sie um die Ohren ihres weißen Jagdhundes, der leise knurrte, hob hastig ihren Hut von der Erde, setzte ihn keck auf's Lockenhaut, sah ein paarmal wohlgefällig in den Spiegel und sprach stolz: Ich bin noch schön! Aber plöplich, wie von einem dunkeln Schmerzgefühl durchschauert, blieb sie sinnend stehen, streifte langsam ihren weißen Handschuh von der Hand, reichte sie mir, und meine Gedanken pfeilschnell ertappend, sprach sie: Nicht wahr, diese Hand ist nicht mehr so schön wie in Ramsgate? Mathilde hat unterdessen viel gelitten!

Lieber Leser, man kann es den Glocken selten ansehen, wo sie einen Riß haben, und nur an ihrem Tone merkt man ihn. Hättest du nun den Klang der Stimme gehört, womit obige Worte gesprochen wurden, so wüßtest du gleich, Mhlady's Herz ist eine Glocke vom besten Metall, aber ein verborgener Riß dämpft wunderbar ihre heitersten Töne, und umschleiert sie gleichsam mit heimlicher Trauer. Doch ich liebe solche Glocken, sie finden immer ein gutes Echo in meiner eigenen Brust; und ich küßte Mhlady's Hand fast inniger als ehemals, obgleich sie minder vollblühend war, und einige Adern, etwas allzublau hervortretend, mir ebenfalls zu sagen schienen: Mathilde hat unterdessen viel gelitten.

Ihr Auge sah mich an wie ein wehmüthig einsamer Stern am herbstlichen Himmel, und weich und innig sprach sie: Sie scheinen mich wenig mehr zu lieben, Doktor! Denn nur mitleidig fiel eben Ihre Thräne auf meine Hand, fast wie ein Alnosien.

Wer heißt Sie die stumme Sprache meiner Thränen so dürftig ausdeuten? Ich wette, der weiße Jagdhund, der sich jetzt an Sie schmiegt, versteht mich besser; er schaut mich an und dann wieder Sie, und scheint sich zu wundern, daß die Menschen, die stolzen Herren der Schöpfung, innerlich so tief elend sind. Ach, Mhlady, nur der verwandte Schmerz entlockt uns die Thräne, und Jeder weint eigentlich für sich selbst.

Genug, genug, Doktor. Es ist wenigstens gut, daß wir Zeitgenossen sind und in demselben Erdwinkel uns gefunden mit unseren närrischen Thränen. Ach des Unglücks, wenn Sie vielleicht zweihundert Jahre früher gelebt hätten, wie es mir mit meinem Freunde Miguel de Cervantes Saavedra begegnet, oder gar wenn Sie hundert Jahre später auf die Welt gekommen wären als ich, wie ein anderer intimer Freund von mir, dessen Namen ich nicht einmal weiß, eben weil er ihn erst bei seiner Geburt, Anno 1900, erhalten wird! Aber erzählen Sie doch, wie haben Sie gelebt, seit wir uns nicht gesehen?

Ich trieb mein gewöhnliches Geschäft, Mhlady; ich rollte wieder den großen Stein. Wenn ich ihn bis zur Hälfte des Berges gebracht, dann rollte er plötzlich hinunter, und ich mußte wieder suchen ihn hinaufzurollen — und dieses Vergaß- und Vergabrollen wird sich so lange wiederholen, bis ich selbst unter dem großen Steine liegen bleibe, und Meister Steinmeß mit großen Buchstaben darauf schreibt: Hier ruht in Gott —

Bei Leibe, Doktor, ich lasse Ihnen noch keine Ruhe — Sein Sie nur nicht melancholisch! Lachen Sie, oder ich —

Nein, kitzeln Sie nicht! ich will lieber von selbst lachen.

So recht. Sie gefallen mir noch, eben so gut wie in Rams-gate, wo wir uns zuerst nahe kamen.

Und endlich noch näher als nah. Ja, ich will lustig sein. Es ist gut, daß wir uns wiedergefunden, und der große deutsche —

wird sich wieder ein Vergnügen daraus machen, sein Leben bei Ihnen zu wagen.

Mylady's Augen lachten wie Sonnenschein nach leisem Regenschauer, und ihre gute Laune brach wieder leuchtend hervor, als John hereintrat, und mit dem steifsten Sakaien-Pathos Seine Excellenz den Marchese Cristoforo di Gumpelino anmeldete.

Er sei willkommen! Und Sie, Doktor, werden einen Pair unseres Narrenreiches kennen lernen. Stoßen Sie sich nicht an sein Außeres, besonders nicht an seine Nase. Der Mann besitzt vortreffliche Eigenschaften, z. B. viel Geld, gesunden Verstand, und die Sucht alle Narheiten der Zeit in sich aufzunehmen; dazu ist er in meine grünäugige Freundin Julie Magfield verliebt und nennt sie seine Julia und sich ihren Romeo, und deklamirt und seufzt — und Lord Magfield, der Schwager, dem die treue Julia von ihrem Manne anvertraut worden, ist ein Argus —

Schon wollte ich bemerken, daß Argus eine Kuh bewachte, als die Thüre sich weit öffnete, und zu meinem höchsten Erstaunen mein alter Freund, der Bankier Christian Gumpel mit seinem wohlhabenden Lächeln und gottgefälligen Bauche hereinwatschelte. Nachdem seine glänzenden breiten Lippen sich an Mylady's Hand gemüßsam geschauert und übliche Gesundheitsfragen hervorgebrocht hatten, erkannte er auch mich — und in die Arme sanken sich die Freunde.

Kapitel II

Mathildens Warnung, daß ich mich an die Nase des Mannes nicht stoßen solle, war hinlänglich gegründet, und wenig fehlte, so hätte er mir wirklich ein Auge damit ausgestochen. Ich will nichts Schlimmes von dieser Nase sagen; im Gegentheil, sie war von der edelsten Form, und sie eben berechtigte meinen Freund, sich wenigstens einen Marchese-Titel beizulegen. Man konnte es ihm nämlich an der Nase ansehen, daß er von gutem Adel war, daß er von einer uralten Weltfamilie abstammte, womit sich sogar einst der liebe Gott, ohne Furcht vor Mesalliance, verschwägert hat. Seitdem ist diese Familie freilich etwas heruntergekommen, so daß sie seit Karl dem Großen meistens durch den Handel mit alten Hosen und Hamburger Lotteriezetteln ihre Subsistenz erwerben mußte, ohne jedoch im mindesten von ihrem Ahnenstolze abzulassen oder jemals die Hoffnung aufzugeben, einst wieder ihre alten Güter oder wenigstens hinreichende Emigranten-Entschädigung zu erhalten, wenn ihr alter legitimer Souverän sein Restaurationsversprechen erfüllt, ein Versprechen, womit er sie schon zwei Jahrtausende an der Nase herumgeführt. Sind vielleicht ihre Nasen eben durch dieses lange an der Nase Herumgeführtwerden so lang geworden? Oder sind diese langen Nasen eine Art Uniform, woran der Gottkönig Jehovah seine alten Leibgardisten erkennt, selbst wenn sie desertiert sind?

Der Marchese Gumpelino war ein solcher Deserteur, aber er trug noch immer seine Uniform, und sie war sehr brillant, besäet mit Kreuzchen und Sternchen von Rubinen, einen rothen Adlerorden in Miniatur, und anderen Decorationen.

Sehen Sie, sagte Mhlady, Das ist meine Lieblingsnase, und ich kenne keine schönere Blume auf dieser Erde.

Diese Blume, schmunzlächelte Gumpelino, kann ich Ihnen nicht an den schönen Busen legen, ohne daß ich mein blühendes Antlitz hinzulege, und diese Beilage würde Sie vielleicht in der heutigen Hitze etwas genieren. Aber ich bringe Ihnen eine nicht minder köstliche Blume, die hier selten ist —

Bei diesen Worten öffnete der Marchese die flieppapierne Tüte, die er mitgebracht, und mit langsamem Sorgfalt zog er daraus hervor eine wunderschöne Tulpe.

Raum erblickte Mhlady diese Blume, so schrie sie aus vollem Halse: Morden! morden! wollen Sie mich morden? Fort, fort mit dem schrecklichen Anblick! Dabei gebärdete sie sich, als wolle man sie umbringen, hielt sich die Hände vor die Augen, rannte unsinnig im Zimmer umher, verwünschte Gumpelino's Nase und Tulpe, klingelte, stampfte den Boden, schlug den Hund mit der Reitgerte, daß er laut aufbellte, und als John hereintrat, rief sie, wie Kean als König Richard:

Ein Pferd! ein Pferd!

Ein Königthum für ein Pferd!

und stürmte, wie ein Wirbelwind, von dannen.

Eine kuriose Frau! sprach Gumpelino, vor Erstaunen bewegungslos und noch immer die Tulpe in der Hand haltend, so daß er einem jener Gößenbilder glich, die, mit Lotusblumen in den Händen, auf altindischen Denkmälern zu schauen sind. Ich aber kannte die Dame und ihre Idiosynkrasie weit besser, mich ergözte dieses Schauspiel über alle Maßen, ich öffnete das Fenster und rief: Mhlady, was soll ich von Ihnen denken? Ist das Vernunft, Sitte — besonders, ist Das Liebe?

Da lachte herauf die wilde Antwort:

Wenn ich zu Pferd bin, so will ich schwören:

Ich liebe dich unendlich!

Kapitel III.

Eine kuriose Frau! wiederholte Gumpelino, als wir uns auf den Weg machten, seine beiden Freundinnen, Signora Lätizia und Signora Francesca, deren Bekanntschaft er mir verschaffen wollte, zu besuchen. Da die Wohnung dieser Damen auf einer etwas entfernten Anhöhe lag, so erkannte ich um so dankbarer die Güte meines wohlbeleibten Freundes, der das Bergsteigen etwas beschwerlich fand, und auf jedem Hügel athemerschöpfend stehen blieb, und O Jesu! seufzte.

Die Wohnungen in den Bädern von Lucca nämlich sind entweder unten in einem Dorfe, das von hohen Bergen umschlossen ist, oder sie liegen auf einem dieser Berge selbst, unfern der Hauptquelle, wo eine pittoreske Häusergruppe in das reizende Thal hinabschaut. Einige liegen aber auch einzeln zerstreut an den Bergeabhängen, und man muß mühsam hinaufklimmen durch Weinreben, Myrtengesträuch, Weißblatt, Lorberbüsche, Oleander, Geranium und andere vornehme Blumen und Pflanzen, ein wildes Paradies. Ich habe nie ein reizenderes Thal gesehen, besonders wenn man von der Terrasse des oberen Bades, wo die ernstgrünen Cypressen stehen, in's Dorf hinabschaut. Man sieht dort die Brücke, die über ein Flüsschen führt, welches Lima heißt und, das Dorf in zwei Theile durchschneidend, an beiden Enden in mäßigen Wasserfällen über Felsenstücke dahinstürzt, und ein Geräusch hervorbringt, als wolle es die angenehmsten Dinge sagen, und könne vor dem allseitig plaudernden Echo nicht zu Worte kommen.

Der Hauptzauber dieses Thales liegt aber gewiß in dem Umstand, daß es nicht zu groß ist und nicht zu klein, daß die Seele des Beschauers nicht gewaltsam erweitert wird, vielmehr sich ebenmäßig mit dem herrlichen Anblick füllt, daß die Häupter der Berge selbst, wie die Alpeninnen überall, nicht abenteuerlich gothisch erhaben mißgestaltet sind, gleich den Bergkarikaturen, die wir eben sowohl wie die Menschenkarikaturen in germanischen Ländern finden, sondern daß ihre edelgeründeten, heiter grünen Formen fast eine Kunstcivilisation aussprechen, und gar melodisch mit dem blaßblauen Himmel zusammenklingen.

O Jesu! ächzte Gumpelino, als wir, mühsamen Steigens und von der Morgensonne schon etwas stark gewärmt, oberwähnte Cypressenhöhe erreichten und, ins Dorf hinabschauend, unsere englische Freundin hoch zu Ross, wie ein romantisches Märchenbild, über die Brücke jagen und eben so traumschnell wieder verschwinden sahen. O Jesu! welch eine kuriose Frau! wiederholte einigemal der Marchese. In meinem gemeinen Leben ist mir noch keine solche Frau vorgekommen. Nur in Komödien findet man Dergeichen, und ich glaube z. B. die Holzbecher würde die Rolle gut spielen. Sie hat Etwas von einer Nixe. Was denken Sie?

Ich denke Sie haben Recht, Gumpelino. Als ich mit ihr von London nach Rotterdam fuhr, sagte der Schiffskapitän, sie gleiche einer mit Pfeffer bestreuten Rose. Zum Dank für diese pikante Vergleichung schüttete sie eine ganze Pfefferbüchse auf seinen Kopf aus, als sie ihn einmal in der Kajüte eingeschlummert fand, und man konnte sich dem Manne nicht mehr nähern, ohne zu niesen.

Eine kuriose Frau! sprach wieder Gumpelino. So zart wie weiße Seide und eben so stark, und sitzt zu Pferde eben so gut wie ich. Wenn sie nur nicht ihre Gesundheit zu Grunde reitet! Sahen Sie nicht eben den langen, magern Engländer, der auf seinem

magern Gaul hinter ihr herjagte wie die galoppierende Schwind-
sucht? Das Volk reitet zu leidenschaftlich, giebt alles Geld in der
Welt für Pferde aus. Lady Mayfield's Schimmel kostet dreihun-
dert goldne, lebendige Louisd'ore — ach! und die Louisd'ore stehen
so hoch und steigen noch täglich.

Ja, die Louisd'ore werden noch so hoch steigen, daß ein armer
Gelehrter, wie Unserer, sie gar nicht mehr wird erreichen können.

Sie haben keinen Begriff davon, Herr Doktor, wie viel Geld
ich ausgeben muß, und dabei behelfe ich mich mit einem einzigen
Bedienten, und nur wenn ich in Rom bin, halte ich mir einen
Kaplan für meine Hauskapelle. Sehen Sie, da kommt mein Hyacinth.

Die kleine Gestalt, die in diesem Augenblick bei der Windung
eines Hügels zum Vorschein kam, hätte vielmehr den Namen einer
Feuerlilie verdient. Es war ein schlotternd weiter Scharlachrock,
überladen mit Goldtressen, die im Sonnenglanze strahlten, und aus
dieser rothen Pracht schwitzte ein Köpfchen hervor, das mir sehr
wohlbekannt zunickte. Und wirklich, als ich das bläßlich besorgliche
Gesichtchen und die geschäftig zwinkenden Auglein näher betrachtete,
erkannte ich Jemanden, den ich eher auf dem Berg Sinai als auf
den Apenninen erwartet hatte, und Das war kein Anderer als Herr
Hirsch, Schutzbürger in Hamburg, ein Mann, der nicht bloß immer
ein sehr ehrlicher Lotteriekollekteur gewesen, sondern sich auch auf
Hühneraugen und Juwelen versteht, dergestalt, daß er erstere von
letzteren nicht bloß zu unterscheiden, sondern auch die Hühneraugen
ganz geschickt auszuscheiden und die Juwelen ganz genau zu
tagieren weiß.

Ich bin guter Hoffnung — sprach er, als er mir näher kam
— daß Sie mich noch kennen, obgleich ich nicht mehr Hirsch heiße.
Ich heiße jetzt Hyacinth, und bin der Kammerdiener des Herrn
Gumpel.

Hyacinth! rief Dieser, in staunender Aufwallung über die In-
diskretion des Dieners.

Sein Sie nur ruhig, Herr Gumpel, oder Herr Gumpelino, oder
Herr Marchese, oder Eure Excellenza, wir brauchen uns gar nicht
vor diesem Herrn zu genieren, Der kennt mich, hat manches Loos
bei mir gespielt, und ich möcht' sogar darauf schwören, er ist mir
von der letzten Renovierung noch sieben Mark neun Schilling schul-
dig — Ich freue mich wirklich, Herr Doktor, Sie hier wieder zu
sehen. Haben Sie hier ebenfalls Vergnügungs-Geschäfte? Was sollte
man sonst hier thun, in dieser Hitze, und wo man noch dazu berg-
auf und bergab steigen muß. Ich bin hier des Abends so müde,
als wäre ich zwanzigmal vom Altonaer Thore nach dem Steinthor
gelaufen, ohne was dabei verdient zu haben.

O Jesu! — rief der Marchese — schweig, schweig! Ich schaffe
mir einen andern Bedienten an.

Warum schweigen? — versetzte Hirsch Hyacinthos — Ist es

mir doch lieb, wenn ich mal wieder gutes Deutsch sprechen kann mit einem Gesichte, das ich schon einmal in Hamburg gesehen, und denke ich an Hamburg —

Hier, bei der Erinnerung an sein kleines Stiefvaterländchen, wurden des Mannes Augen glimmernd feucht, und seufzend sprach er: Was ist der Mensch! Man geht vergnügt vor dem Altonaer Thore auf dem Hamburger Berg spazieren, und besieht dort die Merkwürdigkeiten, die Löwen, die Vögel, die Papageyen, die Affen, die ausgezeichneten Menschen, und man läßt sich Karoussel fahren oder elektrifizieren, und man denkt: Was würde ich erst für Vergnügen haben an einem Orte, der noch zweihundert Meilen von Hamburg weiter entfernt ist, in dem Lande, wo die Citronen und Orangen wachsen, in Italien! Was ist der Mensch! Ist er vor dem Altonaer Thore, so möchte er gern in Italien sein, und ist er in Italien, so möchte er wieder vor dem Altonaer Thore sein! Ach, stände ich dort wieder und sähe wieder den Michaelisthurm, und oben daran die Uhr mit den großen goldnen Zahlen auf dem Zifferblatt, die großen goldnen Zahlen, die ich so oft des Nachmittags betrachtete wenn sie so freundlich in der Sonne glänzten — ich hätte sie oft küssen mögen. Ach, ich bin jetzt in Italien, wo die Citronen und Orangen wachsen; wenn ich aber die Citronen und Orangen wachsen sehe, so denk' ich an den Steinweg zu Hamburg, wo sie, ganze Karren voll, gemächlich aufgestapelt liegen, und wo man sie ruhig genießen kann, ohne daß man nöthig hat, so viele Gefahr-Berge zu besteigen und so viel Hitzwärme auszustehen. So wahr mir Gott helfe, Herr Marchese, wenn ich es nicht der Ehre wegen gethan hätte und wegen der Bildung, so wäre ich Ihnen nicht hierher gefolgt. Aber Das muß man Ihnen nachsagen, man hat Ehre bei Ihnen und bildet sich.

Hyacinth! — sprach jetzt Gumpelino, der durch diese Schmeichelei etwas besänftigt worden, — Hyacinth, geh jetzt zu —

Ich weiß schon —

Du weißt nicht, sage ich dir, Hyacinth —

Ich sag' Ihnen, Herr Gumpel, ich weiß. Ew. Excellenz schicken mich jetzt zu der Lady Maxfield — Mir braucht man gar Nichts zu sagen. Ich weiß Ihre Gedanken, die Sie noch gar nicht gedacht, und vielleicht Ihr Lebtag gar nicht denken werden. Einen Bedienten wie mich bekommen Sie nicht so leicht — und ich th' es der Ehre wegen und der Bildung wegen, und wirklich, man hat Ehre bei Ihnen und bildet sich — Bei diesem Worte puzte er sich die Nase mit einem sehr weißen Taschentuche.

Hyacinth, sprach der Marchese, du gehst jetzt zu der Lady Julie Maxfield, zu meiner Julia, und bringst ihr diese Tulpe — nimm sie in Acht, denn sie kostet fünf Paoli — und sagst ihr —

Ich weiß schon —

Du weißt Nichts. Sag' ihr: Die Tulpe ist unter den Blumen —

Ich weiß schon, Sie wollen ihr Etwas durch die Blume sagen. Ich habe für so manches Lotterielooß in meiner Kollekte selbst eine Devise gemacht —

Ich sage dir, Hyacinth, ich will keine Devise von dir. Bringe diese Blume an Lady Mayfield, und sage ihr:

Die Tulpe ist unter den Blumen,
Was unter den Käsen der Strachino;
Doch mehr als Blumen und Käse
Berechrt Dich Gumpelino!

So wahr mir Gott alles Gut's gebe, Das ist gut! — rief Hyacinth — Winken Sie mir nicht, Herr Marchese; was Sie wissen, Das weiß ich, und was ich weiß, Das wissen Sie. Und Sie, Herr Doktor, leben Sie wohl! Um die Kleinigkeit mahne ich Sie nicht. — Bei diesen Worten stieg er den Hügel wieder hinab, und murmelte beständig: Gumpelino Strachino — Strachino Gumpelino —

Es ist ein treuer Mensch — sagte der Marchese — sonst hätte ich ihn längst abgeschafft, wegen seines Mangels an Etikette. Vor Ihnen hat Das Nichts zu bedeuten. Sie verstehen mich Wie gefällt Ihnen seine Livree? Es sind noch für vierzig Thaler mehr Treffen dran, als an der Livree von Rothschild's Bedienten. Ich habe innerlich mein Vergnügen, wie sich der Mensch bei mir perfectioniert. Dann und wann gebe ich ihm selbst Unterricht in der Bildung. Ich sage ihm oft: Was ist Geld? Geld ist rund und rollt weg, aber Bildung bleibt. Ja, Herr Doktor, wenn ich, was Gott verhüte, mein Geld verliere, so bin ich doch noch immer ein großer Kunstkenner, ein Kenner von Malerei, Musik und Poesie. Sie sollen mir die Augen zubinden und mich in der Galerie zu Florenz herumführen, und bei jedem Gemälde, vor welches Sie mich hinstellen, will ich Ihnen den Maler nennen, der es gemalt hat, oder wenigstens die Schule, wozu dieser Maler gehört. Musik? Verstopfen Sie mir die Ohren und ich höre doch jede falsche Note. Poesie? Ich kenne alle Schauspielerinnen Deutschlands, und die Dichter weiß ich auswendig. Und gar Natur! Ich bin zweihundert Meilen gereist, Tag und Nacht durch, um in Schottland einen einzigen Berg zu sehen. Italien aber geht über Alles. Wie gefällt Ihnen hier diese Naturgegend? Welche Schöpfung! Sehen Sie mal die Bäume, die Berge, den Himmel, da unten das Wasser — ist nicht Alles wie gemalt? Haben Sie es je im Theater schöner gesehen? Man wird, so zu sagen, ein Dichter! Berge kommen Einem in den Sinn, und man weiß nicht, woher: —

Schweigend, in der Abenddämmerung Schleier
Ruh't die Flur, das Lied der Haine stirbt;
Nur daß hier im alternden Gemäuer
Melanchotisch noch ein Helmchen zirpt.

Diese erhabenen Worte deklamirte der Marchese mit überschwellender Rührung, indem er wie verklärt in das lachende morgenhelle Thal hinabschaute.

Kapitel IV.

Als ich einst an einem schönen Frühlingstage unter den Berliner Linden spazieren ging, wandelten vor mir zwei Frauenzimmer, die lange schwiegen, bis endlich die Eine schmachtend aufseufzte: Ach, die irine Beeme! Worauf die Andre, ein junges Ding, mit naiver Bewunderung fragte: Mutter, was gehn Ihnen die irine Beeme an?

Ich kann nicht umhin zu bemerken, daß beide Personen zwar nicht in Seide gekleidet gingen, jedoch keineswegs zum Böbel gehörten, wie es denn überhaupt in Berlin keinen Böbel giebt, außer etwa in den höchsten Ständen. Was aber jene naive Frage selbst betrifft, so kommt sie mir nie aus dem Gedächtnisse. Überall, wo ich unwahre Naturempfindung und dergleichen grüne Lügen ertappe, lacht sie mir ergötlich durch den Sinn. Auch bei der Deklamation des Marchese wurde sie in mir laut, und, den Spott auf meinen Lippen errathend, rief er verdrießlich: Stören Sie mich nicht — Sie haben keinen Sinn für reine Natürlichkeit — Sie sind ein zerrissener Mensch, ein zerrissenes Gemüth, so zu sagen: ein Byron.

Lieber Leser, gehörst du vielleicht zu jenen frommen Vögeln, die da einstimmen in das Lied von byronischer Zerrissenheit, das mir schon seit zehn Jahren in allen Weisen vorgepiffen und vorgezwitschert worden, und sogar im Schädel des Marchese, wie du oben gehört hast, sein Echo gefunden? Ach, theurer Leser, wenn du über jene Zerrissenheit klagen willst, so beklage lieber, daß die Welt selbst mitten entzwei gerissen ist. Denn da das Herz des Dichters der Mittelpunkt der Welt ist, so mußte es wohl in jetziger Zeit jämmerlich zerrissen werden. Wer von seinem Herzen rühmt, es sei ganz geblieben, Der gesteht nur, daß er ein prosaisches, weitabgelegenes Winkelherz hat. Durch das meinige ging aber der große Weltriß und eben desswegen weiß ich, daß die großen Götter mich vor vielen Anderen hochbegnadigt und des Dichtermärtyrthums würdig geachtet haben.

Einst war die Welt ganz, im Alterthum und Mittelalter; trotz der äußeren Kämpfe gab's doch noch immer eine Welteneinheit, und es gab ganze Dichter. Wir wollen diese Dichter ehren und uns an ihnen erfreuen; aber jede Nachahmung ihrer Ganzheit ist eine Lüge, eine Lüge, die jedes gesunde Auge durchschaut, und die dem Hohne dann nicht entgeht. Züngst, mit vieler Mühe, verschaffte ich mir in Berlin die Gedichte eines jener Ganzheitsdichter, der über meine byronische Zerrissenheit so sehr geklagt, und bei den erlogenen

Grünlichkeiten, den zarten Naturgefühlen, die mir da wie frisches Heu entgegendufteten, wäre mein armes Herz, das schon hinlänglich zerrissen ist, fast auch vor Lachen geborsten, und unwillkürlich rief ich: Mein lieber Herr Intendanturrath Wilhelm Neumann, was gehn Ihnen die irine Beeme an?

Sie sind ein zerrissener Mensch, so zu sagen, ein Byron — wiederholte der Marchese, sah noch immer verklärt hinab in's Thal, und schmalzte zuweilen mit der Zunge am Gaumen vor andächtiger Bewunderung: — Gott! Gott! Alles wie gemalt!

Armer Byron! solches ruhige Genießen war dir versagt! War dein Herz so verdorben, daß du die Natur nur sehen, ja sogar schildern, aber nicht von ihr beseligt werden konntest? Oder hat Bysshe Shelley Recht, wenn er sagt, du habest die Natur in ihrer teuflischen Nacktheit belauscht und wurdest deshalb, wie Aktäon, von ihren Hunden zerrissen!

Genug davon; wir kommen zu einem besseren Gegenstande, nämlich zu Signora Lätizia's und Francesca's Wohnung, einem kleinen weißen Gebäude, das gleichsam noch im Neglige zu sein scheint, und vorn zwei große runde Fenster hat, vor welchen die hochaufgezogenen Weinstöcke ihre langen Ranken herabhängen lassen, daß es aussieht, als fielen grüne Haare in lockiger Fülle über die Augen des Hauses. An der Thüre schon klingt es uns bunt entgegen, wirbelnde Triller, Gitarrentöne und Gelächter.

Kapitel V.

Signora Lätizia, eine funfzigjährige junge Rose, lag im Bette und trillerte und schwappte mit ihren beiden Galanz, wovon der Eine auf einem niedrigen Schemel vor ihr saß, und der Andre, in einem großen Sessel lehrend, die Gitarre spielte. Im Nebenzimmer flatterten dann und wann ebenfalls die Fegen eines süßen Liedes oder eines noch wunder süßeren Lachens. Mit einer gewissen wohlfeilen Fronie, die den Marchese zuweilen anwandelte, präsentierte er mich der Signora und den beiden Herren, und bemerkte dabel, ich sei derselbe Johann Heinrich Heine, Doktor Juris, der jetzt in der deutschen juristischen Literatur berühmt sei. Zum Unglück war der eine Herr ein Professor aus Bologna, und zwar ein Jurist, obgleich sein wohlgewölbter, runder Bauch ihn eher zu einer Anstellung bei der sphärischen Trigonometrie zu qualifizieren schien. Einigermassen in Verlegenheit gesetzt, bemerkte ich, daß ich nicht unter meinem eigenen Namen schriebe, sondern unter dem Namen Fark; und Das sagte ich aus Bescheidenheit, indem mir zufällig einer der wehmüthigsten Insektenamen unserer juristischen Literatur ins Gedächtnis kam. Der Bologneser beflagte zwar, diesen berühmten Namen noch nicht gehört zu haben — welches auch bei dir, lieber Leser, der Fall sein wird — doch zweifelte er nicht, daß

er bald seinen Glanz über die ganze Erde verbreiten werde. Dabei lehnte er sich zurück in seinen Sessel, griff einige Accorde auf der Guitarre und sang aus Ujur:

O mächtiger Brahma!
Ach, laß Dir das Fallen
Der Unschuld gefallen,
Das Fallen, das Fallen —

Wie ein lieblich neckendes Nachtigall-Echo schmetterte im Nebenzimmer eine ähnliche Melodie. Signora Lätizia aber trillerte dazwischen im feinsten Diskant:

Dir allein glüht diese Wange,
Dir nur klopfen diese Pulse;
Voll von süßem Liebesdrange
Seht mein Herz sich dir allein!

Und mit der fettigsten Prosastimme setzte sie hinzu: Bartolo, gieb mir den Spudnapf!

Von seinem niedern Bänkchen erhob sich jetzt Bartolo mit seinen dünnen, hölzernen Beinen, und präsentierte ehrerbietig einen etwas unreinlichen Napf von blauen Porzellan.

Dieser zweite Galan, wie mir Gumpelino auf Deutsch zuflüsterte, war ein sehr berühmter Dichter, dessen Lieder, obgleich er sie schon vor zwanzig Jahren gedichtet, noch jetzt in ganz Italien klingen und mit der süßen Liebesgluth, die in ihnen flammt, Alt und Jung berauschen, — derweilen er selbst jetzt nur ein armer, veralteter Mensch ist, mit blassen Augen im welken Gesichte, dünnen weißen Härchen auf dem schwankenden Kopfe, und kalter Armuth im kümmerlichen Herzen. So ein armer, alter Dichter mit seiner kahlen Hölzernheit gleicht den Weinstöcken, die wir im Winter auf den kalten Bergen stehen sehen, dürr und laublos, im Winde zitternd und von Schnee bedeckt, während der süße Most, der ihnen einst entquoll, in den fernsten Landen gar manches Becherherz erwärmt und zu ihrem Lobe berauscht. Wer weiß, wenn einst die Kelter der Gedanken, die Druckerpresse, auch mich ausgepresst hat, und nur noch im Verlagskeller von Hoffmann und Campe der alte, abgezapfte Geist zu finden ist, sehe ich selbst vielleicht eben so dünn und kümmerlich, wie der arme Bartolo, auf dem Schemel neben dem Bette einer alten Inamorata, und reiche ihr auf Verlangen den Napf des Spudses.

Signora Lätizia entschuldigte sich bei mir, daß sie zu Bette liege und zwar häuchlings, indem ein Geschwür an der Legitimität, das sie sich durch vieles Feigen-Essen zugezogen, sie jetzt hindere, wie es einer ordentlichen Frau ziemt, auf dem Rücken zu liegen. Sie lag wirklich ungefähr wie eine Shing; ihr hochfrisirtes Haar stemmte sie auf ihre beiden Arme, und zwischen diesen mochte ihr Busen wie ein rothes Meer.

Sie sind ein Deutscher? frug sie mich.

Ich bin zu ehrlich, es zu leugnen, Signora! entgegnete meine Wenigkeit.

Ach, ehrlich genug sind die Deutschen! — seufzte sie — aber was hilft es, daß die Leute ehrlich sind, die uns berauben! sie richten Italien zu Grunde. Meine besten Freunde sitzen eingekerkert in Milano; nur Sklaverei —

Nein, nein, rief der Marchese, beklagen Sie sich nicht über die Deutschen, wir sind überwundene Überwinder, besiegte Sieger, sobald wir nach Italien kommen; und Sie sehen, Signora, Sie sehen und Ihnen zu Füßen fallen, ist Dasselbe — Und indem er sein gelbseidenes Taschentuch ausbreitete und darauf niederkniete, setzte er hinzu: Hier kniee ich und huldige Ihnen im Namen von ganz Deutschland.

Cristoforo di Gumpelino! — seufzte Signora tiefgerührt und schmachkend — Stehen Sie auf und umarmen Sie mich!

Damit aber der holde Schäfer nicht die Frisur und die Schminke seiner Geliebten verdürbe, küßte sie ihn nicht auf die glühenden Lippen, sondern auf die glühende Stirne, so daß sein Gesicht tiefer hinabreichte, und das Steuer desselben, die Nase, im rothen Meere herumruderte.

Signor Bartolo! rief ich, erlauben Sie mir, daß auch ich mich des Spucknapfes bediene.

Behmüthig lächelte Signor Bartolo, sprach aber kein einziges Wort, obgleich er nächst Mezzofanti, für den besten Sprachlehrer in Bologna gilt. Wir sprechen nicht gern, wenn Sprechen unsere Profession ist. Er diente der Signora als ein stummer Ritter, und nur dann und wann mußte er das Gedicht recitieren, das er ihr vor fünfundzwanzig Jahren aufs Theater geworfen, als sie zuerst in Bologna in der Rolle der Ariadne auftrat. Er selbst mag zu jener Zeit wohlbelaubt und glühend gewesen sein, vielleicht ähnlich dem heiligen Dionysos selbst, und seine Lätizia-Ariadne stürzte ihm gewiss bachantisch in die blühenden Arme — Evoc Bacche! Er dichtete damals noch viele Liebesgedichte, die, wie schon erwähnt, sich in der italiänischen Literatur erhalten haben, nachdem der Dichter und die Geliebte selbst schon längst zu Makulatur geworden.

Fünfundzwanzig Jahre hat sich seine Treue bereits bewährt, und ich denke, er wird auch bis an sein seliges Ende auf dem Schemel sitzen, und auf Verlangen seine Verse recitieren oder den Spucknapf reichen. Der Professor der Jurisprudenz schleppt sich fast eben so lange schon in den Liebesfesseln der Signora, er macht ihr noch immer so eifrig die Cour wie im Anfang dieses Jahrhunderts, er muß noch immer seine akademischen Vorlesungen unbarmherzig vertagen, wenn sie seine Begleitung nach irgend einem Orte verlangt, und er ist noch immer belastet mit allen Servituten eines ächten Patito.

Die treue Ausdauer dieser beiden Anbeter einer längst rui-

nierten Schönheit mag vielleicht Gewohnheit sein, vielleicht Pietas gegen frühere Gefühle, vielleicht nur das Gefühl selbst, das sich von der jetzigen Beschaffenheit seines ehemaligen Gegenstandes ganz unabhängig gemacht hat, und diesen nur noch mit den Augen der Erinnerung betrachtet. So sehen wir oft alte Leute an einer Straßenecke in katholischen Städten vor einem Madonnenbilde knien, das so verbläßt und verwittert ist, daß nur noch wenige Spuren und Gesichtsunrisse davon übrig geblieben sind, ja daß man dort vielleicht Nichts mehr sieht als die Nische, worin es gemalt stand, und die Lampe, die etwa noch darüber hängt; aber die alten Leute die mit dem Rosenkranz in den zitternden Händen dort so andächtig knien, haben schon seit ihren Jugendjahren dort geknielt, Gewohnheit treibt sie immer um dieselbe Stunde zu demselben Fleck, sie merkten nicht das Erlöschen des geliebten Heiligenbildes, und am Ende macht das Alter ja doch so schwachsichtig und blind, daß es ganz gleichgültig sein mag, ob der Gegenstand unserer Anbetung überhaupt noch sichtbar ist oder nicht. Die da glauben, ohne zu sehen, sind auf jeden Fall glücklicher als die Scharsäugigen, die jede hervorbühende Runzel auf dem Antlitze ihrer Madonnen gleich bemerken. Nichts ist schrecklicher als solche Bemerkungen! Einst freilich glaubte ich, die Treulosigkeit der Frauen sei das Schrecklichste, und, um dann das Schrecklichste zu sagen, nannte ich sie Schlangen. Aber ach! jetzt weiß ich, das Schrecklichste ist, daß sie nicht ganz Schlangen sind; denn die Schlangen können jedes Jahr die alte Haut von sich abstreifen und neugehäutet sich verjüngen.

Ob einer von den beiden antiken Seladons darüber eifersüchtig war, daß der Marchese, oder vielmehr dessen Nase, oberwähntermaßen in Wonne schwamm, Das konnte ich nicht bemerken. Bartolo saß gemüthsruhig auf seinem Bänkchen, die Beinstöckchen über einander geschlagen, und spielte mit Signora's Schoßhündchen, einem jener hübschen Thierchen, die in Bologna zu Hause sind, und die man auch bei uns unter dem Namen Bologneser kennt. Der Professor ließ sich durchaus nicht stören in seinem Gesange, den zuweilen die tichernd süßen Töne im Nebenzimmer parodistisch überjubelten; dann und wann unterbrach er auch selbst seinen Singsang, um mich mit juristischen Fragen zu befehlen. Wenn wir in unserm Urtheil nicht übereinstimmten, griff er hastige Accorde und kimperte Beweisstellen. Ich aber unterstützte meine Meinung immer durch die Autorität meines Lehrers, des großen Hugo, der in Bologna unter dem Namen Ugone, auch Ugolino, sehr berühmt ist.

Ein großer Mann! rief der Professor, und kimperte dabei und sang:

Seiner Stimme sanfter Ruf,
Tönt noch tief in deiner Brust,
Und die Dual, die sie dir schuf,
Ist Entzücken, süße Lust.

Auch Tibault, den die Italiäner Tibaldo nennen, wird in Bologna sehr geehrt; doch kennt man dort nicht sowohl die Schriften jener Männer, als vielmehr ihre Hauptansichten und deren Gegensatz. Gans und Savigny fand ich ebenfalls nur dem Namen nach bekannt. Letzteren hielt der Professor für ein gelehrtes Frauenzimmer.

So, so — sprach er, als ich ihn aus diesem leicht verzeihlichen Irrthum zog — wirklich kein Frauenzimmer. Man hat mir also falsch berichtet. Man sagte mir sogar, der Signor Gans habe dieses Frauenzimmer einst auf einem Balle zum Tanze aufgefordert, habe einen Refüs bekommen, und daraus sei eine literarische Feindschaft entstanden.

Man hat Ihnen in der That falsch berichtet, der Signor Gans tanzt gar nicht, schon aus dem menschenfreundlichen Grunde, damit nicht ein Erdbeben entstehe. Jene Aufforderung zum Tanz ist wahrscheinlich eine mißverstandene Allegorie. Die historische Schule und die philosophische werden als Tänzer gedacht, und in solchem Sinne denkt man sich vielleicht eine Quadrille von Ugone, Tibaldo, Gans und Savigny. Und vielleicht in solchem Sinne sagt man, daß Signor Ugone, obgleich er der Diabole boiteux der Jurisprudenz ist, doch so zierliche Pas tanze wie die Lemière, und daß Signor Gans in der neuesten Zeit einige große Sprünge versucht, die ihn zum Hogueet der philosophischen Schule gemacht haben.

Der Signor Gans — verbesserte sich der Professor — tanzt also bloß allegorisch, so zu sagen metaphorisch — Doch plötzlich, statt weiter zu sprechen, griff er wieder in die Saiten der Guitarre, und bei dem tollsten Getlimper sang er wie toll:

Es ist wahr, sein theurer Name
Ist die Wonne aller Herzen.
Stürmen laut des Meeres Wogen,
Droht der Himmel schwarz umzogen,
Hört man stets Tarar nur rufen,
Gleich als beugten Erd' und Himmel
Vor des Helden Namen sich.

Von Herrn Götschen wußte der Professor nicht einmal, daß er existiere. Dies aber hatte seine natürlichen Gründe, indem der Ruhm des großen Götschen noch nicht bis Bologna gedrungen ist, sondern erst bis Poggio, welches noch vier deutsche Meilen davon entfernt ist, und wo er sich zum Vergnügen noch einige Zeit aufhalten wird. — Göttingen selbst ist in Bologna lange nicht so bekannt, wie man schon der Dankbarkeit wegen erwarten dürfte, indem es sich das deutsche Bologna zu nennen pflegt. Ob diese Benennung treffend ist, will ich nicht untersuchen; auf jeden Fall aber unterscheiden sich beide Universitäten durch den einfachen Umstand, daß in Bologna die kleinsten Hunde und die größten Gelehrten, in Göttingen hingegen die kleinsten Gelehrten und die größten Hunde zu finden sind.

Kapitel VI.

Als der Marchese Cristoforo di Gumpelino seine Nase hervor-
zog aus dem rothen Meere, wie weiland König Pharaos, da glänzte
sein Antlitz in schwindender Selbstwonne. Tief gerührt gab er Sig-
noren das Versprechen, sie, sobald sie wieder sitzen könne, in seinem
eigenen Wagen nach Bologna zu bringen. Nun wurde verabredet,
daß alsdann der Professor vorausreisen, Bartolo hingegen im Wa-
gen des Marchese mitfahren solle, wo er sehr gut auf dem Bod-
sitzen und das Hündchen im Schoße halten könne, und daß man
endlich in vierzehn Tagen zu Florenz eintreffen wolle, wo Signora
Franceska, die mit Mylady nach Pisa reise, unterdessen ebenfalls
zurückgekehrt sein würde. Während der Marchese an den Fingern
die Kosten berechnete, summite er vor sich hin: *Di tanti palpiti*.
Signora schlug dazwischen die lautesten Triller, und der Professor
stürmte in die Saiten der Guitarre und sang dabei so glühende
Worte, daß ihm die Schweißtropfen von der Stirne und die Thrä-
nen aus den Augen liefen, und sich auf seinem rothen Gesichte
zu einem einzigen Strome vereinigten. Während dieses Singens
und Klingsens ward plötzlich die Thüre des Nebenzimmers aufge-
rissen, und herein sprang ein Wesen —

Euch, ihr Musen der alten und der neuen Welt, euch sogar,
ihr noch unentdeckten Musen, die erst ein späteres Geschlecht ver-
ehren wird, und die ich schon längst geahnet habe, im Walde und
auf dem Meere, euch beschwör' ich, gebt mir Farben, womit ich das
Wesen male, das nächst der Tugend das Herrlichste ist auf dieser
Welt. Die Tugend, das versteht sich von selbst, ist die erste von
allen Herrlichkeiten, der Welterschöpfer schmückte sie mit so vielen
Reizen, daß es schien, als ob er nicht ebenso Herrliches mehr her-
vorbringen könne; da aber nahm er noch einmal alle seine Kräfte
zusammen, und in einer guten Stunde schuf er Signora Franceska,
die schöne Tänzerin, das größte Meisterstück, das er nach Erschaffung
der Tugend hervorgebracht, und wobei er sich nicht im mindesten
wiederholt hat wie irdische Meister, bei deren späteren Werken die
Reize der früheren wieder geborgterweise zum Vorschein kommen
— Nein, Signora Franceska ist ganz Original, sie hat nicht die
mindeste Ähnlichkeit mit der Tugend, und es giebt Kenner, die sie für
eben so herrlich halten, und der Tugend, die früher erschaffen wor-
den, nur den Vorrang der Anciennität zuerkennen. Aber ist Das
ein großer Mangel, wenn eine Tänzerin einige sechstausend Jahre
zu jung ist?

Ach, ich sehe sie wieder, wie sie aus der aufgestoßenen Thüre
bis zur Mitte des Zimmers hervorspringt, in demselben Momente
sich unzähligemal auf einem Fuße herumdreht, sich dann der Länge
nach auf das Sopha hinwirft, sich die Augen mit beiden Händen

verdeckt hält, und athemlos ausruft: Ach, ich bin so müde vom Schlafen! Nun naht sich der Marchese und hält eine lange Rede in seiner ironisch breit ehrerbietigen Manier, die mit seinem kurzabbrechenden Wesen bei praktischen Geschäftserinnerungen und mit seiner faden Zerslossenheit bei sentimentaler Unregung gar räthselhaft kontrastirte. Dennoch war diese Manier nicht unnatürlich, sie hatte sich vielleicht dadurch natürlich in ihm ausgebildet, daß es ihm an Kühnheit fehlte, jene Obmacht, wozu er sich durch Geld und Geist berechtigt glaubte, unumwunden kund zu geben, weshalb er sie feigerweise in die Worte der übertriebensten Demuth zu fassen suchte. Sein breites Lächeln bei solchen Gelegenheiten hatte etwas unangenehm Ergößliches, und man wußte nicht, ob man ihm Prügel oder Beifall zollen sollte. In solcher Weise hielt er seine Morgenrede vor Signora Francesca, die, noch halb schläfrig, ihn kaum anhörte; und als er zum Schluß um die Erlaubnis bat, ihr die Füße, wenigstens den linken Fuß küssen zu dürfen, und zu diesem Geschäft mit großer Sorgfalt sein gelbseidenes Taschentuch über den Fußboden ausbreitete und darauf niederkniete, streckte sie ihm gleichgültig den linken Fuß entgegen, der in einem allerliebsten rothen Schuh steckte, im Gegensatz zu dem rechten Fuße, der einen blauen Schuh trug, eine drollige Koletterie, wodurch die zarte niedliche Form der Füße noch merklicher werden sollte. Als der Marchese den kleinen Fuß ehrfurchtsvoll geküßt, erhob er sich mit einem ächzenden O Jesu! und bat um die Erlaubnis, mich, seinen Freund, vorstellen zu dürfen, welches ihm ebenfalls gähmend gewährt wurde, und wobei er es nicht an Lobsprüchen auf meine Vortrefflichkeit fehlen ließ, und auf Cavalierparole bezeugte, daß ich die unglückliche Liebe ganz vortrefflich besungen habe.

Ach bat die Dame ebenfalls um die Vergünstigung, ihr den linken Fuß küssen zu dürfen, und in dem Momente, wo ich dieser Ehre theilhaftig wurde, erwachte sie wie aus einem dämmernden Traume, beugte sich lächelnd zu mir herab, betrachtete mich mit großen verwunderten Augen, sprang freudig empor bis in die Mitte des Zimmers, und drehte sich wieder unzähligemal auf einem Fuße herum. Ich fühlte wunderbar, wie mein Herz sich beständig mitdrehte, bis es fast schwindelig wurde. Der Professor aber griff dabei lustig in die Saiten seiner Guitarre und sang:

Eine Opern-Signora erwählte
Zum Gemahl mich, ward meine Vermählte,
Und geschlossen war bald unsre Eh' —
Wehe mir Armen! weh!

Bald befreiten von ihr mich Korsaren,
Ich verkaufte sie an die Barbaren,
Ehe sie sich es konnte versehen —
Bravo, Biskroma! schön! schön!

Noch einmal betrachtete mich Signora Francesca scharf und musternd vom Kopfe bis zum Fuße, und mit zufriedener Miene dankte sie dann dem Marchese, als sei ich ein Geschenk, das er ihr aus Artigkeit mitgebracht. Sie fand wenig daran auszufehen; nur waren ihr meine Haare zu hellbraun, sie hätte sie dunkler gewünscht, wie die Haare des Abbate Cecco, auch meine Augen fand sie zu klein und mehr grün als blau. Zur Vergeltung, lieber Leser, sollte ich jetzt Signora Francesca eben so mäkeln schildern; aber ich habe wahrhaftig an dieser lieblichen, fast leichtsinnig geformten Grazien-gestalt Nichts auszufehen. Auch das Gesicht war ganz göttermäßig, wie man es bei griechischen Statuen findet, Stirne und Nase gaben nur eine einzige senkrecht gerade Linie, einen süßen rechten Winkel bildete damit die untere Nasenlinie, die wundersam kurz war, eben so schmal war die Entfernung von der Nase zum Munde, dessen Lippen an beiden Enden kaum ausreichten und von einem träumerischen Lächeln ergänzt wurden; darunter wölbte sich ein liebes volles Kinn, und der Hals — Ach! frommer Leser, ich komme zu weit, und außerdem habe ich bei dieser Inauguralschilderung noch kein Recht, von den zwei schweigenden Blumen zu sprechen, die wie weiße Poesie hervorleuchteten, wenn Signora die silbernen Halsknöpfe ihres schwarzseidenen Kleides enthädelte — Lieber Leser! laß uns lieber emporsteigen zu der Schilderung des Gesichtes, wovon ich nachträglich noch zu berichten habe, daß es klar und blaßgelb wie Bernstein war, daß es von den schwarzen Haaren, die in glänzend glatten Ovalen die Schläfe bedeckten, eine kindliche Mündung empfing, und von zwei schwarzen plötzlichen Augen, wie von Zauberlicht beleuchtet wurde.

Du siehst, lieber Leser, daß ich dir gern eine gründliche Lokalbeschreibung meines Glückes liefern möchte, und, wie andere Reisende ihren Werken noch besondere Karten von historisch wichtigen oder sonst merkwürdigen Bezirken beifügen, so möchte ich Francesca in Kupfer stechen lassen. Aber ach! was hilft die todte Kopie der äußeren Umrisse bei Formen, deren göttlichster Reiz in der lebendigen Bewegung besteht. Selbst der beste Maler kann uns diesen nicht zur Anschauung bringen; denn die Malerei ist doch nur eine platte Lüge. Eher vermöchte es der Bildhauer; durch wechselnde Beleuchtung können wir bei Statuen uns einigermaßen eine Bewegung der Formen denken, und die Fackel, die ihnen nur äußeres Licht zuwirft, scheint sie auch von innen zu beleben. Ja, es giebt eine Statue, die dir, lieber Leser, einen marmornen Begriff von Francesca's Herrlichkeit zu geben vermöchte, und Das ist die Venus des großen Canova, die du in einem der letzten Säle des Palazzo Pitti in Florenz finden kannst. Ich denke jetzt oft an diese Statue, zuweilen träumt mir, sie läge in meinen Armen, und belebe sich allmählich und flüstere endlich mit der Stimme Francesca's. Der Ton dieser Stimme war es aber, der jedem ihrer Worte dir

lieblichste, unendlichste Bedeutung erteilte, und wollte ich dir ihre Worte mittheilen, so gäbe es bloß ein trocknes Herbarium von Blumen, die nur durch ihren Duft den größten Werth besaßen. Auch sprang sie oft in die Höhe und tanzte, während sie sprach, und vielleicht war eben der Tanz ihre eigentliche Sprache. Mein Herz aber tanzte immer mit und exekutierte die schwierigsten Pas und zeigte dabei so viel Tanztalent, wie ich ihm nie zugetraut hätte. In solcher Weise erzählte Franceska auch die Geschichte von dem Abbate Cecco, einem jungen Burschen, der in sie verliebt war, als sie noch im Arno-Thal Strohütte strickte, und sie versicherte, daß ich das Glück hätte, ihm ähnlich zu sehen. Dabei machte sie die zärtlichsten Pantomimen, drückte ein übers andere Mal die Fingerspitzen aus Herz, schien dann mit gehöhlter Hand die zärtlichsten Gefühle hervorzuschöpfen, warf sich endlich schwebend, mit voller Brust, auf's Sopha, barg das Gesicht in die Kissen, streckte hinter sich ihre Füße in die Höhe und ließ sie wie hölzerne Puppen agieren. Der blaue Fuß sollte den Abbate Cecco und der rothe die arme Franceska vorstellen, und indem sie ihre eigene Geschichte parodierte, ließ sie ihre beiden verliebten Füße von einander Abschied nehmen, und es war ein rührend närrisches Schauspiel, wie sich beide mit den Spitzen küßten und die zärtlichsten Dinge sagten — und dabei weinte das tolle Mädchen ergötzlich sichernde Thränen, die aber dann und wann etwas unbewusst tiefer aus der Seele kamen, als die Rolle verlangte. Sie ließ auch im drolligen Schmerzensübermuth den Abbate Cecco eine lange Rede halten, worin er die Schönheit der armen Franceska mit pedantischen Metaphern rühmte, und die Art, wie sie auch als arme Franceska Antwort gab und ihre eigene Stimme in der Sentimentalität einer früheren Zeit kopierte, hatte etwas Puppenspielwehmüthiges, das mich wunderbar bewegte. Ade, Cecco! Ade, Franceska! war der beständige Refrain, die verliebten Füßchen wollten sich nicht verlassen — und ich war endlich froh, als ein unerbittliches Schicksal sie von einander trennte, indem süße Ahnung mir zuflüsterte, daß es für mich ein Mißgeschick wäre, wenn die beiden Liebenden beständig vereint blieben.

Der Professor applaudierte mit possenhast schwirrenden Guitarentönen, Signora trillerte, das Hündchen bellte, der Marchese und ich klatschten in die Hände wie rasend, und Signora Franceska stand auf und verneigte sich dankbar. Es ist wirklich eine schöne Komödie, sprach sie zu mir, aber es ist schon lange her, seit sie zuerst aufgeführt worden, und ich selbst bin schon so alt — rathen Sie mal, wie alt?

Sie erwartete jedoch keineswegs meine Antwort, sprach rasch: Achtzehn Jahr' — und drehte sich dabei wohl achtzehnmal auf einem Fuß herum. Und wie alt sind Sie, Dottore?

Ich, Signora, bin in der Neujahrsnacht Achtzehnhundert geboren.

Ich habe Ihnen ja schon gesagt, bemerkte der Marchese, es ist einer der ersten Männer unsers Jahrhunderts.

Und wie alt halten Sie mich? rief plötzlich Signora Lätizia, und ohne an ihr Eva-Kostüm, das bis jetzt die Bettdecke verborgen hatte, zu denken, erhob sie sich bei dieser Frage so leidenschaftlich in die Höhe, daß nicht nur das rothe Meer, sondern auch ganz Arabien, Syrien und Mesopotamien zum Vorschein kam.

Indem ich ob dieses gräßlichen Anblicks erschrocken zurückprallte, stammelte ich einige Redensarten über die Schwierigkeiten, eine solche Frage zu lösen, indem ich ja Signora erst zur Hälfte gesehen hätte; doch da sie noch eifriger in mich drang, gestand ich ihr die Wahrheit, nämlich daß ich das Verhältniß der italiänischen Jahre zu den deutschen Jahren noch nicht zu berechnen wisse.

Ist der Unterschied groß? frug Signora Lätizia.

Das versteht sich, antwortete ich ihr; da die Hitze alle Körper ausdehnt, so sind die Jahre in dem warmen Italien viel länger als in dem kalten Deutschland.

Der Marchese zog mich besser aus der Verlegenheit, indem er galant behauptete, ihre Schönheit habe sich jetzt erst in der üppigsten Reife entfaltet. Und, Signora! setzte er hinzu, so wie die Pomeranze, je älter sie wird, auch desto gelber wird, so wird auch Ihre Schönheit mit jedem Jahre desto reifer.

Die Dame schien mit dieser Vergleichung zufrieden zu sein, und gestand ebenfalls, daß sie sich wirklich reifer fühle als sonst, besonders gegen damals, wo sie noch ein dünnes Ding gewesen und zuerst in Bologna aufgetreten sei, und daß sie noch jetzt nicht begreife, wie sie in solcher Gestalt so viel Furore habe machen können. Und nun erzählte sie ihr Debüt als Ariadne, worauf sie, wie ich später entdeckte, sehr oft zurückkam, bei welcher Gelegenheit auch Signor Bartolo das Gedicht deklamieren mußte, das er ihr damals aufs Theater geworfen. Es war ein gutes Gedicht, voll rührender Trauer über Theseus' Treulosigkeit, voll blinder Begeisterung für Bacchus und blühender Verherrlichung Ariadne's. Bella cosa! rief Signora Lätizia bei jeder Strophe, und auch ich lobte die Bilder, den Versbau und die ganze Behandlung jener Mythe.

Ja, sie ist sehr schön, sagte der Professor, und es liegt ihr gewiss eine historische Wahrheit zum Grunde, wie denn auch einige Autoren uns ausdrücklich erzählen, daß Oeneus, ein Priester des Bacchus, sich mit der trauernden Ariadne vermählt habe, als er sie verlassen auf Naxos angetroffen; und, wie oft geschieht, ist in der Sage aus dem Priester des Gottes der Gott selbst gemacht worden.

Ich konnte dieser Meinung nicht beistimmen, da ich mich in der Mythologie mehr zur historischen Ausdeutung hinneige, und ich entgegnete: In der ganzen Fabel, daß Ariadne, nachdem Theseus sie auf Naxos sitzen lassen, sich dem Bacchus in die Arme geworfen, sehe ich nichts Anderes als die Allegorie, daß sie sich dem Trunk

ergeben hat, eine Hypothese, die noch mancher Gelehrte meines Vaterlandes mit mir theilt. Sie, Herr Marchese, werden wahrscheinlich wissen, daß der selige Bankier Bethmann, im Sinne dieser Hypothese, seine Ariadne so zu beleuchten wußte, daß sie eine rothe Nase zu haben schien.

Ja, ja, Bethmann in Frankfurt war ein großer Mann! rief der Marchese; jedoch im selben Augenblicke schien ihm etwas Wichtiges durch den Kopf zu laufen, seufzend sprach er vor sich hin: Gott, Gott, ich habe vergessen, nach Frankfurt an Rothschild zu schreiben! Und mit ernstem Geschäftsgeſicht, woraus aller parodistischer Scherz verschwunden schien, empfahl er sich kurzweg, ohne lange Ceremonien, und versprach, gegen Abend wiederzukommen.

Als er fort war und ich im Begriff stand, wie es in der Welt gebräuchlich ist, meine Glossen über eben den Mann zu machen, durch dessen Güte ich die angenehmste Bekanntschaft gewonnen, da fand ich zu meiner Verwunderung, daß Alle ihn nicht genug zu rühmen wußten, und daß Alle besonders seinen Enthusiasmus für das Schöne, sein adelig felnes Betragen und seine Uneigennützigkeit in den übertriebensten Ausdrücken priesen. Auch Signora Francesca stimmte ein in diesen Lobgesang, doch gestand sie, seine Nase sei etwas beängstigend und erinnere sie immer an den Thurm von Pisa.

Beim Abschied bat ich sie wieder um die Vergünstigung, ihren linken Fuß küssen zu dürfen: worauf sie mit lächelndem Ernst den rothen Schuh auszog, so wie auch den Strumpf; und indem ich niederkniete, reichte sie mir den weißen, blühenden Lilienfuß, den ich vielleicht gläubiger an die Lippen preßte, als ich es mit dem Fuß des Papstes gethan haben möchte. Wie sich von selbst versteht, machte ich auch die Kammerjungfer, und half den Strumpf und den Schuh wieder anziehen.

Ich bin mit Ihnen zufrieden, — sagte Signora Francesca nach verrichtetem Geschäfte, wobei ich mich nicht zu sehr übereilte, obgleich ich alle zehn Finger in Thätigkeit setzte, — ich bin mit Ihnen zufrieden, Sie sollen mir noch öfter die Strümpfe anziehen. Heute haben Sie den linken Fuß geküßt, morgen soll Ihnen der rechte zu Gebote stehen. Übermorgen dürfen Sie mir schon die linke Hand küssen, und einen Tag nachher auch die rechte. Führen Sie sich gut auf, so reiche ich Ihnen späterhin den Mund, u. s. w. Sie sehen, ich will Sie gern avanciren lassen, und da Sie jung sind, können Sie es in der Welt noch weit bringen.

Und ich habe es weit gebracht in dieser Welt! Desz ſelb mir Zeugen, toskanische Mächte, du hellblauer Himmel mit großen silbernen Sternen, ihr wilden Vorberbüsche und heimlichen Myrthen, und ihr, o Nymphen, des Apennins, die ihr mit bräutlichen Tängen uns umschwebtet, und euch zurückträumtet in jene besseren Götterzeiten, wo es noch keine gothische Lüge gab, die nur blinde, tappende Ge-

nüsse im Verborgenen erlaubt und jedem freien Gefühl ihr heuchlerisches Feigenblättchen vorflebt.

Es bedurfte keiner besonderen Feigenblätter; denn ein ganzer Feigenbaum mit vollen ausgebreiteten Zweigen tauschte über den Häuptern der Glücklichen.

Kapitel VII.

Was Prügel sind, Das weiß man schon; was aber die Liebe ist, Das hat noch Keiner herausgebracht. Einige Naturphilosophen haben behauptet, es sei eine Art Elektrizität. Das ist möglich; denn im Momente des Verliebenseins ist uns zu Muth, als habe ein elektrischer Strahl aus dem Auge der Geliebten plötzlich in unser Herz eingeschlagen. Ach! diese Blitze sind die verderblichsten, und wer gegen diese einen Ableiter findet, den will ich höher achten als Franklin. Gäbe es doch kleine Blikableiter, die man auf dem Herzen tragen könnte, und woran eine Wetterstange wäre, die das schreckliche Feuer anderswo hinzuleiten vermöchte! Ich fürchte aber, dem kleinen Amor kann man seine Pfeile nicht so leicht rauben, wie dem Jupiter seinen Blitz und den Tyrannen ihr Scepter. Außerdem wirkt nicht jede Liebe blikartig; manchmal lauert sie wie eine Schlange unter Rosen, und erspäht die erste Herzenslücke, um hineinzuschlüpfen; manchmal ist es nur ein Wort, ein Blick, die Erzählung einer unscheinbaren Handlung, was wie ein lichter Samenorn in unser Herz fällt, eine ganze Winterzeit darin liegt, bis der Frühling kommt, und das kleine Samenorn aufschießt zu einer flammenden Blume, deren Duft den Kopf betäubt. Dieselbe Sonne, die im Nilthal Agyptens Krokodileneier ausbrütet, kann zugleich zu Potsdam an der Havel die Liebesfaat in einem jungen Herzen zur Vollreife bringen — dann giebt es Thränen in Agypten und Potsdam. Aber Thränen sind noch lange keine Erklärungen — Was ist die Liebe? Hat Keiner ihr Wesen ergründet? hat Keiner das Räthsel gelöst? Vielleicht bringt solche Lösung größere Qual als das Räthsel selbst, und das Herz erschrickt und erstarrt darob, wie beim Anblick der Medusa. Schlangen ringeln sich um das schreckliche Wort, das dieses Räthsel auflöst — O, ich will dieses Auflösungswort niemals wissen, das brennende Glend in meinem Herzen ist mir immer noch lieber als kalte Erstarrung. O, spricht es nicht aus, ihr gestorbenen Gestalten, die ihr schmerzlos wie Stein, aber auch gefühllos wie Stein durch die Rosengärten dieser Welt wandelt, und mit bleichen Lippen auf den thörichten Gefellen herablächelt, der den Duft der Rosen preist und über Dornen klagt.

Wenn ich dir aber, lieber Leser, nicht zu sagen vermag, was die Liebe eigentlich ist, so könnte ich dir doch ganz ausführlich erzählen, wie man sich gebärdet und wie Einem zu Muth ist, wenn man sich auf den Apenninen verliebt hat. Man gebärdet sich nämlich wie ein Narr, man tanzt über Hügel und Felsen und glaubt, die ganze

Welt tanze mit. Zu Muthe ist Einem dabei, als sei die Welt erst heute erschaffen worden, und man sei der erste Mensch. Ach, wie schön ist das Alles! jauchzte ich, als ich Franceska's Wohnung verlassen hatte. Wie schön und kostbar ist diese neue Welt! Es war mir, als müßte ich allen Pflanzen und Thieren einen Namen geben, und ich benannte Alles nach seiner innern Natur und nach meinem eignen Gefühl, das mit den Außendingen so wunderbar verschmolz. Meine Brust war eine Quelle von Offenbarung, und ich verstand alle Formen und Gestaltungen, den Duft der Pflanzen, den Gesang der Vögel, das Pfeifen des Windes und das Rauschen der Wasserfälle. Manchmal hörte ich auch die göttliche Stimme: Adam, wo bist du? Hier bin ich, Franceska, rief ich dann, ich bete dich an, denn ich weiß ganz gewiß, du hast Sonne, Mond und Sterne erschaffen und die Erde mit allen ihren Creaturen! Dann kicherte es aus den Myrthenbüschen, und heimlich seufzte ich in mich hinein: O süße Thorheit, verlaß mich nicht!

Späterhin, als die Dämmerungszeit herankam, begann erst recht die verrückte Seligkeit der Liebe. Die Bäume auf den Bergen tanzten mit schweren Häuptern, die von der scheidenden Sonne so roth bestrahlt wurden, als hätten sie sich mit ihren eignen Weintrauben berauscht. Unten der Bach schloß hastiger von bannen und rauschte angstvoll, als fürchte er, die entzückt taumelnden Berge würden zu Boden stürzen. Dabei wetterleuchtete es so lieblich, wie lichte Küsse. Ja, rief ich, der lachende Himmel küßt die geliebte Erde — O Franceska, schöner Himmel, laß mich deine Erde sein! Ich bin so ganz irdisch, und sehne mich nach dir, mein Himmel! So rief ich und streckte die Arme flehend empor und rannte mit dem Kopfe gegen manchen Baum, den ich dann umarmte, statt zu scheuten, und meine Seele jauchzte vor Liebestrunkenheit, — als plötzlich ich eine glänzende Scharlachgestalt erblickte, die mich aus allen meinen Träumen gewaltsam herausriß, und der kühlsten Wirklichkeit zurückgab.

Kapitel VIII.

Auf einem Nasenvorsprung unter einem breiten Lorbeerbaume saß Hyacinthos, der Dierer des Marchese, und neben ihm Apollo, dessen Hund. Letzter stand vielmehr, indem er die Vorderpfoten auf die Scharlachknie des kleinen Mannes gelegt hatte und neugierig zusah, wie Dieser, eine Schreibtafel in den Händen haltend, dann und wann etwas hineinschrieb, wehmüthig vor sich hinlächelte, das Köpfchen schüttelte, tief seufzte, und sich dann vergnügt die Nase pufte.

Was Senker, rief ich ihm entgegen, Hirsch Hyacinthos! machst du Gedichte? Nun, die Zeichen sind günstig, Apollo steht dir zur Seite, und der Lorbeer hängt schon über deinem Haupte.

Aber ich that dem armen Schelme Unrecht. Liebreich ant-

wortete er: Gedichte? Nein, ich bin ein Freund von Gedichten, aber ich schreibe doch keine. Was sollte ich schreiben? Ich hatte eben Nichts zu thun, und zu meinem Vergnügen machte ich mir eine Liste von den Namen derjenigen Freunde, die einst in meiner Rollette gespielt haben. Einige davon sind mir sogar noch Etwas schuldig — Glauben Sie nur nicht, Herr Doktor, ich wollte Sie mahnen — Das hat Zeit, Sie sind mir gut. Hätten Sie nur zuletzt 1365 statt 1364 gespielt, so wären sie jetzt ein Mann von hunderttausend Mark Banco, und brauchten nicht hier herumzulaufen, und könnten ruhig in Hamburg sitzen, ruhig und vergnügt, und könnten sich auf dem Sofa erzählen lassen, wie es in Italien aussieht. So wahr mir Gott helfe! ich wäre nicht hergereist, hätte ich es nicht Herrn Gumpel zu Liebe gethan. Ach, wie viel Siz und Gefahr und Müdigkeit muß ich aushalten, und wo nur eine Überspannung ist oder eine Schwärmerie, ist auch Herr Gumpel dabei, und ich muß Alles mitmachen. Ich wäre schon längst von ihm gegangen, wenn er mich missen könnte. Denn wer soll nachher zu Hause erzählen, wie viel Ehre und Bildung er in der Fremde genossen? Und, soll ich die Wahrheit sagen, ich selbst lang' an, Viel auf Bildung zu geben. In Hamburg hab' ich sie Gottlob! nicht nöthig; aber man kann nicht wissen, man kommt einmal nach einem andern Ort. Es ist eine ganz andere Welt jetzt. Und man hat Recht: so ein bißchen Bildung ziert den ganzen Menschen. Und welche Ehre hat man davon! Lady Maxfield zum Beispiel, wie hat sie mich diesen Morgen aufgenommen und honorirt! Ganz parallel wie ihres Gleichen. Und sie gab mir einen Francesconi Trinkgeld, obschon die Blume nur fünf Paoli gekostet hat. Außerdem ist es auch ein Vergnügen, wenn man den kleinen, weißen Fuß von schönen Damenpersonen in Händen hat.

Ich war nicht wenig betreten über diese letzte Bemerkung, und dachte gleich: Ist Das Stichelei? Wie konnte aber der Lump schon Kenntniß haben von dem Glücke, das mir erst denselben Tag begegnet, zu derselben Zeit, als er auf der entgegengesetzten Seite des Bergs war? Gab's dort etwa eine ähnliche Scene, und offenbarte sich daran die Ironie des großen Weltbühnendichters da droben, daß er vielleicht noch tausend solcher Scenen, die gleichzeitig eine die andere parodieren, zum Vernügen der himmlischen Heerscharen aufführen ließ? Indessen beide Vermuthungen waren ungegründet, denn nach langen wiederholten Fragen, und nachdem ich das Versprechen geleistet, dem Marchese Nichts zu verrathen, gestand mir der arme Mensch, Lady Maxfield habe noch zu Bette gelegen, als er ihr die Tulpe überreicht; in dem Augenblick, wo er seine schöne Anrede halten wollte, sei einer ihrer Füße nackt zum Vorschein gekommen, und da er Hühneraugen daran bemerkt, habe er gleich um die Erlaubnis gebeten, sie ausschneiden zu dürfen, welches auch gestattet und nachher, zugleich für die Überreichung der Tulpe, mit einem Francesconi belohnt worden sei.

Es ist mir aber immer nur um die Ehre zu thun -- setzte Hyacinth hinzu — und Das habe ich auch dem Baron Rothschild gesagt, als ich die Ehre hatte, ihm die Hühneraugen zu schneiden. Es geschah in seinem Kabinett; er saß dabei auf seinem grünen Sessel wie auf einem Thron, sprach wie ein König, um ihn herum standen seine Kourtiers, und er gab seine Ordres, und schickte Stafetten an alle Könige; und wie ich ihm während Dessen die Hühneraugen schnitt, dacht' ich im Herzen: Du hast jetzt in Händen den Fuß des Mannes, der selbst jetzt die ganze Welt in Händen hat, du bist jetzt ebenfalls ein wichtiger Mensch; schneidest du ihn unten ein bißchen zu scharf, so wird er verdrießlich, und schneidet oben die größten Könige noch ärger — Es war der glücklichste Moment meines Lebens!

Ich kann mir dieses schöne Gefühl vorstellen, Herr Hyacinth. Welchen aber von der Rothschild'schen Dynastie haben Sie solchermaßen amputiert? War es etwa der hochherzige Britte, der Mann in Lombardstreet, der ein Leihhaus für Kaiser und König errichtet hat?

Versteht sich, Herr Doktor, ich meine den großen Rothschild, den großen Nathan Rothschild, Nathan den Weisen, bei dem der Kaiser von Brasilien seine diamantene Krone versetzt hat. Aber ich habe auch die Ehre gehabt, den Baron Salomon Rothschild in Frankfurt kennen zu lernen, und wenn ich mich auch nicht seines intimen Fußes zu erfreuen hatte, so wußte er mich doch zu schätzen. Als der Herr Marchese zu ihm sagte, ich sei einmal Lotteriekollekteur gewesen, sagte der Baron sehr wichtig: Ich bin ja selbst so Etwas, ich bin ja der Oberkollekteur der Rothschild'schen Loose, und mein Kollege darf, bei Leibe nicht mit den Bedienten essen, er soll neben mir bei Tische sitzen — Und so wahr mir Gott alles Guts geben soll, Herr Doktor, ich saß neben Salomon Rothschild, und er behandelte mich ganz wie seines Gleichen, ganz famillionär. Ich war auch bei ihm auf dem berühmten Kinderball, der in der Zeitung gestanden. So viel Pracht bekomme ich mein Lebtag nicht mehr zu sehen. Ich bin doch auch in Hamburg auf einem Ball gewesen, der 1500 Mark und 8 Schilling kostete, aber Das war doch nur wie ein Hühnerbreckchen gegen einen Misthaufen. Wie viel Gold und Silber und Diamanten habe ich dort gesehen! Wie viel Sterne und Orden! Den Falkenorden, das goldne Fließ, den Löwenorden, den Adlerorden — sogar ein ganz klein Kind, ich sage Ihnen, ein ganz klein Kind trug einen Elephantenorden. Die Kinder waren gar schön maskiert und spielten Anleihe, und waren angezogen wie die Könige, mit Kronen auf den Köpfen, ein großer Junge aber war angezogen präcise wie der alte Nathan Rothschild. Er machte seine Sache sehr gut, hatte beide Hände in der Hosentasche, kimperte mit Geld, schüttelte sich verdrießlich, wenn einer von den kleinen Königen was geborgt haben wollte, und nur dem kleinen mit dem weißen Rock und den rothen Hosen streichelte er freundlich die Waden, und

lobte ihn: Du bist mein Pläsir, mein Liebling, mein' Pracht, aber dein Vetter Michel soll mir vom Leib bleiben, ich werde diesem Narren Nichts borgen, der täglich mehr Menschen ausgiebt, als er jährlich zu verzehren hat, es kommt durch ihn noch ein Unglück in die Welt, und mein Geschäft wird darunter leiden. So wahr mir Gott alles Guts gebe, der Junge machte seine Sache sehr gut, besonders wenn er das dicke Kind, das in weißen Atlas mit echten silbernen Äpfeln gewickelt war, im Gehen unterstützte und bisweilen zu ihm sagte: Na, na, du, du, führ dich nur gut auf, ernähr dich redlich, sorg, daß du nicht wieder weggejagt wirst, damit ich nicht mein Geld verliere. Ich versichere Sie, Herr Doktor, es war ein Vergnügen, den Jungen zu hören; und auch die anderen Kinder, lauter liebe Kinder, machten ihre Sache sehr gut — bis ihnen Kuchen gebracht wurde, und sie sich um das beste Stück stritten, und sich die Kronen vom Kopf rissen, und schreien und weinten, und einige sich sogar — —

Kapitel IX.

Es giebt nichts Langweiligeres auf dieser Erde als die Lektüre einer italienischen Reisebeschreibung — außer etwa das Schreiben derselben, — und nur dadurch kann der Verfasser sie einigermaßen erträglich machen, daß er von Italien selbst so wenig als möglich darin redet. Trotzdem daß ich diesen Kunstgriff vollauf anwende, kann ich dir, lieber Leser, in den nächsten Kapiteln nicht viel Unterhaltung versprechen. Wenn du dich bei dem ennuyanten Zeug, das darin vorkommen wird, langweilst, so tröste dich mit mir, der all dieses Zeug sogar schreiben mußte. Ich rathe dir, überschlage dann und wann einige Seiten, dann könnst du mit dem Buche schneller zu Ende — ach, ich wollt', ich könnte es eben so machen! Glaub' nur nicht, ich scherze; wenn ich dir ganz ernsthaft meine Herzensmeinung über dieses Buch gestehen soll, so rathe ich dir, es jetzt zuzuschlagen, und gar nicht weiter darin zu lesen. Ich will dir nächstens etwas Besseres schreiben, und wenn wir in einem folgenden Buche, in der Stadt Lucca, wieder mit Mathilden und Francesca zusammentreffen, so sollen dich die lieben Bilder viel anmuthiger ergötzen, als gegenwärtiges Kapitel und gar die folgenden.

Gottlob! vor meinen Fenstern erklingt ein Veierkasten mit lustigen Melodien! Mein trüber Kopf bedarf solcher Aufheiterung, besonders da ich jetzt meinen Besuch bei Seiner Excellenz, dem Marchese Cristoforo di Gumpelino zu beschreiben habe. Ich will diese ruhrende Geschichte ganz genau, wörtlich treu, in ihrer schmutzigsten Reinheit mittheilen.

Es war schon spät, als ich die Wohnung des Marchese erreichte. Als ich ins Zimmer trat, stand Hyacinth allein, und puzte die goldenen Sporen seines Herrn, welcher, wie ich durch die halbgeöffnete

Thüre seines Schlafkabinetts sehen konnte, vor einer Madonna und einem großen Krucifixe auf den Knien lag.

Du mußt nämlich wissen, lieber Leser, daß der Marchese, dieser vornehme Mann, jetzt ein guter Katholik ist, daß er die Ceremonien der alleinseligmachenden Kirche streng ausübt, und sich, wenn er in Rom ist, sogar einen eigenen Kapellan hält, aus demselben Grunde, weßhalb er in England die besten Wettrenner und in Paris die schönste Tänzerin unterhielt.

Herr Gumpel verrichtet jetzt sein Gebet — flüsterte Hyacinth mit einem wichtigen Lächeln, und indem er nach dem Kabinette seines Herrn deutete, fügte er noch leiser hinzu: So liegt er alle Abend zwei Stunden auf den Knien vor der Prima Donna mit dem Jesuskind. Es ist ein prächtiges Kunstbild, und es kostet ihm sechshundert Franceskonis.

Und Sie, Herr Hyacinth, warum knien Sie nicht hinter ihm? Oder sind Sie etwa kein Freund von der katholischen Religion?

Ich bin ein Freund davon, und bin auch wieder kein Freund davon, antwortete Jener mit bedenklichem Kopfwiegen. Es ist eine gute Religion für einen vornehmen Baron, der den ganzen Tag müßig gehen kann, und für einen Kunstkenner; aber es ist keine Religion für einen Hamburger, für einen Mann, der sein Geschäft hat, und durchaus keine Religion für einen Lotteriekollekteur. Ich muß jede Nummer, die gezogen wird, ganz exakt aufschreiben, und denke ich dann zufällig an Bum! Bum! Bum! an eine katholische Glock', oder schwebelt es mir vor den Augen wie katholischer Weihrauch, und ich verschreib' mich, und ich schreibe eine unrechte Zahl, so kann das größte Unglück daraus entstehen. Ich habe oft zu Herrn Gumpel gesagt: Gew. Exc. sind ein reicher Mann und können katholisch sein, so viel Sie wollen, und können sich den Verstand ganz katholisch einräuchern lassen, und können so dumm werden, wie eine katholische Glock', und Sie haben doch zu essen; ich aber bin ein Geschäftsmann, und muß meine sieben Sinne zusammen halten, um was zu verdienen. Herr Gumpel meint freilich, es sei nöthig für die Bildung, und wenn ich nicht katholisch würde, verstünde ich nicht die Bilder, die zur Bildung gehören, nicht den Johann von Biehesel, den Correttschio, den Caratschio, den Caravatschio — aber ich habe immer gedacht, der Correttschio und Coratschio und Caravatschio können mir Alle Nichts helfen, wenn Niemand mehr bei mir spielt, und ich komme dann in die Patschio. Dabei muß ich Ihnen auch gestehen, Herr Doktor, daß mir die katholische Religion nicht einmal Vergnügen macht, und als ein vernünftiger Mann müssen Sie mir Recht geben. Ich sehe das Pläfir nicht ein, es ist eine Religion, als wenn der liebe Gott, Gottbewahre! eben gestorben wäre, und es riecht dabei nach Weihrauch, wie bei einem Leichenbegängniß, und dabei brummt eine so traurige Begräbnismusik, daß

man die Melancholik bekömmet — ich sage Ihnen, es ist keine Religion für einen Hamburger.

Aber, Herr Hyacinth, wie gefällt Ihnen denn die protestantische Religion?

Die ist mir wieder zu vernünftig, Herr Doktor, und gäbe es in der protestantischen Kirche keine Orgel, so wäre sie gar keine Religion. Unter uns gesagt, diese Religion schadet Nichts und ist so rein wie ein Glas Wasser, aber sie hilft auch Nichts. Ich habe sie probiert, und diese Probe kostet mich vier Mark vierzehn Schilling —

Wie so, mein lieber Herr Hyacinth?

Sehen Sie, Herr Doktor, ich habe gedacht: Das ist freilich eine sehr aufgeklärte Religion, und es fehlt ihr an Schwärmerei und Wunder; indessen ein bißchen Schwärmerei muß sie doch haben, ein ganz klein Wunderchen muß sie doch thun können, wenn sie sich für eine honette Religion ausgeben will. Aber wer soll da Wunder thun? dacht' ich, als ich mal in Hamburg eine protestantische Kirche besah, die zu der ganz lahlen Sorte gehörte, wo Nichts als braune Bänke und weiße Wände sind, und an der Wand Nichts als ein schwarz Täfelchen hängt, worauf ein halb Duzend weiße Zahlen stehen. Du thust dieser Religion vielleicht Unrecht dacht' ich wieder, vielleicht können diese Zahlen eben so gut ein Wunder thun wie ein Bild von der Mutter Gottes oder wie ein Knochen von ihrem Mann, dem heiligen Joseph, und um der Sache auf den Grund zu kommen, ging ich gleich nach Altona, und besetzte eben diese Zahlen in der Altonaer Lotterie, die Umbe besetzte ich mit acht Schilling, die Terne mit sechs, die Quaterne mit vier, und die Quinterne mit zwei Schilling — Aber ich versichere Sie auf meine Ehre, keine einzige von den protestantischen Nummern ist herausgekommen. Jetzt wußte ich, was ich zu denken hatte, jetzt dacht' ich: bleibt mir weg mit einer Religion, die gar Nichts kann, bei der nicht einmal eine Umbe herauskommt — werde ich so ein Narr sein, auf dieser Religion, worauf ich schon vier Mark und noch vierzehn Schilling gesetzt und verloren habe, noch meine ganze Glückseligkeit zu setzen?

Die altjüdische Religion scheint Ihnen gewiß viel zweckmäßiger, mein Lieber?

Herr Doktor, bleiben Sie mir weg mit der altjüdischen Religion, die wünsche ich nicht meinem ärgsten Feind. Man hat Nichts als Schimpf und Schande davon. Ich sage Ihnen, es ist gar keine Religion, sondern ein Unglück. Ich vermeide Alles, was mich daran erinnern könnte, und weil Hirsch ein jüdisches Wort ist und auf Deutsch Hyacinth heißt, so habe ich sogar den alten Hirsch laufen lassen, und unterschreibe mich jetzt: Hyacinth, Kollekteur, Operateur und Taxator. Dazu habe ich noch den Vortheil, daß schon ein H. auf meinem Pefschast steht und ich mir kein neues stechen zu lassen brauche. Ich versichere Ihnen, es kommt auf dieser Welt Viel darauf an, wie man heißt; der Name thut Viel. Wenn ich mich

unterschreibe: „Hyacinth, Kollekteur, Operateur und Taxator,“ so klingt Das ganz anders, als schreibe ich Hirsch schlechtweg, und man kann mich dann nicht wie einen gewöhnlichen Lump behandeln.

Mein lieber Herr Hyacinth! Wer könnte Sie so behandeln! Sie scheinen schon so Viel für Ihre Bildung gethan zu haben, daß man in Ihnen den gebildeten Mann schon erkennt, ehe Sie den Mund aufthun, um zu sprechen.

Sie haben Recht, Herr Doktor, ich habe in der Bildung Fortschritte gemacht wie eine Riesin. Ich weiß wirklich nicht, wenn ich nach Hamburg zurückkehre, mit wem ich dort umgehen soll; und was die Religion anbelangt, so weiß ich, was ich thue. Vor der Hand aber kann ich mich mit dem neuen israelitischen Tempel noch befaßeln; ich meine den reinen Mosais-Gottesdienst mit orthographischen deutschen Gesängen und gerührten Predigten und einigen Schwärmereien, die eine Religion durchaus nöthig hat. So wahr mir Gott alles Guts gebe, für mich verlange ich jetzt keine bessere Religion, und sie verdient, daß man sie unterstützt. Ich will das Meinige thun, und bin ich wieder in Hamburg, so will ich alle Sonnabend, wenn kein Fichungstag ist, in den neuen Religion-Tempel gehen. Es giebt leider Menschen, die diesem neuen israelitischen Gottesdienst einen schlechten Namen machen und behaupten, er gebe, mit Respekt zu sagen, Gelegenheit zu einem Schisma — aber ich kann Ihnen versichern, es ist eine gute reinliche Religion, noch etwas zu gut für den gemeinen Mann, für den die alt-jüdische Religion vielleicht noch immer sehr nützlich ist. Der gemeine Mann muß eine Dummheit haben, worin er sich glücklich fühlt, und er fühlt sich glücklich in seiner Dummheit. So ein alter Jude mit einem langen Bart und zerrissenem Rock, und der kein orthographisch Wort sprechen kann und sogar ein bißchen gründig ist, fühlt sich vielleicht innerlich glücklicher als ich mich mit all meiner Bildung. Da wohnt in Hamburg im Bäderbreitengang auf einem Saal ein Mann, der heißt Moses Lump, man nennt ihn auch Moses Lümphen, oder kurzweg Lümphen; der läuft die ganze Woche herum in Wind und Wetter, mit seinem Paßen auf dem Rücken, um seine paar Mark zu verdienen; wenn er nun Freitag Abends nach Hause kommt, findet er die Lampe mit sieben Lichtern angezündet, den Tisch weiß gedeckt, und er legt seinen Paßen und seine Sorgen von sich, und setzt sich zu Tisch mit seiner schiefen Frau und noch schiefen Tochter, ißt mit ihnen Fische, die gelocht sind in angenehmer weißer Knoblauchsauce, singt dabei die prächtigsten Lieder vom König David, freut sich von ganzem Herzen über den Auszug der Kinder Israel aus Agypten, freut sich auch, daß alle Bösewichter, die ihnen Böses gethan, am Ende gestorben sind, daß König Pharao, Nebuchadnezar, Haman, Antiochus, Titus und all solche Leute todt sind, daß Lümphen aber noch lebt und mit Frau und Kind Fisch ißt — Und ich sage Ihnen, Herr Doktor, die Fische sind delikate, und

der Mann ist glücklich, er braucht sich mit keiner Bildung abzuquälen, er sitzt vergnügt in seiner Religion und seinem grünen Schlafrock wie Diogenes in seiner Tonne, er betrachtet vergnügt seine Lichter, die er nicht einmal selbst pußt — Und ich sage Ihnen, wenn die Lichter etwas matt brennen, und die Schabbesfrau, die sie zu pußen hat, nicht bei der Hand ist, und Rothschild der Große käme jetzt herein mit all' seinen Maklern, Diskonteuren, Spedituren und Chefs de Comptoir, womit er die Welt erobert, und er spräche: Moses Lump, bitte dir eine Gnade aus; was du haben willst, es soll geschehen — Herr Doktor, ich bin überzeugt, Moses Lump würde ruhig antworten: „Puß' mir die Lichter!“ und Rothschild der Große würde mit Verwunderung sagen: Wär' ich nicht Rothschild, so möchte ich so ein Lumpchen sein!

Während Hyacinth solchermaßen, episch breit nach seiner Gewohnheit, seine Ansichten entwickelte, erhob sich der Marquise von seinem Bessissen, und trat zu uns, noch immer einige Paternoster durch die Nase schnurrend. Hyacinth zog jetzt den grünen Flor über das Madonnenbild, das oberhalb des Betpultes hing, löschte die beiden Wachskerzen aus, die davor brannten, nahm das kupferne Crucifix herab, kam damit zu uns zurück, und pußte es mit demselben Lappen und derselben spuckenden Gewissenhaftigkeit, womit er eben auch die Sporen seines Herrn gepußt hatte. Dieser aber war wie aufgelöst in Hitze und weicher Stimmung; statt eines Oberkleides trug er einen weiten, blauseidenen Domino mit silbernen Fransen, und seine Nase schimmerte wehmüthig, wie ein verliebter Louisd'or. O Jesus! — seufzte er, als er sich in die Kissen des Sofas sinken ließ — finden Sie nicht, Herr Doktor, daß ich heute Abend sehr schwärmerisch aussehe? Ich bin sehr bewegt, mein Gemüth ist aufgelöst, ich ahne eine höhere Welt,

Das Auge sieht den Himmel offen,
Es schwelgt das Herz in Seligkeit!

Herr Gumpel, Sie müssen einnehmen — unterbrach Hyacinth die pathetische Deklamation — das Blut in Ihren Eingeweiden ist wieder schwindelig, ich weiß, was Ihnen fehlt —

Du weißt nicht — seufzte der Herr.

Ich sage Ihnen, ich weiß — erwiderte der Diener, und nickte mit seinem gutmüthig bethätigenden Gesichtchen — ich kenne Sie ganz durch und durch, ich weiß, Sie sind ganz das Gegentheil von mir; wenn Sie Durst haben, habe ich Hunger, wenn Sie Hunger haben, habe ich Durst; Sie sind zu korpulent und ich bin zu mager, Sie haben viel Einbildung und ich habe desto mehr Geschäftssinn, ich bin ein Praktikus und Sie sind ein Diarrhetikus, kurz und gut, Sie sind ganz mein Antipode.

Ach Julia! — seufzte Gumpelino — wär' ich der gelblederne Handschuh doch auf deiner Hand und küßte deine Wange! Haben Sie, Herr Doktor, jemals die Grelinger in Romeo und Julia gesehen?

Freilich, und meine ganze Seele ist noch davon entzündet —

Nun dann — rief der Marchese begeistert, und Feuer schoss aus seinen Augen und beleuchtete die Nase — dann verstehen Sie mich, dann wissen Sie, was es heißt, wenn ich Ihnen sage: Ich liebe! Ich will mich Ihnen ganz dekouvrieren. Hyacinth, geh mal hinaus —

Ich brauche gar nicht hinauszugehen — sprach Dieser verdrießlich — Sie brauchen sich vor mir nicht zu genieren, ich kenne auch die Liebe, und ich weiß schon —

Du weißt nicht! rief Gumpelino.

Nun Beweise, Herr Marchese, daß ich weiß, brauche ich nur den Namen Julia Maxfield zu nennen. Beruhigen Sie sich, Sie werden wieder geliebt — aber es kann Ihnen Alles Nichts helfen. Der Schwager Ihrer Geliebten läßt sie nicht aus den Augen, und bewacht sie Tag und Nacht wie einen Diamant.

O, ich Unglücklicher! — jammerte Gumpelino — ich liebe und bin wieder geliebt, wir drücken uns heimlich die Hände, wir treten uns unterm Tisch auf die Füße, winken uns mit den Augen, und wir haben keine Gelegenheit! Wie oft stehe ich im Mondschein auf dem Balkon, und bilde mir ein, ich selbst wäre die Julia, und mein Romeo oder mein Gumpelino habe mir ein Rendezvous gegeben, und ich deklamire, ganz wie die Crelinger:

Komm, Nacht! Komm, Gumpelino, Tag in Nacht!

Denn du wirst ruhn auf Zittigen der Nacht,

Wie frischer Schnee auf eines Raben Rücken.

Komm, milde, liebevolle Nacht! Komm, gieb

Mir meinen Romeo oder Gumpelino —

Aber ach! Lord Maxfield bewacht uns beständig, und wir sterben Beide vor Sehnsuchtsgefühl! Ich werde den Tag nicht erleben, daß eine solche Nacht kommt, wo Jedes reiner Jugend Blüthe zum Pfande setzt, gewinnend zu verlieren! Ach! so eine Nacht wäre mir lieber, als wenn ich das große Loos in der Hamburger Lotterie gewönne.

Welche Schwärmerci! — rief Hyacinth — das große Loos, 100,000 Mark!

Ja, lieber als das große Loos — fuhr Gumpelino fort — wär' mir so eine Nacht, und ach! sie hat mir schon oft eine solche Nacht versprochen, bei der ersten Gelegenheit, und ich hab' mir schon gedacht, daß sie dann des Morgens deklamieren wird, ganz wie die Crelinger:

Willst du schon gehn? Der Tag ist ja noch fern.

Es war die Nachtigall und nicht die Lerche,

Die eben jetzt dein banges Ohr durchdrang.

Sie singt des Nachts auf dem Granatbaum dort.

Glaub, Lieber, mir, es war die Nachtigall.

Das große Loos für eine einzige Nacht! — wiederholte unterdessen mehrmals Hyacinth, und konnte sich nicht zufrieden geben — Ich habe eine große Meinung, Herr Marchese, von Ihrer Bildung, aber daß sie es in der Schwärmerei so weit gebracht, hätte ich nicht geglaubt. Die Liebe sollte Einem lieber sein, als das große Loos! Wirklich, Herr Marchese, seit ich mit Ihnen Umgang habe als Bedienter, habe ich mir schon viel Bildung angewöhnt; aber so Viel weiß ich, nicht einmal ein Achtelchen vom großen Loos gäbe ich für die Liebe! Gott soll mich davor bewahren! Wenn ich auch rechne fünfhundert Mark Abzugsbefort, so bleiben doch noch immer zwölftausend Mark. Die Liebe! Wenn ich Alles zusammenrechne, was mich die Liebe gekostet hat, kommen nur zwölf Mark und dreizehn Schilling heraus. Die Liebe! Ich habe auch viel Umsonstglück in der Liebe gehabt, was mich gar Nichts gekostet hat; nur dann und wann habe ich mal meiner Geliebten par Kompléance die Hühneraugen geschnitten. Ein wahres, gefühlvoll leidenschaftliches Attachement hatte ich nur ein einziges Mal, und das war die dicke Gudel vom Dredwall. Die Frau spielte bei mir, und wenn ich kam, ihr das Loos zu renovieren, drückte sie mir immer ein Stück Kuchen in die Hand, ein Stück sehr guten Kuchen; — auch hat sie mir manchmal etwas Eingemachtes gegeben, und ein Likörchen dabei, und als ich ihr einmal sagte, daß ich mit Gemüthsbeschwerden behaftet sei, gab sie mir das Recept zu den Pulvern, die ihr eigner Mann braucht. Ich brauche die Pulver noch bis zur heutigen Stunde, sie thun immer ihre Wirkung — weitere Folgen hat unsere Liebe nicht gehabt. Ich dachte, Herr Marchese, Sie brauchten mal eins von diesen Pulvern. Es war mein Erstes, als ich nach Italien kam, daß ich in Mailand in die Apotheke ging, und mir die Pulver machen ließ, und ich trage sie beständig bei mir. Warten Sie nur, ich will sie suchen, und wenn ich finde, so finde ich sie, und wenn ich sie finde, so müssen sie Ew. Excellenz einnehmen.

Es wäre zu weitläufig, wenn ich den Kommentar wiederholen wollte, womit der geschäftige Sucher jedes Stück begleitete, das er aus seiner Tasche kramte. Da kam zum Vorschein: 1) ein halbes Wachslicht, 2) ein silbernes Stui, worin die Instrumente zum Schneiden der Hühneraugen, 3) eine Citrone, 4) eine Pistole, die, obgleich nicht geladen, dennoch mit Papier umwickelt war, vielleicht damit ihr Anblick keine gefährliche Träume verursache, 5) eine gedruckte Liste von der letzten Ziehung der großen Hamburger Lotterie, 6) ein schwarzledernes Büchlein, worin die Psalmen David's und die ausstehenden Schulden, 7) ein dürres Weidensträußchen, wie zu einem Knoten verschlungen, 8) ein Päckchen, das mit verblichenem Rosataffet überzogen war und die Quittung eines Lotterieloses enthielt, das einst fünfzigtausend Mark gewonnen, 9) ein plattes Stück Brod, wie weißgebackner Schiffszwiebad, mit einem kleinen Loch in

der Mitte, und endlich 10) die oben erwähnten Pulver, die der kleine Mann mit einer gewissen Rührung und mit seinem verwundert wehmüthigen Kopfschütteln betrachtete.

Wenn ich bedenke — seufzte er — daß mir vor zehn Jahren die dicke Gudel des Recept gegeben, und daß ich jetzt in Italien bin und dasselbe Recept in Händen habe, und wieder die Worte lese: *sal mirabile Glauberi*, das heißt auf Deutsch: *extrafeines Glaubensalz* von der besten Sorte, — ach, da ist mir zu Muth, als hätte ich das Glaubensalz selbst schon eingenommen, und als fühle ich die Wirkung. Was ist der Mensch! Ich bin in Italien und denke an die dicke Gudel vom Dredwall! Wer hätte Das gedacht! Ich kann mir vorstellen, sie ist jetzt auf dem Lande in ihrem Garten, wo der Mond scheint, und gewiß auch eine Nachtigall singt oder eine Lerche.

Es ist die Nachtigall und nicht die Lerche! seufzte Gumpelino dazwischen, und deklamirte vor sich hin:

Sie singt des Nachts auf dem Granatbaum dort.
Glaub, Lieber, mir, es war die Nachtigall.

Das ist ganz einerlei — fuhr Hyacinth fort — meinethalben ein Kanarienvogel; die Vögel, die man im Garten hält, kosten am wenigsten. Die Hauptsache ist das Treibhaus, und die Tapeten im Pavillon und die Staatsfiguren, die davor stehen, und da stehen zum Beispiel ein nackter General von den Göttern und die Venus Urinia, die Beide dreihundert Mark kosten. Mitten im Garten hat sich die Gudel auch eine Fontenelle anlegen lassen — Und da steht sie vielleicht jetzt und puhlt sich die Nase, und macht sich ein Schwärmereivergnügen, und denkt an mich — Ach!

Nach diesem Seufzer erfolgte eine sehnstüchtige Stille, die der Marchese endlich unterbrach mit der schwachtenden Frage: Sage mir auf deine Ehre, Hyacinth, glaubst du wirklich, daß dein Pulver wirken wird?

Es wird auf meine Ehre wirken, erwiderte Jener. Warum soll es nicht wirken? Wirkt es doch bei mir! Und bin ich denn nicht ein lebendiger Mensch so gut wie Sie? Glaubensalz macht alle Menschen gleich; und wenn Rothschild Glaubensalz einnimmt, fühlt er dieselbe Wirkung wie das kleinste Maklerchen. Ich will Ihnen Alles voraussagen: Ich schütte das Pulver in ein Glas, gieße Wasser dazu, rühre es, und so wie Sie Das hinuntergeschluckt haben, ziehen Sie ein saures Gesicht und sagen Prr! Prr! Hernach hören Sie selbst, wie es in Ihnen herumkullert, und es ist Ihnen etwas kurios zu Muth, und Sie legen sich zu Bett, und ich gebe Ihnen mein Ehrenwort, Sie stehen wieder auf, und Sie legen sich wieder, und stehen wieder auf, und so fort, und den andern Morgen fühlen Sie sich leicht wie ein Engel mit weißen Flügeln, und Sie tanzen vor Gesundeswohlheit, nur ein bißchen blaß

sehen Sie dann aus; aber ich weiß, Sie sehen gern schmachkend blaß aus, und wenn Sie schmachkend blaß aussehen, sieht man Sie gern —

Obgleich Hyacinth solchermaßen zuredete, und schon das Pulver bereitete, hätte Das doch wenig gefruchtet, wenn nicht dem Marchese plötzlich die Stelle, wo Julia den verhängnißvollen Trank einnimmt, in den Sinn gekommen wäre. Was halten Sie Doktor — rief er — von der Müller in Wien? Ich habe sie als Julia gesehen, und Gott! Gott! wie spielt sie! Ich bin doch der größte Enthusiast für die Erelinger, aber die Müller, als sie den Becher austrank, hat mich hingerissen. Sehen Sie — sprach er, indem er mit tragischer Gebärde das Glas, worin Hyacinth das Pulver geschüttet, zur Hand nahm — sehen Sie, so hielt sie den Becher und schauderte, daß man Alles mitfühlte, wenn sie sagte:

Kalt rieselt matter Schau'r durch meine Adern,
Der fast die Lebenswärm' erstarren macht!

Und so stand sie, wie ich jetzt stehe, und hielt den Becher an die Lippen, und bei den Worten:

Weile, Thbalt!

Ich komme, Romeo! Dies trink' ich Dir!

da leerte sie den Becher —

Wohl bekomme es Ihnen, Herr Gumpell! sprach Hyacinth mit feierlichem Tone; denn der Marchese hatte in nachahmender Begeistertung das Glas ausgetrunken, und sich erschöpft von der Deklamation, auf das Sofa hingeworfen.

Er verharrte jedoch nicht lange in dieser Lage; denn es klopfte plötzlich Jemand an die Thüre, und herein trat Lady Maxfield's kleiner Focke, der dem Marchese mit lächelnder Verbeugung ein Billet überreichte und sich gleich wieder empfahl. Hastig erbrach Jener das Billet; während er es las, leuchteten Nase und Augen vor Entzücken, jedoch plötzlich überflog eine Geisterblässe sein ganzes Gesicht, Bestürzung zuckte in jeder Muskel, mit Verzweiflungsgebärden, sprang er auf, lachte grimmig, rannte im Zimmer umher, und schrie:

Weh mir, ich Narr des Glücks!

Was ist? Was ist? frug Hyacinth mit zitternder Stimme, und indem er krampfhaft das Crucifix, woran er wieder puktete, in zitternden Händen hielt — Werden wir diese Nacht überfallen?

Was ist Ihnen, Herr Marchese? frug ich ebenfalls nicht wenig erstaunt.

Lebt! lebt! rief Gumpelino, indem er uns das empfangene Billet hinwarf, und immer noch verzweiflungsvoll im Zimmer umherrannte, wobei sein blauer Domino ihn wie eine Sturmwolke umflatterte — Weh mir, ich Narr des Glücks!

In dem Billete aber lasen wir folgende Worte:

Süßer Gumpelino! Sobald es tagt, muß ich nach England abreisen. Mein Schwager ist indessen schon vorangeeilt und erwartet mich in Florenz. Ich bin jetzt unbeobachtet, aber leider nur diese einzige Nacht — Laß uns diese benutzen, laß uns den Nektarkelch, den uns die Liebe kredenzt, bis auf den letzten Tropfen leeren. Ich harre, ich zittere —

Julia Mayfield.

Weh mir, ich Narr des Glücks! jammerte Gumpelino — die Liebe will mir ihren Nektarkelch kredenzen, und ich, ach! ich Hansnarr des Glücks, ich habe schon den Becher des Glaubenssalzes geleert! Wer bringt mir den schrecklichen Trank wieder aus dem Magen? Hülf! Hülf!

Hier kann kein irdischer Lebensmensch mehr helfen, seufzte Hyacinth.

Ich bedaure Sie von ganzem Herzen, kondolierte ich ebenfalls. Statt eines Kelchs mit Nektar ein Glas mit Glaubenssalz zu genießen, Das ist bitter! Statt des Thrones der Liebe harri! Ihrer steht der Stuhl der Nacht!

O Jesus! O Jesus! — schrie der Marchese noch immer — Ich fühle, wie es durch alle meine Adern rinnt — O wackerer Apotheker! dein Trank wirkt schnell — aber ich lasse mich doch nicht dadurch abhalten, ich will zu ihr eilen, zu ihren Füßen will ich niederstinken und da verbluten!

Von Blut ist gar nicht die Rede — begütigte Hyacinth — Sie haben ja keine Homeriden. Sein Sie nur nicht leidenschaftlich —

Nein, nein! ich will zu ihr hin, in ihren Armen — o Nacht! o Nacht —

Ich sage Ihnen — fuhr Hyacinth fort mit philosophischer Gelassenheit — Sie werden in ihren Armen keine Ruhe haben, Sie werden zwanzigmal aufstehen müssen. Sein Sie nur nicht leidenschaftlich. Je mehr Sie im Zimmer auf- und abspringen und je mehr Sie sich alterieren, desto schneller wirkt das Glaubenssalz. Ihr Gemüth spielt der Natur in die Hände. Sie müssen wie ein Mann tragen, was das Schicksal über Sie beschlossen hat. Daß es so gekommen ist, ist vielleicht gut, und es ist vielleicht gut, daß es so gekommen ist. Der Mensch ist ein irdisches Wesen und begreift nicht die Fügung der Göttlichkeit. Der Mensch meint oft er ginge seinem Glück entgegen, und auf seinem Wege steht vielleicht das Unglück mit einem Stoß, und wenn ein bürgerlicher Stoß auf einen adeligen Rücken kommt, so fühlt's der Mensch, Herr Marchese.

Weh mir, ich Narr des Glücks! tobte noch immer Gumpelino, sein Diener aber sprach ruhig weiter:

Der Mensch erwartet oft einen Kelch mit Nektar, und er kriegt eine Prügelsuppe, und ist auch Nektar süß, so sind doch Prügel um so bitterer; und es ist noch ein wahres Glück, daß der Mensch, der

den Andern prügelt, am Ende müde wird, sonst könnte es der Andere wahrhaftig nicht aushalten. Gefährlicher ist aber noch, wenn das Unglück mit Dold und Gift auf dem Wege der Liebe dem Menschen auslauert, so daß er seines Lebens nicht sicher ist. Vielleicht, Herr Marchese, ist es wirklich gut, daß es so gekommen ist, denn vielleicht wären Sie in der Hitze der Liebe zu der Geliebten hingelaufen, und auf dem Wege wäre ein kleiner Italiäner mit einem Dold, der sechs Brabanter Ellen lang ist, auf Sie losgerannt, und hätte Sie — ich will meinen Mund nicht zum Bösen aufthun — bloß in die Wade gestochen. Denn hier kann man nicht, wie in Hamburg, gleich die Wache rufen, und in den Apenninen giebt es keine Nachtwächter. Oder vielleicht gar — fuhr der unerbittliche Tröster fort, ohne durch die Verzweiflung des Marchese sich im mindesten stören zu lassen — vielleicht gar, wenn Sie bei Lady Maxfield ganz wohl und warm säßen, läme plötzlich der Schwager von der Reise zurück und setzte Ihnen die geladene Pistolet auf die Brust, und ließe Sie einen Wechsel unterschreiben von hunderttausend Mark. Ich will meinen Mund nicht zum Bösen aufthun, aber ich setze den Fall, Sie wären ein schöner Mensch, und Lady Maxfield wäre in Verzweiflung, daß sie den schönen Menschen verlieren soll, und eifersüchtig, wie die Weiber sind, wollte sie nicht, daß eine Andre sich nachher an Ihnen beglücke — Was thut sie? Sie nimmt eine Citrone oder eine Orange, und schüttet ein klein weiß Pulverchen hinein und sagt: Kühle dich, Geliebter, du hast dich heiß gelaufen — und den andern Morgen sind Sie wirklich ein klüger Mensch. Da war ein Mann, Der hieß Pieper, und Der hatte eine Leidenschaftsliebe mit einer Mädchenperson, die das Posaunenengelhannchen hieß, und die wohnte auf der Kaffeemacherei, und der Mann wohnte in der Fuhrentwiete —

Ich wollte, Hirsch — schrie wüthend der Marchese, dessen Unruhe den höchsten Grad erreicht hatte — ich wollt' dein Pieper von der Fuhrentwiete, und sein Posaunenengel von der Kaffeemacherei, und du, und die Gudel, ihr hättet mein Glaubenssalz im Leibe!

Was wollen Sie von mir, Herr Gumpel? — versetzte Hyacinth, nicht ohne Anflug von Hitze — Was kann ich dafür, daß Lady Maxfield just heute Nacht abreisen will und Sie just heute invitirt? Konnt' ich Das voraus wissen? Bin ich Aristoteles? Bin ich bei der Vorsehung angestellt? Ich habe bloß versprochen, daß das Pulver wirken soll, und es wirkt so sicher, wie ich einst selig werde, und wenn Sie so disparat und leidenschaftlich mit solcher Raserei hin und her laufen, so wird es noch schneller wirken —

So will ich mich ruhig hinsetzen! ächzte Gumpelino, stampfte den Boden, warf sich ingrimmig aufs Sofa, unterdrückte gewaltsam seine Wuth, und Herr und Diener sahen sich lange schweigend an, bis Fener endlich nach einem tiefen Seufzer und fast kleinlaut ihn anredete:

Aber, Hirsch, was soll die Frau von mir denken, wenn ich nicht komme, sie wartet jetzt auf mich, sie harret sogar, sie zittert, sie glüht vor Liebe —

Sie hat einen schönen Fuß — sprach Hyacinth in sich hinein und schüttelte wehmüthig sein Köpflein. In seiner Brust aber schien es sich gewaltig zu bewegen, unter seinem rothen Rocke arbeitete sichtbar ein kühner Gedanke —

Herr Gumpel — sprach es endlich aus ihm hervor — schicken Sie mich!

Bei diesen Worten zog eine hohe Röthe über das blässliche Gesichtsgesicht.

Kapitel X.

Als Candide nach Eldorado kam, sah er auf der Straße mehrere Buben, die mit großen Goldklumpen statt mit Steinen spielten. Dieser Luxus machte ihn glauben, es seien Das Kinder des Königs, und er war nicht wenig verwundert, als er vernahm, daß in Eldorado die Goldklumpen eben so werthlos sind, wie bei uns die Kieselsteine, und daß die Schulknaben damit spielen. Einem meiner Freunde, einem Ausländer, ist etwas Ähnliches begegnet, als er nach Deutschland kam und zuerst deutsche Bücher las, und über den Gedankenreichthum, welchen er darin fand, sehr erstaunte; bald aber merkte er, daß Gedanken in Deutschland so häufig sind, wie Goldklumpen in Eldorado, und daß jene Schriftsteller, die er für Geistesprinzen gehalten, nur gewöhnliche Schulknaben waren.

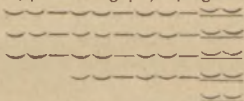
Diese Geschichte kommt mir immer in den Sinn, wenn ich im Begriff stehe, die schönsten Reflexionen über Kunst und Leben niederzuschreiben, und dann lache ich, und behalte lieber meine Gedanken in der Feder, oder kritzle statt dieser irgend ein Bild oder Fingerringen auf das Papier, und überrede mich, solche Tapeten seien in Deutschland, dem geistigen Eldorado, weit brauchbarer als die goldigsten Gedanken.

Auf der Tapete, die ich dir jetzt zeige, lieber Leser, siehst du wieder die wohlbekannten Gesichter Gumpelino's und seines Hirsch-Hyacinthos, und wenn auch Jener mit minder bestimmten Zügen dargestellt ist, so hoffe ich doch, du wirst scharfsinnig genug sein, einen Negationscharakter ohne allzu positive Bezeichnungen zu begreifen. Letztere könnten mir einen Injurienproceß zu Wege bringen, oder gar noch bedenklichere Dinge. Denn der Marchese ist mächtig durch Geld und Verbindungen. Dabei ist er der natürliche Alliierte meiner Feinde, er unterstützt sie mit Subsidien, er ist Aristokrat, Ultra-Papist, nur Etwas fehlte ihm noch — je nun, auch Das wird er sich schon anlehren lassen — er hat das Lehrbuch dazu in den Händen, wie du auf der Tapete sehen wirst.

Es ist wieder Abend, auf dem Tische stehen zwei Armleuchter mit brennenden Wachskerzen, ihr Schimmer spielt über die gelbe-

nen Rahmen der Heiligenbilder, die, an der Wand hängend, durch das flackernde Licht und die beweglichen Schatten zu leben scheinen. Draußen vor dem Fenster stehen im silbernen Mondschein, unheimlich bewegungslos, die düstern Cypressen, und in der Ferne ertönt ein trübes Marienliedchen in abgebrochenen Lauten und wie von einer kranken Kinderstimme. Es herrscht eine eigene Schwüle im Zimmer, der Marchese Cristoforo di Gumpelino sitzt, oder vielmehr liegt wieder nachlässig vornehm auf den Kissen des Sofas, der edel schweißende Leib ist wieder mit dem dünnen blau-seidenen Domino bekleidet, in den Händen hält er ein Buch, das in rothes Saffianpapier mit Goldschnitt gebunden ist, und deklamirt daraus laut und schmach-tend. Sein Auge hat dabei einen gewissen flebrichten Lustre, wie er verliebten Katern eigen zu sein pflegt, und seine Wangen, sogar die beiden Seitenslügel der Nase, sind etwas leidend blaß. Jedoch, lieber Leser, diese Blässe ließe sich wohl philosophisch anthropologisch erklären, wenn man bedenkt, daß der Marchese den Abend vorher ein ganzes Glas Glauberzalg verschluckt hat.

Hirsch-Hyacinthos aber kauert am Boden des Zimmers, und mit einem großen Stüd weißer Kreide zeichnet er auf das braune Estrich in großem Maßstabe ungefähr folgende Charaktere:



Dieses Geschäft scheint dem kleinen Manne ziemlich sauer zu werden; keuchend bei dem jedesmaligen Bücken murmelte er verbrießlich: Spondens, Trochäus, Jambus, Antispaz, Anapäst und die Pest! Dazu hat er, um der bequemerer Bewegung willen, den rothen Oberrock abgelegt, und zum Vorschein kommen zwei kurze, demüthige Beinchen in engen Scharlachhosen, und zwei etwas längere abgemagerte Arme in weißen, schlotternden Hemdärmeln.

Was sind Das für sonderbare Figuren? frug ich ihn, als ich diesem Treiben eine Weile zugeesehen.

Das sind Füße in Lebensgröße — ächzte er zur Antwort — und ich geplagter Mann muß diese Füße im Kopfe behalten, und meine Hände thun mir schon weh von all' den Füßen, die ich jetzt aufschreiben muß. Es sind die wahren, echten Füße von der Poesie. Wenn ich es nicht meiner Bildung wegen thäte, so ließe ich die Poesie laufen mit all' ihren Füßen. Ich habe jetzt bei dem Herrn Marchese Privatunterricht in der Poesiekunst. Der Herr Marchese liest mir die Gedichte vor, und explicirt mir, aus wie viel' Füßen sie bestehen, und ich muß sie notieren und dann nachrechnen, ob das Gedicht richtig ist.

Sie treffen uns — sprach der Marchese, didaktisch pathetischen Tones — wirklich in einer poetischen Beschäftigung. Ich weiß wohl!

Doktor, Sie gehören zu den Dichtern, die einen eigensinnigen Kopf haben, und nicht einsehen, daß die Füße in der Dichtkunst die Hauptsache sind. Ein gebildetes Gemüth wird aber nur durch die gebildete Form angesprochen, diese können wir nur von den Griechen lernen und von neueren Dichtern, die griechisch streben, griechisch denken, griechisch fühlen, und in solcher Weise ihre Gefühle an den Mann bringen.

Versteht sich an den Mann, nicht an die Frau, wie ein unklassischer romantischer Dichter zu thun pflegt — bemerkte meine Wenigkeit.

Herr Gumpel spricht zuweilen wie ein Buch, flüsterte mir Hyacinth von der Seite zu, preßte die schmalen Lippen zusammen, blinzelte mit stolz vergnügten Augen, und schüttelte das wunderstauende Hauptlein. Ich sage Ihnen — setzte er etwas lauter hinzu — wie ein Buch spricht er zuweilen, er ist dann, so zu sagen, kein Mensch mehr, sondern ein höheres Wesen, und ich werde dann wie dumm, je mehr ich ihn anhöre.

Und was haben Sie denn jetzt in den Händen? frug ich den Marchese.

Brillanten! antwortete er und überreichte mir das Buch.

Bei dem Wort „Brillanten“ sprang Hyacinth in die Höhe; doch als er nur ein Buch sah, lächelte er mitleidigen Blicks. Das brillante Buch aber hatte auf dem Vorderblatte folgenden Titel:

„Gedichte von August Grafen von Platen; Stuttgart und Tübingen. Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. 1828.“ Auf dem Hinterblatte stand zierlich geschrieben:

„Geschenk warmer brüderlicher Freundschaft.“

Dabei roch das Buch nach jenem seltsamen Parfüm, der mit Eau de Cologne nicht die mindeste Verwandtschaft hat, und vielleicht auch dem Umstande beizumessen war, daß der Marchese die ganze Nacht darin gelesen hatte.

Ich habe die ganze Nacht kein Auge zuthun können — klagte er mir — ich war so sehr bewegt, ich mußte elfmal aus dem Bette steigen, und zum Glück hatte ich dabei diese vortreffliche Lektüre, woraus ich nicht bloß Belehrung für die Poesie, sondern auch Trost für das Leben geschöpft habe. Sie sehen, wie sehr ich das Buch geehrt, es fehlt kein einziges Blatt, und doch, wenn ich so saß, wie ich saß, kam ich manchmal in Versuchung —

Das wird Mehreren passiert sein, Herr Marchese.

Ich schwöre Ihnen bei unserer lieben Frau von Loretto und so wahr ich ein ehrlicher Mann bin — fuhr Jener fort — diese Gedichte haben nicht ihres Gleichen. Ich war, wie Sie wissen, gestern Abend in Verzweiflung, so zu sagen, an Désespoir, als das Fatum mir nicht vergönnte, meine Julia zu besitzen — da las ich diese Gedichte, jedesmal ein Gedicht, wenn ich aufstehen mußte, und eine solche Gleichgültigkeit gegen die Weiber war die Folge, daß mir mein eigener Liebes Schmerz zuwider wurde. Das ist eben das Schöne an

diesem Dichter, daß er nur für Männer glüht, in warmer Freundschaft; er giebt uns den Vorzug vor dem weiblichen Geschlechte, und schon für diese Ehre sollten wir ihm dankbar sein. Er ist darin größer als alle andern Dichter, er schmeichelt nicht dem gewöhnlichen Geschmack des großen Haufens, er heilt uns von unserer Passion für die Weiber, die uns so viel Unglück zuzieht — O Weiber! Weiber! wer uns von euren Fesseln befreit, der ist ein Wohlthäter der Menschen. Es ist ewig Schade, daß Shakspear sein eminentes theatrales Talent nicht dazu benützt hat, denn er soll, wie ich hier zuerst lese, nicht minder großartig geföhlt haben als der große Graf Platen, der in seinen Sonetten von Shakspear sagt:

Nicht Mädchenlaunen störten deinen Schlummer,
Doch stets um Freundschaft sehn wir warm dich ringen:
Dein Freund errettet dich aus Weiberschlingen,
Und seine Schönheit ist dein Ruhm und Kummer.

Während der Marchese diese Worte mit warmem Gefühl deklamirte, und der glatte Mist ihm gleichsam auf der Zunge schmolz, schnitt Hyacinth die widersprechendsten Gesichter, zugleich verdrießlich und beifällig, und endlich sprach er:

Herr Marchese, Sie sprechen wie ein Buch, auch die Verse gehen Ihnen wieder so leicht ab wie diese Nacht, aber ihr Inhalt will mir nicht gefallen. Als Mann fühle ich mich geschmeichelt, daß der Graf von Platen uns den Vorzug giebt vor den Weibern, und als Freund von den Weibern bin ich wieder ein Gegner von solch einem Manne. So ist der Mensch! Der Eine isst gern Zwiebeln, der Andere hat mehr Gefühl für warme Freundschaft, und ich als ehrlicher Mann, muß aufrichtig gestehen, ich esse gern Zwiebeln, und eine schiefe Köchin ist mir lieber, als der schönste Schönheitsfreund. Ja, ich muß gestehen, ich sehe nicht so viel Schönes am männlichen Geschlecht, daß man sich darin verlieben sollte.

Diese letzteren Worte sprach Hyacinth, während er sich musternd im Spiegel betrachtete, der Marchese aber ließ sich nicht stören und deklamirte weiter:

„Der Hoffnung Schaumgebäude bricht zusammen,
Wir mühn uns, ach! und kommen nicht zusammen;
Mein Name klingt aus deinem Mund melodisch,
Doch reißt du selten dies Gedicht zusammen;
Wie Sonn' und Mond uns stets getrennt zu halten,
Verschworen Sitte sich und Pflicht zusammen,
Daß Haupt an Haupt uns lehnen, denn es taugen
Dein dunkles Haar, mein hell Gesicht zusammen!
Doch ach! ich träume, denn du ziehst von hinnen,
Eh' noch das Glück uns brachte dicht zusammen!
Die Seelen bluten, da getrennt die Leiber.
O wären's Blumen, die man slicht zusammen!

Eine komische Poesie! — rief Hyacinth, der die Reime nachmurmelte: — Sitte sich und Pflicht zusammen, Gesicht zusammen, dicht zusammen, flucht zusammen! komische Poesie! Mein Schwager, wenn er Gedichte liest, macht oft den Spaß, daß er am Ende jeder Zeile die Worte „von vorn“ und „von hinten“ abwechselnd hinzusetzt; und ich habe nie gewußt, daß die Poesiegedichte, die dadurch entstehen, Gaselen heißen. Ich muß einmal die Probe machen, ob das Gedicht, das der Herr Marchese deklamirt hat, nicht noch schöner wird, wenn man nach dem Wort „zusammen“ jedesmal mit Abwechslung „von vorn“ und „von hinten“ setzt; die Poesie davon wird gewiß zwanzig Procent stärker.

Ohne auf dieses Geschwätz zu achten, fuhr der Marchese fort im Deklamieren von Gaselen und Sonetten, worin der Liebende seinen Schönheitsfreund besingt, ihn preist, sich über ihn beklagt, ihn des Kaltsinns beschuldigt, Pläne schmiedet, um zu ihm zu gelangen, mit ihm äugelt, eifersüchtelt, schwächelt, eine ganze Skala von Zärtlichkeiten durchliebt, und zwar so warmfelig, betastungsüchtig und anleidend, daß man glauben sollte, der Verfasser sei ein manntolles Mägdlein — Nur müßte es dann einigermaßen befremden, daß dieses Mägdlein beständig jammert, ihre Liebe sei gegen die „Sitte“, daß sie gegen „diese trennende Sitte“ so bitter gestimmt ist wie ein Taschendieb gegen die Polizei, daß sie liebend „die Lende“ des Freundes umschlingen möchte, daß sie sich über „Neider“ beklagt, „die sich schlau vereinen, um uns zu hindern und getrennt zu halten“, daß sie über verletzende Kränkungen klagt von Seiten des Freundes, daß sie ihm versichert, sie wolle ihn nur flüchtig erblicken, ihm beihauert: „Nicht eine Silbe soll dein Ohr erschrecken!“ und endlich gesteht:

„Mein Wunsch bei Andern zeugte Widerstreben,
Du hast ihn nicht erhört, doch abgeschlagen
Hast du ihn auch nicht, o mein süßes Leben!“

Ich muß dem Marchese das Zeugnis ertheilen, daß er diese Gedichte gut vortrug, hinlänglich dabei seufzte, ächzte und auf dem Sofa hin- und herrutschend gleichsam mit dem Gesäße kokettierte. Hyacinth versäumte keineswegs, immer die Reime nachzuplappern, wenn er auch ungehörige Bemerkungen dazwischen schwätzte. Den Oden schenkte er die meiste Aufmerksamkeit. Man kann bei dieser Sorte, sagte er, weit mehr lernen als bei Saunetten und Gaselen; da bei den Oden die Füße oben ganz besonders abgedruckt sind, kann man jedes Gedicht mit Bequemlichkeit nachrechnen. Jeder Dichter sollte, wie der Graf Platen, bei seinen schwierigsten Poesiegedichten die Füße oben drucken und zu den Leuten sagen: Seht, ich bin ein ehrlicher Mann, ich will euch nicht betrügen, diese krummen und geraden Striche, die ich vor jedes Gedicht setze, sind, so zu sagen, ein Konto finto von jedem Gedicht, und ihr könnt nachrechnen, wie

viel Mühe es mich gekostet, sie sind, so zu sagen, das Ellenmaß von jedem Gedichte, und ihr könnt nachmessen, und fehlt daran eine einzige Silbe, so sollt ihr mich einen Spitzbuben nennen, so wahr ich ein ehrlicher Mann bin. Aber eben durch diese ehrliche Miene kann das Publikum betrogen werden. Eben wenn die Füße vor dem Gedichte angegeben sind, denkt man: Ich will kein mißtrauischer Mensch sein, wozu soll ich dem Manne nachzählen? er ist gewiß ein ehrlicher Mann, und man zählt nicht nach und wird betrogen. Und kann man immer nachrechnen? Wir sind jetzt in Italien, und da habe ich Zeit, die Füße mit Kreide auf die Erde zu schreiben und jede Ode zu kollationieren. Aber in Hamburg, wo ich mein Geschäft habe, fehlt mir die Zeit dazu, und ich müßte dem Grafen Platen ungezählt trauen, wie man traut bei den Geldbeuteln von der Courantasse, worauf geschrieben steht, wie viel Hundert Thaler darin enthalten — sie gehen versiegelt von Hand zu Hand, Jeder traut dem Andern, daß so Viel darin enthalten ist, wie darauf steht, und es giebt doch Beispiele, daß ein Müßiggänger, der nicht Viel zu thun hatte, so einen Beutel geöffnet und nachgezählt und ein Paar Thaler zu wenig darin gefunden hat. So kann auch in der Poesie viel Spitzbüberei vorkommen. Besonders wenn ich an Geldbeutel denke, werde ich mißtrauisch. Denn mein Schwager hat mir erzählt, im Zuchthaus zu Odensee sitzt — ein gewisser Jemand, der bei der Post angestellt war, und die Geldbeutel, die durch seine Hände gingen, unehrlich geöffnet und unehrlich Geld herausgenommen, und sie wieder künstlich zugenäht und weiter geschickt hat. Hört man von solcher Geschicklichkeit, so verliert man das menschliche Zutrauen und wird ein mißtrauischer Mensch. Es giebt jetzt viel Spitzbüberei in der Welt, und es ist gewiß in der Poesie wie in jedem anderen Geschäfte.

Die Ehrlichkeit — fuhr Hyacinth fort, während der Marchese weiter deklamirte, ohne unserer zu achten, ganz versunken in Gefühl — die Ehrlichkeit, Herr Doktor, ist die Hauptsache, und wer kein ehrlicher Mann ist, Den betrachte ich wie einen Spitzbuben, und wen ich wie einen Spitzbuben betrachte, von Dem laufe ich Nichts, von Dem lese ich Nichts, kurz ich mache kein Geschäft mit ihm. Ich bin ein Mann, Herr Doktor, der sich auf Nichts Etwas einbildet; wenn ich mir aber Etwas einbilden wollte auf Etwas, so würde ich mir Etwas darauf einbilden, daß ich ein ehrlicher Mann bin. Ich will Ihnen einen edlen Zug von mir erzählen, und Sie werden staunen — ich sag' Ihnen, Sie werden staunen, so wahr ich ein ehrlicher Mann bin. Da wohnt ein Mann in Hamburg auf dem Speersort, und Der ist ein Krautkrämer und heißt Klöschchen, Das heißt, ich heiße den Mann Klöschchen, weil wir gute Freunde sind, sonst heißt der Mann Herr Klotz. Auch seine Frau muß man Madam Klotz nennen, und sie hat nie leiden können, daß ihr Mann bei mir spielte, und wenn ihr Mann bei mir spielen wollte, so durfte ich mit dem Lotterieloos nicht zu ihm ins Haus kommen, und er

sagte mir immer auf der Straße: Die und die Nummer will ich bei dir spielen, und hier hast du das Geld, Hirsch! Und ich sagte dann: Gut, Klößchen! Und kam ich nach Hause, so legte ich die Nummer konvertirt für ihn apart, und schrieb auf das Koubert mit deutschen Buchstaben! Für Rechnung des Herrn Christian Hinrich Klotz. Und nun hören Sie und staunen Sie! Es war ein schöner Frühlingstag, und die Bäume an der Börse waren grün, und die Zephyrlüste waren angenehm, und die Sonne glänzte am Himmel, und ich stand an der Hamburger Bank. Da kommt Klößchen, mein Klößchen, und hat am Arme seine dicke Madam Klotz, und grüßt mich zuerst, und spricht von der Frühlingspracht Gottes, macht auch einige patriotische Bemerkungen über das Bürgermilitär, und er fragt mich, wie die Geschäfte gehen, und ich erzähle ihm, daß vor einigen Stunden wieder Einer am Pranger gestanden, und so im Gespräche sagt er mir: Gestern Nacht habe ich geträumt: Numero 1538 wird als das große Loos herauskommen — und in demselben Moment, während Madam Klotz die Kaiserstatisten vor dem Rathhaus betrachtet, drückt er mir dreizehn vollwichtige Louisd'or in die Hand — ich meine, ich fühle sie noch jetzt — und ehe Madam Klotz sich wieder herumdreht, sag' ich: Gut Klößchen! und ich gehe weg. Und gehe directement, ohne mich umzusehen, nach der Hauptkollekte und hole mir Numero 1538, und konvertiere sie, sobald ich nach Hause komme, und schreibe auf das Koubert: Für Rechnung des Herrn Christian Hinrich Klotz. Und was thut Gott? Vierzehn Tage nachher, um meine Ehrlichkeit auf die Probe zu stellen, läßt er Numero 1538 herauskommen mit einem Gewinn von 50,000 Mark. Was thut aber Hirsch, derselbe Hirsch, der jetzt vor Ihnen steht? Dieser Hirsch, zieht ein reines weißes Oberhemdchen und ein reines weißes Halstuch an, und nimmt eine Droschke, und holt sich bei der Hauptkollekte seine 50,000 Mark und fährt damit nach dem Speersort — Und wie mich Klößchen sieht, fragt er: Hirsch, warum bist du heut so gepuht? Ich aber antworte kein Wort, und setze einen großen Überraschungsbeutel mit Gold auf den Tisch, und rede ganz feierlich: Herr Christian Hinrich Klotz! die Numero 1538, die Sie so gütig waren bei mir zu bestellen, hat das Glück gehabt, 50,000 Mark zu gewinnen, in diesem Beutel habe ich die Ehre Ihnen das Geld zu gewinnen, und ich bin so frei mir eine Quittung auszubitten! Wie Klößchen Das hört, fängt er an zu weinen, wie Madam Klotz die Geschichte hört, fängt sie an zu weinen, die rotke Magd weint, der krumme Ladendiener weint, die Kinder weinen, und ich? ein Nüßrungsmensch, wie ich bin, konnte ich doch nicht weinen, und fiel erst in Ohnmacht, und erst nachher kamen mir die Thränen aus den Augen wie ein Wasserbach, und ich weinte drei Stunden.

Die Stimme des kleinen Menschen bebte, als er Dieses erzählte, und feierlich zog er ein schon erwähntes Päckchen aus der Tasche, wickelte davon den schon verblichenen Rosataffet, und zeigte mir den

Scheln, worin Christian Hinrich Klop den richtigen Empfang der 50,000 Mark quittierte. Wenn ich sterbe — sprach Hyacinth, eine Thräne im Auge — soll man mir diese Quittung mit ins Grab legen, und wenn ich einst dort oben am Tage des Gerichts Rechenschaft geben muß von meinen Thaten, dann werde ich mit dieser Quittung in der Hand vor den Stuhl der Allmacht treten, und wenn mein böser Engel die bösen Handlungen, die ich auf dieser Welt begangen habe, vorgelesen, und mein guter Engel auch die Liste von meinen guten Handlungen ablesen will, dann sag' ich ruhig: Schweig! — ich will nur wissen, ist diese Quittung richtig? ist Das die Handschrift von Christian Hinrich Klop? Dann kommt ein ganz kleiner Engel herangeslogen, und sagt, er kenne ganz genau Klop's Handschrift, und er erzählt zugleich die merkwürdige Geschichte von der Ehrlichkeit, die ich mal begangen habe. Der Schöpfer der Ewigkeit aber, der Allwissende, der Alles weiß, erinnert sich an diese Geschichte, und er lobt mich in Gegenwart von Sonne, Mond und Sternen, und berechnet gleich im Kopf, daß, wenn meine bösen Handlungen von 50,000 Mark Ehrlichkeit abgezogen werden, mir noch ein Saldo zu Gut kommt, und er sagt dann: Hirsch! ich ernenne dich zum Engel erster Klasse, und du darfst Flügel tragen mit roth und weißen Federn.

Kapitel XI.

Wer ist denn der Graf Platen, den wir im vorigen Kapitel als Dichter und warmen Freund kennen lernten? Ach, lieber Leser, diese Frage las ich schon lange auf deinem Gesichte, und nur zaudernd gehe ich an die Beantwortung. Das ist ja eben das Mißgeschick deutscher Schriftsteller, daß sie jeden guten oder bösen Narren, den sie aufs Tapet bringen, erst durch trodne Charakter Schilderung und Personalbeschreibung bekannt machen müssen, damit man erstens wisse, daß er existiert, und zweitens den Ort kenne, wo die Gabel ihn trifft, ob unten oder oben, vorn oder hinten. Anders war es bei den Alten, anders ist es noch jezt bei neueren Völkern, z. B. den Engländern und Franzosen, die ein Volksleben und daher public characters haben. Wir Deutschen aber, wir haben zwar ein ganz nährliches Volk, aber wenig ausgezeichnete Narren, die bekannt genug wären, um sie als allgemein verständliche Charaktere in Prosa oder Versen gebrauchen zu können. Die wenigen Männer dieser Art, die wir besitzen, haben wirklich Recht, wenn sie sich wichtig machen. Sie sind von unschätzbarem Werthe und zu den höchsten Ansprüchen berechtigt. So z. B. der Herr Geheimrath Schmalz, Professor der Berliner Universität, ist ein Mann, der nicht mit Geld zu bezahlen ist; ein humoristischer Schriftsteller kann ihn nicht entbehren, und er selbst fühlt diese persönliche Wichtigkeit und Unent-

behrlichkeit in so hohem Grade, daß er jede Gelegenheit ergreift, um humoristischen Schriftstellern Stoff zu Satyre zu geben, daß er Tag und Nacht grübelt, wie er sich als Staatsmann, Servilist, Defak, Antihegelianer und Patriot lächerlich machen kann, um somit die Literatur, für die er sich gleichsam aufopfert, thatkräftig zu befördern. Den deutschen Universitäten muß man überhaupt nachrühmen, daß sie die deutschen Schriftsteller mehr als jede andere Kunst mit allerlei Narren versorgen, und besonders Göttingen habe ich immer in dieser Hinsicht zu schätzen gewußt. Dies ist auch der geheime Grund, weshalb ich mich für die Erhaltung der Universitäten erkläre, obgleich ich stets Gewerbefreiheit und Vernichtung des Kunstwesens gepredigt habe. Bei solchem fühlbaren Mangel an ausgezeichneten Narren kann man mir nicht genug danken, wenn ich neue aufs Tapet bringe und allgemein brauchbar mache. Zum Besten der Literatur will ich daher jetzt vom Grafen August von Platen-Hallermünde etwas ausführlicher reden. Ich will dazu beitragen, daß er zweckmäßig bekannt und gewissermaßen berühmt werde, ich will ihn literarisch gleichsam herausfüttern, wie die Trofesen thun mit den Gefangenen, die sie bei späteren Festmahlen verpeisen wollen. Ich werde ganz treu ehrlich verfahren und überaus höflich, wie es einem Bürgerlichen ziemt, ich werde das Materielle, das sogenannt Persönliche, nur in soweit berühren, als sich geistige Erscheinungen dadurch erklären lassen, und ich werde immer ganz genau den Standpunkt, von wo aus ich ihn sah, und sogar manchmal die Brille, wodurch ich ihn sah, angeben.

Der Standpunkt, von wo ich den Grafen Platen zuerst wahrte, war München, der Schauplatz seiner Bestrebungen, wo er bei Allen, die ihn kennen, sehr berühmt ist, und wo er gewiß, so lange er lebt, unsterblich sein wird. Die Brille, wodurch ich ihn sah, gehörte einigen Zufassen München's, die über seine äußere Erscheinung dann und wann in heiteren Stunden ein heiteres Wort hinwarfen. Ich habe ihn selbst nie gesehen, und wenn ich mir seine Person denken will, erinnere ich mich immer an die drollige Butth, womit einmal mein Freund, der Doktor Lautenbacher, über Poetennarrheit im Allgemeinen loszog, und insbesondere eines Grafen Platen erwähnte, der mit einem Lorberkranz auf dem Kopfe sich auf der öffentlichen Promenade zu Erlangen den Spaziergängern in den Weg stellte und, mit der bebrillten Nase gen Himmel starrend, in poetischer Begeisterte zu sein vorgab. Andere haben besser von dem armen Grafen gesprochen, und beklagten nur seine beschränkten Mittel, die ihn bei seinem Ehrgeiz, sich wenigstens als ein Dichter auszuzeichnen, über die Gebühr zum Fleiße nöthigten, und sie lobten besonders seine Zuverlässigkeit gegen Jüngere, bei denen er die Bescheidenheit selbst gewesen sei, indem er mit der liebevollsten Demuth ihre Erlaubnis erbeten, dann und wann zu ihnen aufs Zimmer kommen zu dürfen, und sogar die Gutmüthigkeit so weit getrieben habe.

immer wieder zu kommen, selbst wenn man ihn die Lästigkeit seiner Visiten aufs deutlichste merken lassen. Dergleichen Erzählungen haben mich gewissermaßen gerührt, obgleich ich diesen Mangel an Personalbeifall sehr natürlich fand. Vergebens klagte oft der Graf:

— Deine blonde Jugend, süßer Knabe,
Verschmähst den melancholischen Genossen.
So will in Scherz ich mich ergehn, in Pöffen,
Anstatt ich jetzt mich bloß an Thränen labe,
Und um der Fröhlichkeit mit fremde Gabe
Hab' ich den Himmel anzuflehn beschlossen.

Vergebens versicherte der arme Graf, daß er einst der berühmteste Dichter werde, daß schon der Schatten eines Lorberblattes auf seiner Stirne sichtbar sei, daß er seine süßen Knaben ebenfalls unsterblich machen könne durch unvergängliche Gedichte. Ach! eben diese Celebrität war Keinem lieb, und in der That, sie war keine beneidenswerthe. Ich erinnere mich noch, mit welchem unterdrückten Lächeln ein Kandidat solcher Celebrität von einigen lustigen Freunden unter den Arkaden zu München betrachtet wurde. Ein scharfsichtiger Bösewicht meinte sogar, er sähe zwischen den Noschhöfen desselben den Schatten eines Lorberblattes. Was mich betrifft, lieber Leser, so bin ich nicht so boshaft, wie du denkst, ich bemitleide den armen Grafen, wenn ihn Andere verhöhnen, ich zweifle, daß er sich an der verhassten „Sitte“ thätlich gerächt habe, obgleich er in seinen Liedern schmachtet, sich solcher Rache hinzugeben; ich glaube vielmehr an die verletzenden Kränkungen, beleidigenden Zurücksetzungen und Abweisungen, wovon er selbst so rührend singt. Ich bin überzeugt, er betrug sich gegen die Sitten überhaupt weit löblicher, als ihm selber lieb war, und er kann vielleicht, wie General Tilly, von sich rühmen: Ich war nie heraufsch, ich habe nie ein Weib berührt, und habe nie eine Schlacht verloren. Deshalb gewiß sagt von ihm der Dichter:

Du bist ein nüchterner, modester Junge.

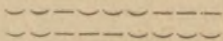
Der arme Junge, oder vielmehr der arme alte Junge — denn er hatte schon einige Lustren hinter sich — hockte damals, wenn ich nicht irre, auf der Universität in Erlangen, wo man ihm einige Beschäftigung angewiesen hatte; doch da diese seinem hochstrebenden Geiste nicht genügte, da mit den Lustren auch die Lusternheit nach illüstrer Lust ihn mehr und mehr stachelte, und der Graf von seiner künftigen Herrlichkeit täglich mehr und mehr begeistert wurde, gab er jenes Geschäft auf und beschloß, von der Schriftstellerei, von gelegentlichen Gaben von oben und einigen sonstigen Verdiensten zu leben. Die Grafschaft des Grafen liegt nämlich im Monde, von wo er, wegen der schlechten Kommunikation mit Baiern, nach Gruithuisen's Berechnung erst in 20,000 Jahren, wenn der Mond dieser Erde näher kommt, seine ungeheuern Revenuen beziehen kann.

Schon früher hatte Don Platen de Colibrados Hallermünde bei Brockhaus in Leipzig eine Gedichtesammlung mit einer Vorrede, betitelt: „*Chyrische Blätter*, Nummer 1.“ herausgegeben, die freilich nicht bekannt wurde, obgleich, wie er uns versicherte, die sieben Weisen dem Verfasser ihr Lob gespendet. Später gab er, nach Tied'schem Muster, einige dramatisirte Märchen und Erzählungen heraus, die ebenfalls das Glück hatten, daß sie der unweisen großen Menge unbekannt blieben, und nur von den sieben Weisen gelesen wurden. Indessen, um außer den sieben Weisen noch einige Leser zu gewinnen, legte sich der Graf auf Polemik und schrieb eine Satire gegen berühmte Schriftsteller, vornehmlich gegen Müllner, der damals schon allgemein gehaßt und moralisch vernichtet war, so daß der Graf eben zur rechten Zeit kam, um dem todten Hofrath Drindur noch einen Hauptstich, nicht ins Haupt, sondern, nach Falstaff'scher Weise, in die Wade zu versetzen. Der Widerwille gegen Müllner hatte jedes edle Herz erfüllt; die Polemik des Grafen mißfiel daher nicht, und „die verhängnisvolle Gabel“ fand hier und da eine bereitwillige Aufnahme, nicht beim großen Publikum, sondern bei Literatoren und bei den eigentlichen Schulleuten, bei Letzteren hauptsächlich, weil jene Satire nicht mehr dem romantischen Tied, sondern dem klassischen Aristophanes nachgeahmt war.

Ich glaube, es war um diese Zeit, daß der Herr Graf nach Italien reiste; er zweifelte nicht mehr, von seiner Poesie leben zu können, Cotta hatte die gewöhnliche prosaische Ehre, für Rechnung der Poesie das Geld herzugeben; denn die Poesie, die Himmels-tochter, die Hochgeborne, hat selbst nie Geld und wendet sich bei solchem Bedürfnis immer an Cotta. Der Graf versificirte jetzt Tag und Nacht, er blieb nicht bei dem Vorbilde Tied's und des Aristophanes, sondern ahmte auch den Goethe nach im Niede, dann den Horaz in der Ode, dann den Petrarcha in Sonetten, dann den Dichter Hafis in persischen Gaselen — kurz, er gab uns solchermaßen eine Blumenlese der besten Dichter und zugleich seine eigenen „*Chyrischen Blätter*“ unter dem Titel: „*Gedichte des Grafen Platen*“.

Niemand in Deutschland ist gegen poetische Erzeugnisse billiger als ich, und ich gönne einem armen Menschen wie Platen sein Stückchen Ruhm, das er im Schweiße seines Angesichts so sauer erwirbt, gewiß herzlich gern. Keiner ist mehr geneigt als ich, seine Bestrebungen zu rühmen, seinen Fleiß und seine Belesenheit in der Poesie zu loben, und seine silbenmäßigen Verdienste anzuerkennen. Meine eigenen Versuche befähigen mich mehr als jeden Andern, die metrischen Verdienste des Grafen zu würdigen. Die bittere Mühe, die unsägliche Beharrlichkeit, das winternächtliche Zähneklappern, die ingrimmigen Anstrengungen, womit er die Verse ausgearbeitet, entdeckt unser Eifer weit eher als der gewöhnliche Leser, der die Glätte, Zierlichkeit und Politur jener Verse des Grafen für etwas Leichtes hält, und sich an der glatten Wortspielerei gedankenlos

ergötzt, wie man sich bei Kunstspringern, die auf dem Settle balancieren, über Eier tanzen und sich auf den Kopf stellen, ebenfalls einige Stunden amüsiert, ohne zu bedenken, daß jene armen Wesen nur durch jahrelangen Zwang und grausames Hungerleiden solche Gelenkigkeitstünste, solche Metrik des Leibes erlernt haben. Ich, der ich mich in der Dichtkunst nicht so sehr geplagt und sie immer in Verbindung mit gutem Essen ausgeübt habe, ich will den Grafen Platen, dem es saurer und nüchterner ergangen, um so mehr preisen, ich will von ihm rühmen, daß kein Seiltänzer in Europa so gut wie er auf schlaffen Gaselen balanciert, daß Keiner den Eiertanz über



u. f. w.

so gut executiert wie er, daß Keiner sich so gut wie er auf den Kopf stellt. Wenn ihm auch die Musen nicht hold sind, so hat er doch den Genius der Sprache in seiner Gewalt, oder vielmehr er weiß ihm Gewalt anzuthun; denn die freie Liebe dieses Genius fehlt ihm, er muß auch diesem Jungen beharrlich nachlaufen, und er weiß nur die äußeren Formen zu erfassen, die trotz ihrer schönen Ründung sich nie edel aussprechen. Wie sind tiefe Naturlaute, wie wir sie im Volksliede, bei Kindern und anderen Dichtern finden, aus der Seele eines Platen hervorgebrochen oder offenbarungsmäßig hervorgeblüht; den beängstigenden Zwang, den er sich anthun muß, um Etwas zu sagen, nennt er eine „große That in Worten“ — so gänzlich unbekannt mit dem Wesen der Poesie, weiß er nicht einmal, daß das Wort nur bei dem Rhetor eine That ist, bei dem wahren Dichter aber ein Ereignis. Ungleich dem wahren Dichter, ist die Sprache nie Meister geworden in ihm, er ist dagegen Meister geworden in der Sprache, oder vielmehr auf der Sprache, wie ein Virtuose auf einem Instrumente. Je weiter er es solcherart im Technischen brachte, desto größere Meinung bekam er von seiner Virtuosität; er wußte ja in allen Weisen zu spielen, er versificierte ja die schwierigsten Passagen, er dichtete, so zu sagen, manchmal nur auf der G-Saite, und ärgerte sich, wenn das Publikum nicht klatschte. Wie alle Virtuosen, die solch einseitiges Talent ausgebildet, strebte er nur nach Applaudissement, sah er mit Ingrimm auf den Ruhm Anderer, beneidete er seine Kollegen um ihren Gewinnst, wie z. B. den Claren, schrieb er gleich fünfsaitige Pasquille, wenn er nur eine einzige Aenie des Tadelns auf sich beziehen konnte, kontrollierte er alle Recensionen, worin Andere gelobt wurden, und schrieb er beständig: Ich werde nicht genug gelobt, nicht genug belohnt, denn Ich bin der Poet, der Poet der Poeten u. f. w. So hungrig und lechzend nach Lob und Spenden zeigte sich nie ein wahrer Dichter, niemals Klopstock, niemals Goethe, zu deren Drittem der Graf Platen sich selbst ernennt, obgleich Jeder einsieht, daß er nur mit Ramler und etwa A. W. von Schlegel ein Triumvirat bildet. Der große

Ramler, wie man ihn zu seiner Zeit hieß, als er, zwar ohne Vorber-
 ranz auf dem Haupte, aber mit desto größerem Pops und Haar-
 beutel, das Auge gen Himmel gehoben, und den steifsteinenen Regen-
 schirm unterm Arm, im Berliner Thiergarten standierend wandelte,
 hielt sich damals für den Repräsentanten der Poesie auf Erden.
 Seine Verse waren die vollendetsten in deutscher Sprache, und seine
 Verehrer, worunter sogar ein Lessing sich verirrete, meinten, weiter
 könne man es in der Poesie nicht bringen. Fast Dasselbe war
 späterhin der Fall bei A. W. von Schlegel, dessen poetische Unzu-
 länglichkeit aber sichtbar wird, seitdem die Sprache weiter ausge-
 bildet worden, so daß sogar Diejenigen, die einst den Sänger des
 Arion für einen gleichfalligen Arion gehalten, jetzt nur noch den
 verdienstlichen Schullehrer in ihm sehen. Ob aber der Graf Platen
 schon befugt ist, über den sonst rühmenswerthen Schlegel zu lachen,
 wie Dieser einst über Ramler lachte, Das weiß ich nicht. Aber Das
 weiß ich, in der Poesie sind alle Drei sich gleich, und wenn der
 Graf Platen noch so hübsch in den Gaselen seine schaukelnden Ba-
 lancierkünste treibt, wenn er in seinen Oden noch so vortrefflich den
 Eiertanz executiert, ja, wenn er in seinen Lustspielen sich auf den
 Kopf stellt — so ist er doch kein Dichter. Er ist kein Dichter, sagt
 sogar die undankbare männliche Jugend, die er so zärtlich besingt. Er
 ist kein Dichter, sagen die Frauen, die vielleicht — ich muß es zu
 seinem Besten andeuten — hier nicht ganz unparteiisch sind, und
 vielleicht, wegen der Hingebung, die sie bei ihm entdecken, etwas
 Eifersucht empfinden, oder gar durch die Tendenz seiner Gedichte
 ihre bisherige vortheilhafte Stellung in der Gesellschaft gefährdet
 glauben. Strenge Kritiker, die mit scharfen Brillen versehen sind,
 stimmen ein in dieses Urtheil, oder äußern sich noch lakonisch be-
 denklicher. Was finden Sie in den Gedichten des Grafen von Platen-
 Hallermünde? frug ich jüngst einen solchen Mann. Sitzfleisch, war
 die Antwort. Sie meinen in Hinsicht der mühsamen, ausgearbeiteten
 Form? entgegnete ich. Nein, erwiderte Jener, Sitzfleisch auch in
 Betreff des Inhalts.

Was nun den Inhalt der Platen'schen Gedichte betrifft, so möchte
 ich den armen Grafen dafür zwar nicht loben, aber ihn auch nicht
 unbedingt der censorischen Wuth preisgeben, womit unsere Satonen
 davon sprechen oder gar schweigen. Chacun a son goût, dem Einen
 gefällt der Dohs, dem Andern Wasischta's Ruh. Ich tadele sogar den
 furchtbaren rhadamantischen Ernst, womit über jenen Inhalt der
 Platen'schen Gedichte in den Berliner Jahrbüchern für wissenschaft-
 liche Kritik gerichtet worden. Aber so sind die Menschen, es wird
 ihnen sehr leicht, in Eifer zu gerathen, wenn sie über Sünden sprechen,
 die ihnen kein Vergnügen machen würden. Im Morgenblatte las
 ich kürzlich einen Aufsatz, überschrieben: „Aus dem Journal eines
 Lesers“, worin der Graf Platen gegen solche strenge Tadler seiner
 Freundschafts- und Liebe mit jener Bescheidenheit sich ausspricht, die er nie

zu verleugnen weiß, und woran man ihn auch hier erkennt. Wenn er sagt, daß „das Hegel'sche Wochenblatt“ ihn eines geheimen Lasters mit „lächerlichem Pathos“ beschuldige, so will er, wie leicht zu errathen ist, nur der Rüge anderer Leute zuvorkommen, deren Gesinnung er durch dritte Hand erforschen lassen. Indessen, man hat ihm schlecht berichtet, ich werde mir nie in dieser Hinsicht einen Pathos zu Schulden kommen lassen, der edle Graf ist mir vielmehr eine ergöbliche Erscheinung, und in seiner erlauchten Liebhaberei sehe ich nur etwas Unzeitgemähes, nur die zaghaft verschämte Parodie eines antiken Übermuths. Das ist es ja eben, jene Liebhaberei war im Alterthum nicht in Widerspruch mit den Sitten, und gab sich kund mit heroischer Öffentlichkeit Als z. B. der Kaiser Nero auf Schiffen, die mit Gold und Elfenbein ausgelegt waren, ein Gastmahl hielt, das einige Millionen kostete, ließ er sich mit Einem aus dem Jünglingsserail, Namens Pythagoras, feierlich einsegnen (*cuncta denique spectata quae etiam in femina nox operit*), und steckte nachher mit der Hochzeitssadel die Stadt Rom in Brand, um bei den prasselnden Flammen desto besser den Untergang Troja's besingen zu können. Das war noch ein Gaselendichter, über den ich mit Pathos sprechen könnte; doch nur lächeln kann ich über den neuen Pythagoräer, der im heutigen Rom die Pfade der Freundschaft dürftig und nüchtern und ängstlich dahinschleicht, mit seinem hellen Gesichte von liebloser Jugend abgewiesen wird, und nachher bei kümmerlichem Ollämpchen sein Gaselchen ausseufzt. Interessant in solcher Hinsicht ist die Vergleichung der Platen'schen Gedichtchen mit dem Petron. Bei Diesem ist schrofpe, antike, plastisch heidnische Offenheit; Graf Platen hingegen, trotz seinem Pochen auf Klassicität, behandelt seinen Gegenstand vielmehr romantisch, verschleiern, sehnsüchtig, psäffisch, ich muß hinzusetzen: heuchlerisch. Denn der Graf vermummt sich manchmal in fromme Gefühle, er vermeidet die genaueren Geschlechtsbezeichnungen; nur die Eingeweichten sollen klar sehen; gegen den großen Haufen glaubt er sich genugsam versteckt zu haben, wenn er das Wort Freund manchmal ausläßt, und es geht ihm dann wie dem Vogel Strauß, der sich hinlänglich verborgen glaubt, wenn er den Kopf in den Sand gesteckt, so daß nur der Steiß sichtbar bleibt. Unser erlauchter Vogel hätte besser gethan, wenn er den Steiß in den Sand versteckt und uns den Kopf gezeigt hätte. In der That, er ist mehr ein Mann von Steiß als ein Mann von Kopf, der Name Mann überhaupt paßt nicht für ihn, seine Liebe hat einen passiv pythagoräischen Charakter, er ist in seinen Gedichten ein Pathikos, er ist ein Weib, und zwar ein Weib, das sich an gleich Weiblichem ergötzt, er ist gleichsam eine männliche Tribade. Diese ängstlich schmiegsame Natur duckt durch alle seine Liebesgedichte, er findet immer einen neuen Schönheitsfreund, überall in diesen Gedichten sehen wir Polyandrie, und wenn er auch sentimentalisiert:

„Du liebst und schweigst — O hätt' ich auch geschwiegen
Und meine Blicke nur an dich verschwendet!
O hätt' ich nie ein Wort dir zugewendet,
So müßst' ich keinen Kränkungen erliegen!
Doch diese Liebe möcht' ich gern besiegen,
Und weh dem Tag, an dem sie frostig endet!
Sie ward aus jenen Räumen uns gesendet,
Wo selig Engel sich an Engel schmiegen —“

so denken wir doch gleich an die Engel, die zu Loth, dem Sohne Haran's, kamen und nur mit Noth und Mühe den zärtlichsten Anschmiegungeu entgingen, wie wir lesen im Pentateuch, wo leider die Gaselen und Sonette nicht mitgetheilt sind, die damals vor Loth's Thüre gedichtet wurden. Überall in den Platen'schen Gedichten sehen wir den Vogel Strauß, der nur den Kopf verbirgt, den eiteln ohnmächtigen Vogel, der das schönste Gefieder hat und doch nicht fliegen kann, und zänkisch humpelt über die polemische Sandwüste der Literatur. Mit seinen schönen Federn ohne Schwungkraft, mit seinen schönen Versen ohne poetischen Flug, bildet er den Gegensatz zu jenem Adler des Gesanges, der minder glänzende Flügel hat, aber sich damit zur Sonne erhebt — ich muß wieder auf den Refrain zurückkommen: der Graf Platen ist kein Dichter.

Von einem Dichter verlangt man zwei Dinge: in seinen lyrischen Gedichten müssen Naturlaute, in seinen epischen oder dramatischen Gedichten müssen Gestalten sein. Kann er sich in dieser Hinsicht nicht legitimieren, so wird ihm der Dichtertitel abgesprochen, selbst wenn seine übrigen Familienpapiere und Adelsdiplome in der größten Ordnung sind. Dafs Letzteres bei dem Grafen Platen der Fall sein mag, daran zweifle ich nicht, und ich bin überzeugt, er würde mitleidig heiter lächeln, wenn man seinen Grafentitel verdächtig machen wollte; aber wagt es nur, über seinen Dichtertitel mit einer einzigen Kenie den geringsten Zweifel zu verrathen — gleich wird er sich ingrimmig niedersetzen und fünfstellige Satiren gegen euch drucken. Denn die Menschen halten um so eifriger auf einen Titel, je zweideutiger und ungewisser der Titulus ist, der sie dazu berechtigt. Vielleicht aber würde der Graf Platen ein Dichter sein, wenn er in einer anderen Zeit lebte, und wenn er außerdem auch ein Anderer wäre, als er jetzt ist. Der Mangel an Naturlauten in den Gedichten des Grafen rührt vielleicht daher, dafs er in einer Zeit lebt, wo er seine wahren Gefühle nicht nennen darf, wo dieselbe Sitte, die seiner Liebe immer feindlich entgegensteht, ihm sogar verbietet, seine Klage darüber unverhüllt auszusprechen, wo er jede Empfindung ängstlich verklappen muß, um so wenig das Ohr des Publikums als das eines „spröden Schönen“ durch eine einzige Silbe zu erschrecken. Diese Angst läßt bei ihm keine eignen Naturlaute aufkommen, sie verdammt ihn, die Gefühle anderer

Dichter, gleichsam als untadelhaften, vorgefundnen Stoff, metrisch zu bearbeiten, und nöthigenfalls zur Vermummung seiner eignen Gefühle zu gebrauchen. Unrecht geschieht ihm vielleicht, wenn man, solche unglückliche Lage verkennend, behauptet hat, daß der Graf Platen auch in der Poesie sich als Graf zeigen und auf Adel halten wolle, und uns daher nur Gefühle von bekannter Familie, Gefühle, die schon ihre 64 Ahnen haben, vorführe. Lebte er in der Zeit des römischen Pythagoras, so würde er vielleicht seine eignen Gefühle freier hervortreten lassen, und er würde vielleicht für einen Dichter gelten. Es würden dann wenigstens die Naturlaute in seinen lyrischen Gedichten nicht vermisst werden — doch der Mangel an Gestalten in seinen Dramen würde noch immer bleiben, so lange sich nicht auch seine sinnliche Natur veränderte, und er gleichsam ein Anderer würde. Die Gestalten, die ich meine, sind nämlich jene selbständigen Geschöpfe, die aus dem schaffenden Dichtergeiste, wie Pallas Athene aus dem Haupte Kronion's, vollendet und gerüstet hervortreten, lebendige Traumwesen, deren mythische Geburt, mehr als man glaubt, in wundersam bedingender Beziehung steht mit der sinnlichen Natur des Dichters, so daß solches geistige Gebären Demjenigen versagt ist, der selbst nur als ein unfruchtbares Geschöpf sich gaselig hingiebt in windiger Weichheit.

Indessen, Das sind Privatmeinungen eines Dichters, und ihr Gewicht hängt davon ab, wie weit man an die Kompetenz Desselben glauben will. Ich kann nicht umhin zu erwähnen, daß der Graf Platen gar oft dem Publikum versichert, daß er erst späterhin das Bedeutendste dichten werde, wovon man jetzt noch keine Ahnung habe, ja, daß er Iliaden und Odysseen, Klassicitätstragödien und sonstige Unsterblichkeitskolossalgedichte erst dann schreiben werde, wenn er sich nach so und so viel Lustren gehörig vorbereitet habe. Du hast, lieber Leser, diese Ergießungen des Selbstbewußtseins in mühsam gefeiltten Versen vielleicht selbst gelesen, und das Versprechen solcher schönen Zukunft war dir vielleicht um so erfreulicher, als der Graf zu gleicher Zeit alle Dichter Deutschlands, außer dem ganz alten Goethe, wie einen Schwarm schlechter Sudler geschildert, die ihm nur im Wege stehen auf der Bahn des Ruhmes, und die so unverschämt seien, jene Lorberen und Belohnungen zu pflücken, die nur ihm gebührten.

Was ich in München darüber sprechen hörte, will ich übergehen; aber der Chronologie wegen muß ich anführen, daß zu jener Zeit der König von Baiern die Absicht aussprach, irgend einem deutschen Dichter ein Jahrgehalt zu ertheilen, ohne damit ein Amt zu verbinden, welches ungewöhnliche Beispiel für die ganze deutsche Literatur von schöner Folge sein konnte. Man sagte mir —

Doch ich will mein Thema nicht verlassen, ich sprach von den Brählereien des Grafen Platen, der beständig rief: Ich bin der Poet, der Poet der Poeten! ich werde Iliaden und Odysseen dichten u. s. w.

Ich weiß nicht, was das Publikum von solchen Prahlereien hält, aber ganz genau weiß ich, was ein Dichter davon denkt, nämlich ein wahrer Dichter, der die verschämte Süßigkeit und die geheimen Schauer der Poesie schon empfunden hat, und von der Seligkeit dieser Empfindungen, wie ein glücklicher Page, der die verborgene Gunst einer Prinzessin genießt, gewiß nicht auf öffentlichem Markte prahlen wird.

Man hat schon öfter den Grafen Platen wegen solcher Prahlhansereien weiblich gehänselt, und er wußte immer wie Falstaff sich zu entschuldigen. Bei solchen Entschuldigungen kommt ihm ein Talent zu Statte, das außerordentlich in seiner Art ist, und das eine besondere Anerkennung verdient. Der Graf Platen weiß nämlich von jedem Flecken, der in seiner eignen Brust ist, auch bei irgend einem großen Manne eine Spur, und sei sie noch so klein, zu entdecken, und sich wegen seiner Wahlfleckenverwandtschaft mit ihm zu vergleichen. B. V. von Shakspear's Sonetten weiß er, daß sie an einen jungen Mann und nicht an ein Weib gerichtet sind, und ob solcher verständigen Wahl preist er Shakspear, vergleicht sich mit ihm — und Das ist das Einzige, was er von ihm zu sagen hat. Man könnte negativ eine Apologie des Grafen Platen schreiben, und behaupten, daß er sich die und die Verirrung noch nicht zu Schulden kommen lassen, weil er sich mit dem oder dem großen Manne, dem sie nachgeredet worden, noch nicht verglichen habe. Am genialsten aber und bewunderungswürdigsten zeigte er sich in der Wahl des Mannes, in dessen Leben er unbescheldene Reden entdeckt, und durch dessen Beispiel er seine Prahlerei beschönigen will. Wahrlich, zu einem solchen Zwecke sind die Worte dieses Mannes noch nie citirt worden — denn es ist kein geringerer als Jesus Christus selbst, der uns bisher immer für ein Muster der Demuth und Bescheidenheit gegolten. Christus hätte jemals geprahlt? der Bescheidenste der Menschen, um so bescheidener als er der göttlichste war? Ja, was bisher allen Theologen entgangen ist, Das entdeckte der Graf Platen, denn er insinuiert uns, Christus, als er vor Pilatus gestanden, sei ebenfalls nicht bescheiden gewesen, und habe nicht bescheiden geantwortet, sondern als Jener ihn frug: Bist du der König der Juden? habe er gesprochen: Du sagst es. Und so sage auch Er, der Graf Platen: Ich bin es, ich bin der Poet! — Was nie dem Hasser eines Verächters Christi gelungen ist, Das gelang der Eregese selbstverliebter Eitelkeit.

Wie wir wissen, was wir davon zu halten haben, wenn Einer solchermaßen beständig schreit: Ich bin der Poet! so wissen wir auch, was es für eine Bewandnis hat mit den ganz außerordentlichen Gedichten, die der Graf, wenn er die gehörige Reife erlangt, noch dichten will, und die seine bisherigen Meisterstücke an Bedeutung so unerhört übertreffen sollen. Wir wissen ganz genau, daß die späteren Werke des wahren Dichters keineswegs bedeutender sind als

die früheren, eben so wenig wie ein Weib, je öfter sie gebärt, desto vollkommnere Kinder zur Welt bringt; nein, das erste Kind ist schon eben so gut wie das zweite — nur das Gebären wird leichter. Die Löwin wirft nicht erst ein Kaninchen, dann ein Hässchen, dann ein Hündchen und endlich einen Löwen. Madame Goethe warf gleich ihren jungen Leu, und Dieser gab uns beim ersten Wurf seinen Löwen von Verlichingen. Eben so warf auch Schiller gleich seine Räuber, an deren Tage man schon die Löwenart erkannte. Später kam erst die Politur, die Glätte, die Feile, die natürliche Tochter und die Braut von Messina. Nicht so begab es sich mit dem Grafen Platen, der mit der ängstlichen Künstelei anfing, und von dem der Dichter singt:

Du, der du sprangst so fertig aus dem Nichts,
Gelehten und lackierten Angesichts,
Gleichst einer Spielerei, geschnitten aus Korke.

Indessen, wenn ich meine geheimsten Gedanken aussprechen soll, so gestehe ich, daß ich den Grafen Platen für keinen so großen Narren halte, wie man wegen jener Prahlucht und beständigen Selbstveräucherung glauben sollte. Ein bißchen Narrheit, Das versteht sich, gehört immer zur Poesie; aber es wäre entsetzlich, wenn die Natur eine so beträchtliche Portion Narrheit, die für hundert große Dichter hinreichen würde, einem einzigen Menschen aufgebürdet, und von der Poesie selbst ihm nur eine so unbedeutend geringe Dosis gegeben hätte. Ich habe Gründe zu vermuthen, daß der Herr Graf an seine eigne Prahlerei nicht geglaubt, und daß er, dürftig im Leben wie in der Literatur, vielmehr für das Bedürfnis des Augenblicks sein eigner anpreisender Ruffiano sein mußte, in der Literatur wie im Leben. Daher in beiden die Erscheinungen, von denen man sagen konnte, daß sie mehr ein psychologisches als ästhetisches Interesse gewährten, daher zu gleicher Zeit die Weinerlichste Seelenerschlaffung und der erlogene Übermuth, daher das klägliche Dünnehen mit baldigem Sterben und das drohende Dichtethum mit künftiger Unsterblichkeit, daher der auslobernde Bettelstolz und die schmachtende Unterthänigkeit, daher das beständige Klagen, „daß ihn Cotta verhungern lasse,“ und wiederum Klagen, „daß ihn Cotta verhungern lasse,“ daher die Anfälle von Katholicismus u. s. w.

Ob's dem Grafen mit dem Katholicismus ernst ist, daran zweifle ich. Ob er überhaupt katholisch geworden ist, wie einige seiner hochgeborenen Freunde, Das weiß ich nicht. Daß er es werden wolle, erfuhr ich zuerst aus öffentlichen Blättern, die sogar hinzufügten, der Graf Platen werde Mönch und ginge ins Kloster. Böse Zungen meinten, daß ihm das Gelübde der Armuth und die Enthaltung von Weibern nicht schwer fallen würde. Wie sich von selbst versteht, in München klangen bei solchen Nachrichten die frommen Glücklein in den Herzen seiner Freunde. Mit Kyrie eleison und Hallelujah

wurden seine Gedichte gepriesen in den Pfaffenblättern; und in der That, die heiligen Männer des Cölibats mußten erfreut sein über jene Gedichte, wodurch die Enthaltung vom weiblichen Geschlechte befördert wird. Leider haben meine Gedichte eine andere Tendenz, und daß Pfaffen und Knabensänger nicht davon angesprochen werden, konnte mich zwar betrüben, aber nicht befremden. Eben so wenig befremdete es mich, als ich den Tag vor meiner Abreise nach Italien von meinem Freunde dem Doktor Kolb vernahm, daß der Graf Platen sehr feindselig gegen mich gestimmt sei, und mir mein Verderben schon bereitet habe in einem Lustspiele Namens „König Odispus“, das bereits zu Augsburg bei einigen Fürsten und Grafen, deren Namen ich vergessen habe oder vergessen will, angelangt sei. Auch Andere erzählen mir, daß mich der Graf Platen hasse und sich mir als Feind entgegenstelle; — und Das war mir auf jeden Fall angenehmer, als hätte man mir nachgesagt, daß mich der Graf Platen als Freund hinter meinem Rücken liebe. Was die heiligen Männer betrifft, deren fromme Wuth sich zu gleicher Zeit gegen mich kundgab, und nicht bloß meiner anticölibatischen Gedichte wegen, sondern auch wegen der politischen Annalen, die ich damals herausgab, so konnte ich ebenfalls nur gewinnen, wenn man deutlich sah, daß ich Keiner der Ihrigen sei. Wenn ich hiermit andeute, daß man nichts Gutes von ihnen sagt, so sage ich darum noch nichts Böses von ihnen. Ich bin sogar der Meinung, daß sie nur aus Liebe zum Guten durch frommen Betrug und gottgefällige Verleumdung das Wort der Bösen entkräftigen möchten, und daß sie Diesen nur für einen solchen edlen Zweck, der jedes Mittel heiligt, nicht bloß die geistigen Lebensquellen, sondern auch die materiellen zu verschütten suchen. Man hat jene guten Leute, die sich in München sogar öffentlich als Kongregation präsentierten, thörichterweise mit dem Namen Jesuiten beehrt. Sie sind wahrlich keine Jesuiten, sonst hätten sie eingesehen, daß z. B. ich, Einer von den Bösen, schlimmsten Falls die literarisch alchimistische Kunst verstehe, aus meinen Feinden selbst Dukatzen zu schlagen dergestalt, daß ich dabei die Dukatzen bekomme und meine Feinde die Schläge; — sie hätten eingesehen, daß solche Schläge nichts von ihrem Gehalte verlieren wenn man auch den Namen des Schlagenden aviliert, wie der arme Sünder den Staupfesen nicht minder stark fühlt, obgleich der Scharfrichter, der ihn ertheilt, für unehrlich erklärt wird; — und was die Hauptsache ist, sie hätten eingesehen, daß etwas Vorliebe für den antiaristokratischen Voss und einige arglose Muttergotteswige, weshalb sie mich zuerst mit Roth und Dummheit angegriffen, nicht aus antikatholischem Eifer hervorgegangen. Wahrlich, sie sind keine Jesuiten, sondern nur Mischlinge von Roth und Dummheit, die eben so wenig wie eine Mistkarre und den Ochsen, der sie zieht, zu hassen vermag, und die mit allen ihren Anstrengungen nur das Gegentheil ihrer Absicht erreichen, und mich nur dahin bringen könnten, daß

ich ihnen zeige, wie sehr ich Protestant bin, daß ich mein gutes protestantisches Recht in seiner weitesten Ermächtigung ausübe, und die gute protestantische Streitart mit Herzenslust handhabe. Sie könnten dann immerhin, um den Plebs zu gewinnen, die alten Weiberlegenden von meiner Ungläubigkeit durch ihren Leibpoeten in Verse bringen lassen — an den wohlbekannten Schlägen sollten sie schon den Glaubensgenossen eines Luther's, Lessing's und Bosc erkennen. Freilich, ich würde nicht mit dem Ernste dieser Heroen die alte Art schwingen — denn der Anblick der Gegner bringt mich leicht zum Lachen, und ich bin ein bißchen eulenspiegeliger Natur, und ich liebe eine Beimischung von Spaß — aber ich würde jenen Mistochsen nicht minder stark vor dem Kopf schlagen, wenn ich auch vorher mit lachenden Blumen meine Art umkränzte.

Doch ich will mein Thema nicht zu weit verlassen. Ich glaube, es war um jene Zeit, daß der König von Baiern in schon erwähnter Absicht dem Grafen Platen ein Jahrgehalt von sechshundert Gulden gab, und zwar nicht aus der Staatskasse, sondern aus der königlichen Privatkasse, wie es sich der Graf als besondere Gnade gewünscht hatte. Letzteren Umstand, der die Kasse charakterisiert, so geringfügig er auch erscheint, erwähne ich nur als Notiz für den Naturforscher, der vielleicht Beobachtungen über den Adel macht. In der Wissenschaft ist Alles wichtig. Wer mir vorwerfen möchte, daß ich den Grafen Platen zu wichtig nehme, der gehe nach Paris und sehe, wie sorgfältig der feine, zierliche Cuvier in seinen Vorlesungen das unreinste Insekt mit dem genauesten Detail schildert. Es ist mir deshalb auch sogar leid, daß ich das Datum jener 600 Gulden nicht genauer konstatieren kann; so viel weiß ich aber, daß der Graf Platen den König Odisus früher versorgt hatte, und daß Dieser nicht so bissig geworden wäre, wenn der Verfasser mehr zu beißen gehabt hätte.

In Norddeutschland, wohin mich plötzlich der Tod meines Vaters zurückrief, erhielt ich endlich das ungeheure Geschöpf, das dem großen Ei, worüber unser schön gefiederter Vogel Strauß so lange gebrütet, endlich entkrochen war, und das die Nachtulen der Kongregation mit frommem Gefächze und die adeligen Pfauen mit freudigem Radschlagen schon lange im Voraus begrüßt hatten. Es sollte nichts Minderes als ein verderblicher Basilisk sein. Kennst du, lieber Leser, die Sage von dem Basilisk? Das Volk erzählt, wenn ein männlicher Vogel, wie ein Weib, ein Ei gelegt, so entsünde daraus ein giftiges Geschöpf, dessen Hauch die Luft verpestete, und das man nur dadurch tödten könne, daß man ihm einen Spiegel vorhalte, indem es alsdann über den Anblick seiner eigenen Schœußlichkeit vor Schrecken sterbe.

Heilige Schmerzen, die ich nicht entweihen wollte, erlaubten es mir erst zwei Monate später, als ich auf der Insel Helgoland badete, den König Odisus zu lesen, und dort, großgestimmt von dem beständigen Anblick des großen, kühnen Meeres, mußte mir die

kleinliche Gesinnung und die Altskliderei des hochgeborenen Verfassers recht anschaulich werden. Jenes Meisterwerk zeigte mir ihn endlich ganz wie er ist, mit all seiner blühenden Welttheit, seinem Überfluß an Geistesmangel, seiner Einbildung oder Einbildungsraft, ganz wie er ist, forciert ohne Force, pikirt ohne pikant zu sein, eine trockne Wasserseele, ein trister Freudenjunge. Dieser Troubadour des Jammers, geschwächt an Leib und Seele, versuchte es, den gewaltigsten, phantasiereichsten und witzigsten Dichter der jugendlichen Griechenwelt nachzuahmen! Nichts ist wahrlich widerwärtiger als diese krampfshafte Ohnmacht, die sich wie Kühnheit ausblasen möchte, diese mühsam zusammengetragenen Invektiven, denen der Schimmel des verzährten Grolls anklebt, und dieser silbenstecherisch ängstlich nachgeahmte Geistesstaumel. Wie sich von selbst versteht, zeigt sich in des Grafen Werk! keine Spur von einer tiefen Weltvernichtungs-idee, die jedem aristophanischem Lustspiele zum Grunde liegt, und die darin wie ein phantastisch ironischer Zauberbaum emporschießt mit blühendem Gedankenschmuck, singenden Nachtigallnestern und kletternden Affen. Eine solche Idee mit dem Todesjubel und dem Zerstörungseuwerk, das dazu gehört, durften wir freilich von dem armen Grafen nicht erwarten. Der Mittelpunkt, die erste und letzte Idee, Grund und Zweck seines sogenannten Lustspiels besteht, wie bei der „verhängnisvollen Gabel“, wieder in geringfügig literarischen Handeln, der arme Graf konnte nur einige Aeußerlichkeiten des Aristophanes nachahmen, nämlich die feinen Verse und die groben Worte. Ich sage grobe Worte, weil ich keinen gröbern Ausdruck brauchen will. Wie ein leisendes Weib gießt er ganze Blumen-Töpfe von Schimpfreden auf die Häupter der deutschen Dichter. Ich will dem Grafen herzlich gern seinen Groll verzeihen, aber er hätte doch einige Rücksichten beobachten müssen. Er hätte wenigstens das Geschlecht in uns ehren sollen, da wir keine Weiber sind, sondern Männer und folglich zu einem Geschlechte gehören, das nach seiner Meinung das schöne Geschlecht ist, und das er so sehr liebt. Es bleibt dieses immer ein Mangel an Delikatesse, mancher Jüngling wird deshalb an seiner Huldigung zweifeln, da Jeder fühlt, daß der Wahrheitsliebende auch das ganze Geschlecht verehrt. Der Sänger Frauenlob war gewiß nie grob gegen irgend ein Weib, und ein Platen sollte daher mehr Achtung zeigen gegen Männer. Aber der Undelikate! ohne Scheu erzählt er dem Publikum, wir Dichter in Norddeutschland hätten alle die „Kräze, wofür wir leider eine Salbe brauchten, die als mephitisch er vor vielen schäze.“ Der Reim ist gut. Am unzarresten ist er gegen Immermann. Schon im Anfang seines Gedichts läßt er Diesen hinter einer spanischen Wand Dinge thun, die ich nicht nennen darf, und dennoch nicht zu widerlegen sind. Ich halte es sogar für wahrscheinlich, daß Immermann schon solche Dinge gethan hat. Es ist aber charakteristisch, daß die Phantasie des Grafen Platen sogar seine Feinde a posteriori zu belauschen weiß. Er schonte nicht ein-

mal Houwald, diese gute Seele, sanft wie ein Mädchen — ach, vielleicht eben dieser holden Weiblichkeit wegen hasst ihn ein Platen. Müllner, den er, wie er sagt, schon längst „durch wirklichen Wit urkräftig erlegt,“ dieser Todte wird wieder aus dem Grabe gescharrt. Kind und Kindeskind bleiben nicht unangetastet. Raupach ist ein Jude,

„Das Jüdchen Raupel —
Das jetzt als Raupach trägt so hoch die Nase,“

„schmiert Tragödien im Rassenjammer.“ Noch weit schlimmer ergeht es dem „getauften Heine.“ Ja, ja, du irrst dich nicht, lieber Leser, Das bin ich, den er meint, und im König Odispus kannst du lesen, wie ich ein wahrer Jude bin, wie ich, wenn ich einige Stunden Liebeslieder geschrieben, gleich darauf mich niederseze und Dukaten beschneide, wie ich am Sabbath mit langbärtigen Mänscheln zusammenhocke und den Talmud singe, wie ich in der Osternacht einen unmündigen Christen schlachte und aus Malice immer einen unglücklichen Schriftsteller dazu wähle — Nein, lieber Leser, ich will dich nicht belügen, solche gute ausgemalte Bilder stehen nicht im König Odispus, und dass sie nicht darin stehen, Das nur ist der Fehler, den ich tadele. Der Graf Platen hat zuweilen die besten Motive, und weiß sie nicht zu benutzen. Hätte er nur ein bisschen mehr Phantasie, so würde er mich wenigstens als geheimen Wänderverleiher geschildert haben; welche komische Scenen hätten sich dargeboden! Es thut mir in der Seele weh, wenn ich sehe, wie sich der arme Graf jede Gelegenheit zu guten Wiken vorbeigehen lassen! Wie kostbar hätte er Raupach benutzen können als Tragödien-Rothschild, bei dem die königlichen Bühnen ihre Anleihen machen! Den Odispus selbst, die Hauptperson seines Lustspiels, hätte er durch einige Modificationen in der Fabel des Stückes ebenfalls besser benutzen können. Statt dass er ihn den Vater Lajos tödtet, und die Mutter Jokaste heirathen ließ, hätte er es im Gegentheil so einrichten sollen, dass Odispus seine Mutter tödtet und seinen Vater heirathet. Das dramatische Drastische in einem solchen Gedichte hätte einem Platen meisterhaft gelingen müssen, seine eigene Gefühlrichtung wäre ihm dabei zu stattem gekommen, er hätte manchmal wie eine Nachtigall nur die Regungen der eigenen Brust zu besingen gebraucht, er hätte ein Stück geliefert, das, wenn der gaselige Jssland noch lebte, gewiss in Berlin gleich einstudiert worden wäre, und das man auch jetzt auf Privatbühnen geben würde. Ich kann mir nichts Vollenbeteres denken, als den Schauspieler Wurm in der Rolle eines solchen Odispus. Er würde sich selbst übertreffen. Dann finde ich es auch nicht politisch vom Grafen, dass er in seinem Lustspiele versichert, er habe „wirklichen Wit.“ Oder arbeitet er vielleicht auf den Überraschungseffekt, auf den Theatercoup, dass dadurch das Publikum beständig Wit erwarten, und dieser am Ende

noch nicht erscheinen soll? Oder will er vielmehr das Publikum aufmuntern, den Wirkl. Geh. Witz im Stücke zu suchen, und das Ganze wäre nur ein Blindelustspiel, wo der Platen'sche Witz so schlau ist, sich nie ertappen zu lassen? Deshalb vielleicht ist auch das Publikum, das sonst bei Lustspielen zu lachen pflegt, bei der Lektüre des Platen'schen Stücks so verdrücklich, es kann den versteckten Witz nicht finden, vergebens piept der versteckte Witz, und piept immer lauter: Hier bin ich! hier bin ich wirklich! — vergebens, das Publikum ist dumm und macht ein ernsthaftes Gesicht. Ich aber, der ich weiß, wo der Witz steckt, habe herzlich gelacht, als ich von dem „gräßlichen, herrschsüchtigen Dichter“ las, der sich in einen aristokratischen Nimbus hüllt, der von sich rühmt, „daß jeder Hauch, der zwischen seine Zähne komme, eine Zermalmung sei,“ und der zu allen deutschen Dichtern sagt:

„Ja, gleichwie Nero, wünscht' ich euch nur Ein Gehirn,
Durch einen einzigen Witzeshieb zu spalten es —“

Der Vers ist schlecht. Der versteckte Witz aber besteht darin, daß der Graf eigentlich wünscht, wir wären alle lauter Neronen und er im Gegentheil unser einziger lieber Freund Pythagoras.

Vielleicht würde ich zum Besten des Grafen noch manchen anderen versteckten Witz hervorloben, doch da er mir in seinem König Odius das Liebste angegriffen — denn was könnte mir lieber sein als mein Christenthum? — so ist es mir nicht zu verdenken, wenn ich, menschlich gesinnt, den Odius, diese „große That in Worten“ minder ernstlich als die früheren Thätigkeiten würdige.

Indessen, das wahre Verdienst hat immer seinen Lohn gefunden, und dem Verfasser des Odius wird der seinige nicht entgehen, obgleich er sich auch hier, wie immer, nur dem Einfluss seiner adeligen und geistlichen Hinterassen hingab. Ja, es geht eine uralte Sage unter den Völkern des Orients und Occidents, daß jede gute oder böse That ihre nächsten Folgen habe für den Thäter. Und kommen wird der Tag, wo sie kommen — mach dich darauf gefasst, lieber Leser, daß ich jetzt etwas in Pathos gerathe und schauerlich werde — kommen wird der Tag, wo sie dem Tartaros entsteigen, die furchtbaren Töchter der Nacht, „die Eumeniden.“ Beim Styx! — bei diesem Flusse schwören wir Götter niemals falsch — kommen wird der Tag, wo sie erscheinen, die dunkeln, ungerechten Schwestern, sie werden erscheinen mit schlangengelockten, rotherzürnten Gesichtern, mit denselben Schlangengeißeln, womit sie einst den Orestes geißelt, den unnatürlichen Sünder, der die Mutter gemordet, die tyndaridische Alkätmenestra. Vielleicht hört der Graf schon jetzt die Schlangen zischen — ich bitte dich, lieber Leser, denk' dir jetzt die Wolfschlucht und Samiellmusik — vielleicht erfasst den Grafen schon jetzt das geheime Sündergrauen — der Himmel verdüstert sich, Nachtgevägel kreischt, ferne Donner rollen, es blitzet, es

rieht nach Kolophonium — Wehe! Wehe! die erlauchten Ahnen steigen aus den Gräbern, sie rufen noch drei- bis viermal Wehe! Wehe! über den kläglichen Enkel, sie beschwören ihn, ihre alten Eisenhosen anzuziehen, um sich zu schützen vor den entsetzlichen Ruthen — denn die Gumeniden werden ihn damit zerfetzen, die Geißelschlangen werden sich ironisch an ihm vergnügen, und wie der buhlerische König Rodrigo, als man ihn in den Schlangenthurm gesperrt, wird auch der arme Graf am Ende wimmern und winseln:

Ach! sie fressen, ach! sie fressen,
Womit meistens ich gesündigt.

Entsetze dich nicht, lieber Leser, es ist ja Alles nur Scherz. Diese furchtbaren Gumeniden sind Nichts als ein heiteres Lustspiel, das ich nach einigen Lustren unter diesem Titel schreiben werde, und die tragischen Verse, die dich eben erschreckt, stehen im allerlustigsten Buche von der Welt, im Don Quixote von la Mancha, wo eine alte, anständige Hofdame sie in Gegenwart des ganzen Hofes recitiert. Ich sehe, du lächelst wieder. Laß uns heiter und lachend von einander Abschied nehmen. Wenn dieses letzte Kapitel etwas langweilig war, so lag's nur an dem Gegenstande; auch schrieb ich es mehr zum Nutzen als zur Lust, und wenn es mir gelungen ist, einen neuen Mann auch für die Literatur brauchbar gemacht zu haben, wird mir das Vaterland Dank schuldig sein. Ich habe das Feld urbar gemacht, worauf geistreichere Schriftsteller säen und ernten werden. Das bescheidene Bewußtsein dieses Verdienstes ist mein schönster Lohn.

Für etwaige Könige, die mir dafür noch extra eine Tabatière schicken wollen, bemerke ich, daß die Buchhandlung „Hoffmann und Campe in Hamburg“ Ordre hat, Dergleichen für mich in Empfang zu nehmen.

Geschrieben im Spätherbst des Jahres 1829.

III.

Die Stadt Pucca.

Sachen muß ich immer über die Engländer, die diesen ihren zweiten Dichter (denn nach Shakspear gebührt Byron die Palme) so jämmerlich hießbürgerlich beurtheilen, weil er ihre Pedanterie verspottete, sich ihren Krähwinkelsitten nicht fügen, ihren kalten Glauben nicht theilen wollte, ihre Nüchternheit ihm ekelhaft war, und er sich über ihren Hochmuth und ihre Heuchelei beklagte. Viele machen schon ein Kreuz, wenn sie nur von ihm sprechen, und selbst die Frauen, obgleich ihre Wangen von Enthusiasmus glühen, wenn sie ihn lesen, nehmen öffentlich heftig Partei gegen den heimlichen Dieb —

Briefe eines Verstorbenen; ein fragmentarisches Tagebuch aus England. München, 1830.

Kapitel I.

Die umgebende Natur wirkt auf den Menschen — warum nicht auch der Mensch auf die Natur, die ihn umgiebt? In Italien ist sie leidenschaftlich wie das Volk, das dort lebt; bei uns in Deutschland ist sie ernster, sinniger und geduldiger. Hatte einst, wie die Menschen, auch die Natur mehr inneres Leben? Die Gemüthskraft eines Orpheus, sagt man, konnte Bäume und Steine nach begeisterten Rhythmen bewegen. Könnte noch jetzt Dergleichen geschehen? Menschen und Natur sind phlegmatisch geworden und gähnen sich einander an. Ein königl. preuß. Poet wird nimmermehr mit den Klängen seiner Leier den Tempelberg oder die Berliner Linden zum Tanzen bringen können.

Auch die Natur hat ihre Geschichte, und Das ist eine andere Naturgeschichte als wie die, welche in Schulen gelehrt wird. Irgend eine von jenen grauen Eidechsen, die schon seit Jahrtausenden in den Felsenspalten des Apennins leben, sollte man als ganz außerordentliche Professorin bei einer unserer Universitäten anstellen, und man würde ganz außerordentliche Dinge zu hören bekommen. Aber der Stolz einiger Herren von der juristischen Fakultät würde sich gegen ein solche Anstellung auflehnen. Hegt doch Einer von ihnen schon jetzt eine geheime Eifersucht gegen den armen Fido Savant, fürchtend, daß Dieser ihn einst im gelehrten Apportieren ersetzen könnte.

Die Eidechsen mit ihren klugen Schwänzchen und ihren spitzfindigen Augen, haben mir wunderbare Dinge erzählt, wenn ich einsam zwischen den Felsen der Apenninen umherkletterte. Wahrlich, es giebt Dinge zwischen Himmel und Erde, die nicht bloß unsere Philosophen, sondern sogar die gewöhnlichsten Dummköpfe nicht begreifen.

Die Eidechsen haben mir erzählt, es gehe eine Sage unter den Steinen, daß Gott einst Stein werden wolle, um sie aus ihrer Starrheit zu erlösen. Eine alte Eidechse meinte aber, diese Steinwerdung würde nur dann stattfinden, wenn Gott bereits in alle Thier- und Pflanzenarten sich verwandelt und sie erlöst habe.

Nur wenige Steine haben Gefühl, und nur im Mondschein athmen sie. Aber diese wenige Steine, die ihren Zustand fühlen, sind schrecklich elend. Die Bäume sind viel besser daran, sie können weinen. Die Thiere aber sind am meisten begünstigt, denn sie können sprechen, jedes nach seiner Art und die Menschen am besten. Einst, wenn die ganze Welt erlöst ist, werden alle anderen Erschaffnisse ebenfalls sprechen können, wie in jenen uralten Zeiten, wovon die Dichter singen.

Die Eidechsen sind ein ironisches Geschlecht, und bethören gern die anderen Thiere. Aber sie waren gegen mich so demüthig, sie seufzten so ehrlich, sie erzählten mir Geschichten von Atlantis, die ich nächstens aufschreiben will zu Nutz und Frommen der Welt. Es ward mir so innig zu Muth bei den kleinen Wesen, die gleichsam die geheimen Annalen der Natur aufbewahren. Sind es etwa verzauberte Priesterfamilien, gleich denen des alten Agyptens, die ebenfalls naturbelauschend in labyrinthischen Felsengrotten wohnten? Auf ihren Köpfchen, Leibchen und Schwänzchen blühen so wunderbare Zeichenbilder wie auf ägyptischen Hieroglyphenmützen und Hierophantenröcken.

Meine kleinen Freunde haben mich auch eine Zeichensprache gelehrt, vermittelt welcher ich mit der stummen Natur zu sprechen vermag. Dieses erleichtert mir oft die Seele, besonders gegen Abend, wenn die Berge in schaurig süßen Schatten gehüllt stehen, und die Wasserfälle rauschen, und alle Pflanzen duften, und hastige Blicke hin und herzucken —

O Natur, du stumme Jungfrau! wohl verstehe ich dein Wetterleuchten, den vergeblichen Redeversuch, der über dein schönes Antlitz dahin zuckt, und du dauerst mich so tief, daß ich weine. Aber alsdann verstehst du auch mich, und du heiterst dich auf, und lachst mich an aus goldnen Augen. Schöne Jungfrau, ich verstehe deine Sterne und du verstehst meine Thränen!

Kapitel II.

Nichts in der Welt will rückwärts gehen, sagte mir ein alter Eidechse, Alles strebt vorwärts, und am Ende wird ein großes Naturavancement stattfinden. Die Steine werden Pflanzen, die Pflanzen werden Thiere, die Thiere werden Menschen, und die Menschen werden Götter werden.

Aber, rief ich, was soll denn aus diesen guten Leuten, aus den armen alten Göttern werden?

Das wird sich finden, lieber Freund, antwortete Jener; wahrscheinlich danken sie ab, oder werden auf irgend eine ehrende Art in den Ruhestand versetzt.

Ich habe von meinem hieroglyphenhäutigen Naturphilosophen noch manches andre Geheimniß erfahren; aber ich gab mein Ehrenwort, Nichts zu enthüllen. Ich weiß jetzt mehr als Schelling und Hegel.

Was halten Sie von diesen Beiden? frag mich der alte Eidechse mit einem höhnischen Nöcheln, als ich mal diese Namen gegen ihn erwähnte.

Wenn man bedenkt, antwortete ich, daß sie bloß Menschen und keine Eidechsen sind, so muß man über das Wissen dieser Leute sehr erstaunen. Im Grunde lehren sie eine und dieselbe Lehre, die Ihnen wohlbekannte Identitätsphilosophie, nur in der Darstellungsart unterscheiden sie sich. Wenn Hegel die Grundsätze seiner Philosophie aufstellt, so glaubt man jene hübschen Figuren zu sehen, die ein geschickter Schulmeister durch eine künstliche Zusammenstellung von allerlei Zahlen zu bilden weiß, dergestalt, daß ein gewöhnlicher Beschauer nur das Oberflächliche, nur das Häuschen oder Schiffchen oder absolute Soldäthchen sieht, das aus jenen Zahlen formirt ist, während ein denkender Schulknabe in der Figur selbst vielmehr die Auflösung eines tiefen Rechenexempels erkennen kann. Die Darstellungen Schelling's gleichen mehr jenen indischen Thierbildern, die aus allerlei anderen Thieren, Schlangen, Vögeln, Elephanten und dergleichen lebendigen Ingredienzen durch abenteuerliche Verschlingungen zusammengesetzt sind. Diese Darstellungsart ist viel anmuthiger, heiterer, pulsierend wärmer, Alles darin lebt, statt daß die abstrakt Hegel'schen Chiffren uns so grau, so kalt und todt anstarren.

Gut, gut, erwiederte der alte Eidechserich, ich merke schon, was Sie meinen; aber sagen Sie mir, haben diese Philosophen viele Zuhörer?

Ich schilderte ihm nun, wie in der gelehrten Karawanserei zu Berlin die Kamele sich sammeln um den Brunnen Hegel'scher Weisheit, davor niederknien, sich die kostbaren Schläuche aufladen lassen, und damit weiter ziehen durch die märkische Sandwüste. Ich schilderte ihm ferner, wie die neuen Athener um den Springquell des

Schelling'schen Geistesstranks sich drängen, als wär' es das beste Bier, Breihahn des Lebens, Geföße der Unsterblichkeit —

Den kleinen Naturphilosophen überfiel der gelbe Neid, als er hörte, daß seine Kollegen sich so großen Zuspruchs erfreuen, und ärgerlich frug er: Welchen von Beiden halten Sie für den Größten? Das kann ich nicht entscheiden, gab ich zur Antwort, eben so wenig wie ich entscheiden könnte, ob die Schechner größer sei als die Sonnen- tag, und ich denke —

Denke! rief der Eidechz mit einem scharfen, vornehmen Tone der tiefsten Geringschätzung, denken! wer von euch denkt? Mein weiser Herr, schon an die dreitausend Jahre mache ich Untersuchungen über die geistigen Funktionen der Thiere, ich habe besonders Menschen, Affen und Schlangen zum Gegenstand meines Studiums gemacht, ich habe so viel Fleiß auf diese seltsamen Geschöpfe verwendet wie Lhonnnet auf seine Weidenraupen, und als Resultat aller meiner Beobachtungen, Experimente und anatomischen Vergleichen kann ich Ihnen bestimmt versichern: Kein Mensch denkt, es fällt nur dann und wann den Menschen Etwas ein, solche ganz unverschuldete Einfälle nennen sie Gedanken, und das Aneinanderreihen derselben nennen sie Denken. Aber in meinem Namen können Sie es wieder sagen: Kein Mensch denkt, kein Philosoph denkt, weder Schelling noch Hegel denkt, und was gar ihre Philosophie betrifft, so ist sie eitel Luft und Wasser, wie die Wolken des Himmels; ich habe schon unzählige solcher Wolken stolz und sicher über mich hinziehen sehen, und die nächste Morgensonne hat sie aufgelöst in ihr ursprüngliches Nichts; — es giebt nur eine einzige wahre Philosophie, und diese steht in ewigen Hieroglyphen auf meinem eigenen Schwänze.

Bei diesen Worten, die mit einem bedaignanten Pathos gesprochen wurden, drehte mir der alte Eidechz den Rücken, und indem er langsam fortshawänzelte, sah ich darauf die wunderlichsten Charaktere, die sich in bunter Bedeutsamkeit bis über den ganzen Schwanz hinabzogen.

Kapitel III.

Auf dem Wege zwischen den Bädern von Lucca und der Stadt dieses Namens, unweit von dem großen Kastanienbaume, dessen wildgrüne Zweige den Bach überschatten, und in Gegenwart eines alten, weißbärtigen Ziegenbocks, der dort einsiedlerisch weidete, wurde das Gespräch geführt, das ich im vorigen Kapitel mitgetheilt habe. Ich ging nach der Stadt Lucca, um Francesca und Mathilde zu suchen, die ich, unserer Verabredung gemäß, schon vor acht Tagen dort treffen sollte. Ich war aber zur bestimmten Zeit vergebens hingereist, und ich hatte mich jetzt zum zweitenmale auf den Weg gemacht. Ich ging zu Fuße, längs den schönen Bergen und Baumgruppen, wo die goldnen Drangen, wie Sterne des Tages, aus dem

dunklen Grün hervorleuchteten, und Guirlanden von Weinreben in festlichen Bindungen sich meilenweit hinzogen. Das ganze Land ist dort so gartenhaft und geschmückt wie bei uns die ländlichen Scenen, die auf dem Theater dargestellt werden; auch die Landleute selbst gleichen jenen bunten Gestalten, die uns dann als singende, lächelnde und tanzende Staffage ergötzen. Nirgend's Philistergesichter. Und giebt es hier auch Philister, so sind es doch italienische Orangenphilister und keine plump deutschen Kartoffelphilister. Bittorek und idealisch wie das Land sind auch die Leute, und dabei trägt jeder Mann einen so individuellen Ausdruck im Gesicht, und weiß in Stellung, Faltwurf des Mantels, und nöthigenfalls in Handhabung des Messers, seine Persönlichkeit geltend zu machen. Dagegen bei uns zu Lande lauter Menschen mit allgemeinen, gleichförmigen Physiognomien; wenn ihrer zwölf beisammen sind, bilden sie ein Duzend, und wenn Einer sie dann angreift, rufen sie die Polizei.

Auffallend war mir, im Luccesischen, wie im größten Theile Toskana's, tragen die Frauenzimmer große schwarze Filzhüte mit herabwallend schwarzen Straußfedern; sogar die Strohschlechterinnen tragen dergleichen schwere Hauptbedeckung. Die Männer hingegen tragen meistens einen leichten Strohhut, und junge Burschen erhalten solchen zum Geschenk von einem Mädchen, das ihn selbst verfertigt, ihre Liebesgedanken und vielleicht auch manchen Seufzer hineingeflochten. So saß einst Francesca unter den Mädchen und Blumen des Arnothals, und flocht einen Hut für ihren caro Cecco, und küßte jeden Strohhalme, den sie dazu nahm, und trillerte ihr hübsches Occhie, stelle mortale; — das lodige Haupt, das den hübschen Hut nachher so hübsch trug, hat jetzt eine Tonsur, und der Hut selbst hängt, alt und abgenutzt, im Winkel eines trüben Abbatistübchens zu Bologna.

Ich gehöre zu den Leuten, die immer gern einen kürzeren Weg nehmen, als die Landstraße bietet, und denen es alsdann wohl begegnet, daß sie sich auf engen Holz- und Felsenpfaden verirren. Das geschah auch hier, und ich habe zu meiner Reife nach Ucca gewiß doppelt so viel Zeit gebraucht als gewöhnliche Landstraßmenschen. Ein Sperling, den ich um den Weg frug, zwitscherte und zwitscherte, und konnte mir doch keinen rechten Bescheid geben. Vielleicht auch wußte er ihn selbst nicht. Den Schmetterlingen und Bibellen, die auf großen Glodenblumen saßen, konnte ich kein Wort abgewinnen; sie waren schon davongeflattert, ehe sie noch meine Fragen vernommen, und die Blumen schüttelten ihre tonlosen Glodenhäupter. Manchmal weckten mich die wilden Myrten, die mit feinen Stimmchen aus der Ferne kicherten. Hastig erklimmte ich dann die höchsten Felsenspitzen, und rief: Ihr Vögel des Himmels! Segler der Büstel! sagt mir, wo geht der Weg nach Francesca? Ist sie in Ucca? Sagt mir, was thut sie? Was tanzt sie? Sagt mir Alles, und wenn ihr mir Alles gesagt habt, so sagt es mir nochmals!

Bei solcher Überfülle von Thorheit konnte es wohl geschehen, daß ein ernster Adler, den mein Ruf aus seinen einsamen Träumen aufgestört, mich mit geringschätzendem Unmuthe ansah. Aber ich verzich's ihm gerne; denn er hatte niemals Francesca gesehen, und daher konnte er noch immer so erhabenmüthig auf seinem festen Felsen sitzen, und so seelenfrei zum Himmel emporstarren, oder so impertinent ruhig auf mich herabglohen. So ein Adler hat einen unerträglich stolzen Blick, und sieht Einen an, als wollte er sagen: Was bist du für ein Vogel? Weißt du wohl, daß ich noch immer ein König bin, eben so gut wie in jenen Heldenzeiten, als ich Jupiters Blitze trug und Napoleon's Fahnen schmückte? Bist du etwa ein gelehrter Papagei, der die alten Lieder auswendig gelernt hat und pedantisch nachplappert? Oder eine vermüßte Turteltaube, die schön fühlt und miserabel gurt? Oder eine Almanachsnachtigall? Oder ein abgestandener Gänserich, dessen Vorfahren das Capitol gerettet? Oder gar ein serviler Hauszahn, dem man aus Ironie das Emblem des kühnen Fliegens, nämlich mein Miniaturbild, um den Hals gehängt hat, und der sich deshalb so mächtig spreizt, als wäre er nun selbst ein Adler? Du weißt, lieber Leser, wie wenig Ursache ich habe, mich beleidigt zu fühlen, wenn ein Adler Vergleichen von mir dachte. Ich glaube, der Blick, den ich ihm zurückwarf, war noch stolzer als der seinige, und wenn er sich bei dem ersten besten Vorberbaume erkundigt hat, so weiß er jetzt, wer ich bin.

Ich war wirklich im Gebirge verirrt, als schon die Dämmerung hereinbrach, und die bunten Waldblieder allmählich verstummten und die Bäume immer ernsthafter rauschten. Eine erhabene Heimlichkeit und innige Feier zog, wie der Odem Gottes, durch die verklärte Stille. Sie und da aus dem Boden blickte ein schönes dunkles Auge zu mir heraus, und verschwand im selben Augenblick. Härtliches Flüstern tändelte mir ums Herz, und unsichtbare Küsse berührten lustig meine Wangen. Das Abendroth umhüllte die Berge wie mit Purpurmänteln, und die letzten Sonnenstrahlen beleuchteten ihre Gipfel, daß es aussah, als wären sie Könige mit goldnen Kronen auf den Häuptern. Ich aber stand, wie ein Kaiser der Welt, in der Mitte dieser gekrönten Vasallen, die schweigend mir huldigten.

Kapitel IV.

Ich weiß nicht, ob der Mönch, der mir unsern Bucca begegnete, ein frommer Mann ist. Aber ich weiß, sein alter Leib steckt arm und nackt in einer groben Rutte, jahraus jahrein; die zer-rissenen Sandalen können seine bloßen Füße nicht genug schützen, wenn er durch Dorn und Gestrippe die Felsen hinausflimmt, um droben in den Bergdörfern Kranke zu trösten oder Kinder beten zu lehren — und er ist zufrieden, wenn man ihm dafür ein Stückchen

Brot in den Sack steckt, und ihm ein bißchen Stroh giebt, um darauf zu schlafen.

„Gegen den Mann will ich nicht schreiben,“ sprach ich zu mir selbst. „Wenn ich wieder zu Hause in Deutschland auf meinem Lehnssessel am knisternden Ofen bei einer behaglichen Tasse Thee wohlgenährt und warm sitze, und gegen die katholischen Pfaffen schreibe — gegen den Mann will ich nicht schreiben.“ —

Um gegen die katholischen Pfaffen zu schreiben, muß man auch ihre Gesichter kennen. Die Originalgesichter sieht man aber nur in Italien. Die deutschen katholischen Priester und Mönche sind bloß schlechte Nachahmungen, oft sogar Parodien der italiänischen; eine Vergleichung derselben würde ebenso ausfallen, als wenn man römische oder florentinische Heiligenbilder vergleichen wollte mit jenen heuschrecklichen, frommen Fratzen, die etwa dem spießbürgerlichen Pinzel eines Nürnberger Stadtmalers, oder gar der lieben Einfalt eines Gemüthsbesessenen aus der langhaarig christlich neudeutschen Schule ihr trauriges Dasein verdanken.

Die Pfaffen in Italien haben sich schon längst mit der öffentlichen Meinung abgefunden, das Volk dort ist längst daran gewöhnt, die geistliche Würde von der unwürdigen Person zu unterscheiden, jene zu ehren, wenn auch diese verächtlich ist. Eben der Kontrast, den die idealen Pflichten und Ansprüche des geistlichen Standes und die unabweislichen Bedürfnisse der sinnlichen Natur bilden müssen, jener uralte, ewige Konflikt zwischen dem Geiste und der Materie, macht die italiänischen Pfaffen zu stehenden Charakteren des Volkshumors in Satiren, Liedern und Novellen. Ähnliche Erscheinungen zeigen sich uns überall, wo ein ähnlicher Priesterstand vorhanden ist, z. B. in Hindostan. In den Komödien dieses urfrommen Landes, wie wir schon in der Sakontala bemerkt und in der neulich übersehten Basantasena bestätigt finden, spielt immer ein Brahmine die komische Rolle, so zu sagen den Priestergracioso, ohne daß dadurch die Ehrfurcht, die man seinen Opferverrichtungen und seiner privilegierten Heiligkeit schuldig ist, im mindesten beeinträchtigt wird, — eben so wenig wie ein Italiäner mit minderem Andacht bei einem Priester Messe hört oder beichtet, den er noch Tags zuvor betrunken im Straßenlothe gefunden hat. In Deutschland ist Das anders, der katholische Priester will da nicht bloß seine Würde durch sein Amt, sondern auch sein Amt durch seine Person repräsentieren; und weil er es vielleicht Anfangs mit seinem Berufe wirklich ganz ernsthaft gemeint hat, und er nachher, wenn seine Keuschheits- und Demuthsgelübde etwas mit dem alten Adam kollidieren, sie dennoch nicht öffentlich verletzen will, besonders auch, weil er unserm Freunde Krug in Leipzig keine Blöße geben will, so sucht er wenigstens den Schein eines heiligen Wandels zu bewahren. Daher Scheinheiligkeit, Heuchelei und gleißendes Frömmeln bei deutschen Pfaffen; bei den italiänischen hingegen viel mehr

Durchsichtigkeit der Maske, und eine gewisse feiste Ironie und behagliche Weltverdauung.

Doch was helfen solche allgemeine Reflexionen! Sie können dir wenig nutzen, lieber Leser, wenn du etwa Lust hättest, gegen das katholische Pfaffenthum zu schreiben. Zu diesem Zwecke muß man, wie gesagt, mit eignen Augen die Gesichter sehen, die dazu gehören. Wahrlich, es ist nicht einmal hinreichend, wenn man sie im königlichen Opernhause zu Berlin gesehen hat. Der vorige Generalintendant that zwar immer das Seinige, um den Krönungszug in der Jungfrau von Orleans so täuschend treu als möglich darzustellen, seinen Landsleuten die Idee einer Proceßion zu veranschaulichen und ihnen Pfaffen von allen Couleuren vor Augen zu bringen. Doch das getreueste Kostüm kann nicht die Originalgesichter ersetzen, und verträdelte man sogar noch extra 100,000 Thaler für goldne Bischofsmützen, festonirte Chorhemden, buntgestickte Messgewänder und ähnlichen Kram — so würden doch die protestantisch vernünftigen Nasen, die unter jenen Bischofsmützen hervorprotestieren, die dünnen denkgläubigen Beine, die aus den weißen Spitzen dieser Chorhemden herausguden, die aufgeklärten Bäuche, denen jene Messgewänder viel zu weit, Alles würde Unseren daran erinnern, daß keine katholische Geistliche, sondern Berliner Weltliche über die Bühne wandeln.

Ich habe oft darüber nachgedacht, ob der Generalintendant jenen Zug nicht viel besser darstellen und uns das Bild einer Proceßion viel treuer vor Augen bringen könnte, wenn er die Rollen der katholischen Pfaffen nicht mehr von den gewöhnlichen Statisten, sondern von jenen protestantischen Geistlichen spielen ließe, die in der theologischen Fakultät, in der Kirchenzeitung und auf den Kanzeln am orthodoxesten gegen Vernunft, Weltlust, Gesenius und Teufelthum zu predigen wissen. Es würden dann Gesichter zum Vorschein kommen, deren pfäffisches Gepräge gewiss jenen Rollen viel täuschender entspräche. Ist es doch eine bekannte Bemerkung, daß die Pfaffen in der ganzen Welt, Rabbiner, Mustis, Dominikaner, Konsistorialräthe, Popen, Bonzen, kurz das ganze diplomatische Korps Gottes, im Gesichte eine gewisse Familienähnlichkeit haben, wie man sie immer findet bei Leuten, die ein und dasselbe Gewerbe treiben. Schneider, in der ganzen Welt, zeichnen sich aus durch Bartheit der Glieder, Metzger und Soldaten tragen wieder überall denselben färouschen Anstrich, Juden haben ihre eigenthümlich ehrliche Miene, nicht weil sie von Abraham, Isaak und Jakob abstammen, sondern weil sie Kaufleute sind, und der Frankfurter christliche Kaufmann sieht dem Frankfurter jüdischen Kaufmanne eben so ähnlich wie ein faules Ei dem andern. Die geistlichen Kaufleute, Solche, die von Religionsgeschäften ihren Unterhalt gewinnen, erlangen daher auch im Gesichte eine Ähnlichkeit. Freilich, einige Nuancen entstehen durch die Art und Weise, wie sie ihr Geschäft

treiben. Der katholische Pfaffe treibt es mehr wie ein Kommiss, der in einer großen Handlung angestellt ist; die Kirche, das große Haus, dessen Chef der Papst ist, giebt ihm bestimmte Beschäftigung und dafür ein bestimmtes Salär; er arbeitet lässig, wie Jeder, der nicht für eigne Rechnung arbeitet, und viele Kollegen hat, und im großen Geschäftstreiben leicht unbemerkt bleibt — nur der Kredit des Hauses liegt ihm am Herzen, und noch mehr dessen Erhaltung, da er bei einem etwaigen Bankerotte seinen Lebensunterhalt verlore. Der protestantische Pfaffe hingegen ist überall selbst Principal, und er treibt die Religionsgeschäfte für eigene Rechnung. Er treibt keinen Großhandel wie sein katholischer Gewerbsgenosse, sondern nur einen Kleinhandel; und da er demselben allein vorstehen muß, darf er nicht lässig sein, er muß seine Glaubensartikel den Leuten anrühmen, die Artikel seiner Konkurrenten herabsetzen, und als ächter Kleinhändler steht er in seiner Ausschnittbude, voll von Gewerbsneid gegen alle großen Häuser, absonderlich gegen das große Haus in Rom, das viele tausend Buchhalter und Backknechte besoldet und seine Faktoreien hat in allen vier Welttheilen.

Solches hat nun freilich auch seine physiognomische Wirkungen, aber diese sind doch nicht vom Parterre aus bemerkbar, die Familienähnlichkeit in den Gesichtern katholischer und protestantischer Pfaffen bleibt doch in ihren Hauptzügen unverändert, und wenn der Generalintendant die obenerwähnten Herren gut bezahlt, so werden sie ihre Rolle, wie immer, recht täuschend spielen. Auch ihr Gang wird zur Illusion beitragen; obgleich ein feines, grüßtes Auge wohl merkt, daß er sich von dem Gang katholischer Priester und Mönche ebenfalls durch seine Nuancen unterscheidet.

Ein katholischer Pfaffe wandelt einher, als wenn ihm der Himmel gehöre; ein protestantischer Pfaffe hingegen geht herum, als wenn er den Himmel gepachtet habe.

Kapitel V.

Es war schon Nacht als ich die Stadt Bucca erreichte.

Wie ganz anders erschien sie mir die Woche vorher, als ich am Tage durch die wiederhallend öden Straßen wandelte, und mich in eine jener verwunschenen Städte versetzt glaubte, wovon mir einst die Amme so viel erzählt. Da war die ganze Stadt still wie das Grab, Alles war so verblichen und verstorben, auf den Dächern spielte der Sonnenglanz wie Goldfitter auf dem Haupte einer Leiche, hie und da aus den Fenstern eines altverfallenen Hauses hingen Epheuranken wie vertrocknet grüne Thränen, überall glimmender Moder und ängstlich stodender Tod, die Stadt schien nur das Gespenst einer Stadt, ein steinerne Spuk am hellen Tage. Da suchte ich lange vergebens die Spur eines lebendigen Wesens. Ich erinnere mich nur, vor einem alten Palazzo lag ein schlafender Bettler

mit ausgestreckt offener Hand. Auch erinnere ich mich, oben am Fenster eines schwärzlich morschen Häusleins sah ich einen Mönch, der den rothen Hals mit dem feinsten Glazenhaupst recht lang aus der braunen Kutte hervorreckte, und neben ihm kam ein vollbusig nacktes Weibsbild zum Vorschein; unten in die halb offene Hausthüre sah ich einen kleinen Jungen hineingehen, der als ein schwarzer Abbate gekleidet war, und mit beiden Händen eine mächtig grohbäuchige Weinflasche trug. — In demselben Augenblick läutete unfern ein feines ironisches Glöcklein, und in meinem Gedächtnisse lichterter die Novellen des Boccaccio. Diese Klänge konnten aber keineswegs das seltsame Grauen, das meine Seele durchschauerte, ganz verschenken. Es hielt mich vielleicht um so gewaltiger besangen, da die Sonne so warm und hell die unheimlichen Gebäude beleuchtete; und ich merkte wohl, Gespenster sind noch furchtbarer, wenn sie den schwarzen Mantel der Nacht abwerfen und sich im hellen Mittagslichte sehen lassen.

Als ich jetzt, acht Tage später, wieder nach Lucca kam, wie erstaunte ich über den veränderten Anblick dieser Stadt! Was ist das? rief ich, als die Lichter mein Auge blendeten, und die Menschenströme durch die Gassen sich wälzten. Ist ein ganzes Volk als nächtliches Gespenst aus dem Grabe gestiegen, um im tollsten Mummenschanz das Leben nachzuäffen? Die hohen, trüben Häuser sind mit Lampen verziert, überall aus den Fenstern hängen bunte Teppiche, die morschgrauen Wände fast bedeckend, und darüber lehnen sich holde Mädchengesichter, so frisch, so blühend, daß ich wohl merke, es ist das Leben selbst, das sein Vermählungsfest mit dem Tode feiert und Schönheit der Jugend dazu eingeladen hat. Ja, es war so ein lebendes Todesfest — ich weiß nicht, wie es im Kalender genannt wird — auf jeden Fall so ein Schindungstag eines geduldigen Märtyrers, denn ich sah nachher einen heiligen Todtenschädel und noch einige Extra-Knochen, mit Blumen und Edelsteinen geziert, und unter hochzeitlicher Musik herumtragen. Es war eine schöne Proceßion.

Voran gingen die Kapuziner, die sich von den anderen Mönchen durch lange Bärte auszeichneten und gleichsam die Sappeurs dieser Glaubensarmee bildeten. Darauf folgten Kapuziner ohne Bärte, worunter viele männlich edle Gesichter, sogar manch jugendlich schönes Gesicht, das die breite Tonsur sehr gut kleidete, weil der Kopf dadurch wie mit einem zierlichen Haarfranz umflochten schien, und sammt dem bloßen Nacken recht anmuthig aus der braunen Kutte hervortrat. Hierauf folgten Kutten von andern Farben, schwarz, weiß, gelb, panaché, auch herabgeschlagene dreieckige Hüte, kurz all jene Klosterkostüme, womit wir durch die Bemühungen unseres Generalintendanten längst bekannt sind. Nach den Mönchsorden kamen die eigentlichen Priester, weiße Hemde über schwarze Hosen, und farbige Kappchen; hinter ihnen kamen noch vornehmere

Geistliche, in buntseidne Decken gewickelt, und auf dem Haupte eine Art hoher Mützen, die wahrscheinlich aus Agypten stammen, und die man auch aus dem Denon'schen Werke, aus der Zauberflöte und aus dem Belzoni kennen lernt; es waren altgediente Gesichter, und sie schienen eine Art von alter Garde zu bedeuten. Zuletzt kam der eigentliche Stab, ein Thronhimmel und darunter ein alter Mann mit einer noch höheren Mütze und in einer noch reicheren Decke, deren Bispel von zwei eben so gekleideten alten Männern nach Pagenart getragen wurden.

Die vorderen Mönche gingen mit gekreuzten Armen, ernsthaft schweigend; aber die mit den hohen Mützen sangen einen gar unglücklichen Gesang, so näselnd, so schlürfend, so kollernd, daß ich überzeugt bin, wären die Juden die größere Volksmenge und ihre Religion wäre die Staatsreligion, so würde man obiges Gesänge mit dem Namen „Mauscheln“ bezeichnen. Glücklicherweise konnte man es nur zur Hälfte vernehmen, indem hinter der Procession mit lautem Trommeln und Pfeifen mehrere Kompagnien Militär einherzogen, so wie überhaupt an beiden Seiten neben den wallenden Geistlichen auch immer je zwei und zwei Grenadiere marschierten. Es waren fast mehr Soldaten als Geistliche; aber zur Unterstützung der Religion gehören heut zu Tage viel Bajonette, und wenn gar der Segen gegeben wird, dann müssen in der Ferne auch die Kanonen bedeutungsvoll donnern.

Wenn ich eine solche Procession sehe, wo unter stolzer Militär-Eskorte die Geistlichen so gar trübselig und jammervoll einherwandeln, so ergreift es mich immer schmerzhaft, und es ist mir, als sähe ich unseren Heiland selbst, umringt von Lanzenträgern, zur Richtstätte abführen. Die Sterne von Lucca dachten gewiß wie ich, und als ich seufzend nach ihnen hinaufblickte, sahen sie mich so übereinstimmend an mit ihren frommen Augen, so hell, so klar. Aber man bedurfte nicht ihres Lichtes, tausend und abertausend Lampen und Kerzen und Mädchengesichter flimmerten aus allen Fenstern, an den Straßenecken standen lobende Pechkränze aufgestellt, und dann hatte auch jeder Geistliche noch seinen besondern Kerzenträger zur Seite. Die Kapuziner hatten meistens kleine Buben, die ihnen die Kerze trugen, und die jugendlich frischen Gesichtchen schauten bisweilen recht neugierig vergnügt hinauf nach den alten ernstern Vätern; so ein armer Kapuziner kann keinen großen Kerzenträger besolden, und der Knabe, den er das Ave Maria lehrt, oder dessen Ruhme ihm beichtet, muß bei Processionen wohl gratis dieses Amt übernehmen, und es wird darum gewiß nicht mit geringerer Liebe verrichtet. Die folgenden Mönche hatten nicht viel größere Buben, einige vornehmere Orden hatten schon erwachsene Jungen, und die hochmüthigen Priester hatten wirkliche Bürgerleute zu Kerzenträgern. Aber endlich gar der Herr Erzbischof — denn Das war wohl der Mann, der in vornehmer De-

muth unter dem Thronhimmel ging und sich die Gewandzipfel von greifen Bagen nachtragen ließ — Dieser hatte an jeder Seite einen Lakaien, die Beide in blauen Livreen mit gelben Treppen prangten und ceremoniös, als servierten sie bei Hof, die weißen Wachskerzen trugen.

Auf jeden Fall schien mir solche Kerzenträgerei eine gute Einrichtung, denn ich konnte dadurch um so heller die Gesichter besehen, die zum Katholicismus gehören. Und ich habe sie jetzt gesehen, und zwar in der besten Beleuchtung. Und was sah ich denn? Nun ja, der klerikale Stempel fehlte nirgends. Aber Dieses abgerechnet, waren die Gesichter unter einander eben so verschieden wie andre Gesichter. Das eine war blaß, das andre roth, diese Nase erhob sich stolz, jene war niedergeschlagen, hier ein funkelnd schwarzes, dort ein schimmernd graues Auge — aber in allen diesen Gesichtern lagen die Spuren derselben Krankheit, einer schrecklichen, unheilbaren Krankheit, die wahrscheinlich Ursache sein wird, daß mein Enkel, wenn er hundert Jahr' später die Procession in Lucca zu sehen bekommt, kein einziges von jenen Gesichtern wieder findet. Ich fürchte, ich bin selbst angesteckt von dieser Krankheit, und eine Folge derselben ist jene Weichheit, die mich wunderbar beschleicht, wenn ich so ein sieches Mönchsgesicht betrachte, und darauf die Symptome jener Leiden sehe, die sich unter der groben Kutte verstecken: — gekränkte Liebe, Podagra, getäuschter Ehrgeiz, Nüchternheit, Reue, Hämorrhoiden, die Herzwunden, die uns vom Undank der Freunde, von der Verleumdung der Feinde und von der eignen Sünde geschlagen worden, alles Dieses und noch Viel mehr, was eben so leicht unter einer groben Kutte wie unter einem feinen Modestrad seinen Platz zu finden weiß. O! es ist keine Übertreibung, wenn der Poet in seinem Schmerze ausruft: Das Leben ist eine Krankheit, die ganze Welt ein Lazareth!

„Und der Tod ist unser Arzt —“ Ach! ich will nichts Böses von ihm reden, und nicht Andre in ihrem Vertrauen stören; denn da er der einzige Arzt ist, so mögen sie immerhin glauben, er sei auch der beste, und das einzige Mittel, das er anwendet, seine ewige Erdkur, sei auch das beste. Wenigstens kann man von ihm rühnen, daß er immer gleich bei der Hand ist und trotz seiner großen Bragis nie lange auf sich warten läßt, wenn man ihn verlangt. Manchmal folgt er seinen Patienten sogar zur Procession, und trägt ihnen die Kerze. Es war gewiß der Tod selbst, den ich an der Seite eines blassen, bestimmten Priesters gehen sah; in dünnen zitternden Knochenhänden trug er Diesem die flimmernde Kerze, nickte dabei gutmüthig besänftigend mit dem ängstlich tahlen Köpfchen, und so schwach er selbst auf den Beinen war, so unterstützte er doch noch zuweilen den armen Priester, der bei jedem Schritte noch bleicher wurde und umsinken wollte. Er schien ihm Muth einzusprechen: Warte nur noch einige Stündchen, dann stink

wir zu Hause, und ich lösche die Kerze aus, und ich lege dich aufs Bett, und die kalten, müden Beine können ausruhen, und du sollst so fest schlafen, daß du das wimmernde Sankt Michaelsglöckchen nicht hören wirst.

„Gegen den Mann will ich auch nicht schreiben,“ dacht' ich, als ich den armen, bleichen Priester sah, dem der leibhaftige Tod zu Bette leuchtete.

Ach! man sollte eigentlich gegen Niemanden in dieser Welt schreiben. Jeder ist selbst krank genug in diesem großen Lazareth, und manche polemische Lektüre erinnert mich unwillkürlich an ein widerwärtiges Gezänk in einem kleineren Lazareth zu Krakau, wobei ich mich als zufälliger Zuschauer befand, und wo entsetzlich anzuhören war, wie die Kranken sich einander ihre Gebrechen spottend vorrechneten, wie ausgehörte Schwindsüchtige den aufgeschwollenen Wassersüchtling verhöhnten, wie der Eine lachte über den Nasenkrebs des Andern, und Dieser wieder über Maulsperrre und Augenverdrehung seiner Nachbarn, bis am Ende die Fiebertollen nacht aus den Betten sprangen, und den andern Kranken die Decken und Laken von den wunden Leibern rissen, und Nichts als scheußliches Elend und Verstimmlung zu sehen war.

Kapitel VI.

Jener schenkte nunmehr auch der übrigen Götterversammlung Rechts hin lieblichen Nektar, dem Mischkrug emsig entschöpfend. Doch unermessliches Lachen erscholl den seligen Göttern, Als sie sahn, wie Hephästos im Saal so gewandt umherging. Also den ganzen Tag bis spät zur sinkenden Sonne Schmaus'ten sie; und nicht mangelt' ihr Herz des gemeinsamen Mahles, Nicht des Saitengetöns von der lieblichen Leier Apollon's, Noch des Gesangs der Musen mit holdantwortender Stimme.

(Vulgate.)

Da plötzlich leuchtete heran ein bleicher, bluttriefender Jude, mit einer Dornenkrone auf dem Haupte und mit einem großen Holzkreuz auf der Schulter; und er warf das Kreuz auf den hohen Göttertisch, daß die goldnen Pokale zitterten, und die Götter verstummten und erblichen und immer bleicher wurden, bis sie endlich ganz in Nebel zerrannen.

Nun gab's eine traurige Zeit, und die Welt wurde grau und dunkel. Es gab keine glücklichen Götter mehr, der Olymp wurde ein Lazareth, wo geschundene, gebratene und gespießte Götter langweilig umherschlichen, und ihre Wunden verbanden und triste Lieder sangen. Die Religion gewährte keine Freude mehr, sondern Trost; es war eine trübselige, bluttrünstige Delinquentenreligion.

War sie vielleicht nöthig für die erkrankte und zertratene Menschheit? Wer seinen Gott leiden sieht, trägt leichter die eignen Schmer-

zen. Die vorigen heiteren Götter, die selbst keine Schmerzen fühlten, wußten auch nicht, wie armen gequälten Menschen zu Muthе ist, und ein armer gequälter Mensch konnte auch in seiner Noth kein rechtes Herz zu ihnen fassen. Es waren Festtagsgötter, um die man lustig herumtanzte, und denen man nur danken konnte. Sie wurden deshalb auch nie so ganz von ganzem Herzen geliebt. Um so ganz von ganzem Herzen geliebt zu werden — muß man leidend sein. Das Mitleid ist die letzte Weihe der Liebe, vielleicht die Liebe selbst. Von allen Göttern, die jemals geliebt haben, ist daher Christus derjenige Gott, der am meisten geliebt worden, besonders von den Frauen — —

Dem Menschengewühl entfliehend, habe ich mich in eine einsame Kirche verloren, und was du, lieber Leser, eben gelesen hast, sind nicht so sehr meine eignen Gedanken, als vielmehr einige unwillkürliche Worte, die in mir laut geworden, während ich, dahingestreckt auf einer der alten Betbänke, die Töne einer Orgel durch meine Brust ziehen ließ. Da liege ich, mit phantasierender Seele, der seltsamen Musik noch seltsamere Texte unterdichtend; dann und wann schweifen meine Blicke durch die dämmernden Bogengänge und suchen die dunkeln Klangfiguren, die zu jenen Orgelmelodien gehören. Wer ist die Verschleierte, die dort kniet vor dem Bilde einer Madonna? Die Ampel, die davor hängt, beleuchtet grauenhaft süß die schöne Schmerzensmutter einer gekreuzigten Liebe, die Venus dolorosa; doch kupplerisch geheimnißvolle Lichter fallen zuweilen nie verstoßen auf die schönen Formen der verschleierten Beterin. Diese liegt zwar regungslos auf den steinernen Altarstufen, doch in der wechselnden Beleuchtung bewegt sich ihr Schatten, läuft manchmal zu mir heran, zieht sich wieder hastig zurück, wie ein stummer Mohr, der ängstliche Liebesbote in einem Harem — und ich verstehe ihn. Er verkündet mir die Gegenwart seiner Herrin, der Sultantin meines Herzens.

Es wird aber allmählich immer dunkler im leeren Hause, hie und da huscht eine unbestimmte Gestalt den Pfeilern entlang, dann und wann steigt leises Murmeln aus einer Seitenskapelle, und ihre langen, langgezogenen Töne stöhnt die Orgel, wie ein seufzendes Riesenherz —

Es war aber, als ob jene Orgeltöne niemals aufhörten, als ob jene Sterbelaute, jener lebende Tod ewig dauern wollte, ich fühlte so unsägliche Vekommenheit, so namenlose Angst, als wäre ich scheintodt begraben worden, ja als wäre ich, ein Längstverstorbener, aus dem Grabe gestiegen, und sei mit unheimlichen Nachtgefallen in die Gespensterkirche gegangen, um die Todtengebete zu hören und Leichenjünden zu beichten. Manchmal war mir, als sähe ich sie wirklich neben mir sitzen in geisterhaftem Dämmerlichte, die abgeschiedene Gemeinde in verschollen altflorentinischen Trachten, mit langen, blassen Gesichtern, goldbeschlagene Gebetbücher in

dünnen Händen, heimlich wispernd, und melancholisch einander zu-
nickend. Der wimmernde Ton eines fernen Sterbeglöckchens mahnte
mich wieder an den kranken Priester, den ich bei der Procession
gesehen, und ich sprach zu mir selber: Der ist jetzt auch gestorben,
und kommt hierher, um die erste Nachtmesse zu lesen, und da be-
ginnt erst recht der traurige Spuk. Plötzlich aber erhob sich von
den Stufen des Altars die holde Gestalt der verschleierte Velerin —

Ja, sie war es, schon ihr lebendiger Schatten verschendete die
weißen Gespenster, ich sah jetzt nur sie, ich folgte ihr rasch zur
Kirche hinaus, und als sie vor der Thüre den Schleier zurückschlug,
sah ich in Franceska's bethrüntes Antlitz. Es glückte einer sehnstchtig
weißen Rose, angeperlt vom Thau der Nacht und beglänzt vom
Strahl des Mondes. Franceska, liebst du mich? Ich frug Viel,
und sie antwortete Wenig. Ich begleitete sie nach dem Hotel Croce
di Malta, wo sie und Mathilde logierten. Die Straßen waren leer
geworden, die Häuser schlossen mit geschlossenen Fensterläden, nur
hie und da durch die hölzernen Wimpern blinzelte ein Lichtchen.
Oben am Himmel aber trat ein breiter hellgrüner Raum aus den
Wolken hervor, und darin schwamm der Halbmond, wie eine sil-
berne Gondel in einem Meer von Smaragden. Vergebens bat ich
Franceska, nur ein einziges Mal hinauf zu sehen zu unserm alten,
lieben Vertrauten, sie hielt aber das Köpfchen träumend gesenkt.
Ihr Gang, der sonst so heiter dahinschwebend, war jetzt wie kirch-
lich gemessen, ihr Schritt war düster katholisch, sie bewegte sich wie
nach dem Takte einer feierlichen Orgel, und wie in früheren Nächten
die Sünde, so war ihr jetzt die Religion in die Beine gefahren.
Unterwegs vor jedem Heiligenbilde bekreuzte sie sich Haupt und Bu-
sen; vergebens versuchte ich ihr dabei zu helfen. Als wir aber auf
dem Markte der Kirche Sanct Michele vorbeikamen, wo die mar-
morne Schmerzensmutter mit den vergoldeten Schwertern im Herzen
und mit der Dämpfenthrone auf dem Haupte aus der dunkeln Nische
hervorleuchtete, da schlang Franceska ihren Arm um meinen Hals,
küßte mich und flüsterte: Cecco, Cecco, caro Cecco!

Ich nahm diese Küsse ruhig in Empfang, obgleich ich wohl
wußte, daß sie im Grunde einem bolognesischen Abbate, einem
Diener der römisch-katholischen Kirche zugebacht waren. Als Pro-
testant machte ich mir kein Gewissen daraus, mir die Güter der
katholischen Geistlichkeit zuzueignen, und auf der Stelle säkularisierte
ich die frommen Küsse Franceska's. Ich weiß, die Pfaffen werden
hierüber wüthend sein, sie schreien gewiß über Kirchenraub, und
würden gern das französische Sakrilegiengesetz auf mich anwenden.
Leider muß ich gestehen, daß besagte Küsse das Einzige waren,
was ich in jener Nacht erbeuten konnte. Franceska hatte beschlossen,
diese Nacht nur zum Heile ihrer Seele, knieend und betend, zu be-
nutzen. Vergebens erbot ich mich, ihre Andachtsübungen zu theilen;
als sie ihr Zimmer erreichte, schloß sie mir die Thüre vor der Nase

zu. Vergebens stand ich draußen noch eine ganze Stunde, und bat um Einlaß, und seufzte alle möglichen Seufzer, und heuchelte fromme Thränen, und schwor die heiligsten Eide — versteht sich, mit geistlichem Vorbehalte, ich fühlte wie ich allmählich ein Jesuit wurde, ich wurde ganz schlecht und erbot mich endlich sogar, katholisch zu werden für diese einzige Nacht —

Franceska! rief ich, Stern meiner Gedanken! Gedanken meiner Seele! *vita della mia vita!* meine schöne, oftgeküßte, schlanke, katholische Franceska! für diese einzige Nacht, die du mir noch gewährst, will ich selbst katholisch werden — aber auch nur für diese einzige Nacht! O, die schöne, selige, katholische Nacht! Ich liege in deinen Armen, strengkatholisch glaube ich an den Himmel deiner Liebe, von den Lippen küssen wir uns das holde Bekenntniß, das Wort wird Fleisch, der Glaube wird versinnlicht in Form und Gestalt! welche Religion! Ihr Pfaffen! jubelt unterdessen euer Kyrie eleison, klingelt, räuchert, läutet die Glocken, laßt die Orgel brausen, laßt die Messe von Palestrina erklingen — Das ist der Leib! — ich glaube, in bin selig, ich schlafe ein — aber sobald ich des anderen Morgens erwache, reibe ich mir den Schlaf und den Katholicismus aus den Augen, und sehe wieder klar in die Sonne und in die Bibel, und bin wieder protestantisch vernünftig und nüchtern, nach wie vor.

Kapitel VII.

Als am anderen Tage die Sonne wieder herzlich vom Himmel herabblachte, erloschen gänzlich die trübseligen Gedanken und Gefühle, die von der Procession des vorhergehenden Abends in mir erregt worden, und mich das Leben wie eine Krankheit und die Welt wie ein Lazareth ansehen ließen.

Die ganze Stadt wimmelte von heiterem Volk. Gepuht bunte Menschen, dazwischen hüpfte hie und da ein schwarz Pfäfflein. Das brauste und lachte und schwatzte, man hörte fast nicht das Glockengebimmel, das zu einer großen Messe einlud in die Kathedrale. Diese ist eine schöne, einfache Kirche, deren buntmarmorne Fassade mit jenen kurzen, über einander gebauten Säulchen geziert ist, die uns so witzig trübe ansehen. Inwendig waren Pfeiler und Wände mit rothem Tuche überkleidet, und heitere Musik ergoß sich über die wogende Menschenmenge. Ich führte Signora Franceska am Arm, und als ich ihr beim Eintritt das Weihwasser reichte, und durch die süßfeuchte Fingerberührung unsere Seelen elektrifiziert wurden, befürchtete ich auch zu gleicher Zeit einen elektrischen Schlag ans Bein, daß ich vor Schreck fast hinpurzelte über die knieenden Bäuerinnen, die ganz weiß gekleidet, und mit langen Ohrringen und Halsketten von gelbem Golde belastet, in dichten Haufen den Boden bedeckten. Als ich mich umsah, erblickte ich ein ebenfalls knieendes Frauenzimmer, das sich fächerte, und hinter dem Fächer erspähte ich Mylady's lichernd

Augen. Ich beugte mich zu ihr hinab, und sie hauchte mir schmach- tend ins Ohr: Delightful!

Um Gotteswillen! flüsterte ich ihr zu, bleiben Sie ernsthaft, lachen Sie nicht; sonst werden wir wahrhaftig hinausgeschmissen.

Aber da half kein Bitten und Flehen. Zum Glück verstand man unsere Sprache nicht. Denn als Mylady aufstand, und uns durch das Gedränge zum Hauptaltar folgte, überließ sie sich ihren tollen Launen ohne die mindeste Rücksicht, als stünden wir allein auf den Apenninen. Sie mokierte sich über Alles, sogar die armen gemalten Bilder an den Wänden waren vor ihren Pfeilen nicht sicher.

Siehe da! rief sie, auch Lady Eva, Geborne von Rippe, wie sie mit der Schlange discuriert! Es ist ein guter Einfall des Malers, daß er der Schlange einen menschlichen Kopf mit einem menschlichen Gesichte gab; es wäre jedoch noch weit sinnreicher gewesen, wenn er dieses Verführungsgezicht mit einem militärischen Schnurbart verziert hätte. Sehen Sie, Doktor, dort den Engel, welcher der hochgebenedeiten Jungfrau ihren gesegneten Zustand verkündigt und dabei so ironisch lächelt? Ich weiß, was dieser Russiano denkt! Und diese Maria, zu deren Füßen die heilige Alliance des Morgenlandes mit Gold- und Weihrauchgaben niederkniet, sieht sie nicht aus wie die Catalani?

Signora Francesca, welche von diesem Geschwätz wegen ihrer Antkenntnis des Englischen Nichts verstand als das Wort Catalani, bemerkte hastig, daß die Dame, wovon unsre Freundin spreche, jetzt wirklich den größten Theil ihrer Renommée verloren habe. Unsre Freundin aber ließ sich nicht stören und kommentierte auch die Passionsbilder, bis zur Kreuzigung, einem überaus schönen Gemälde, worauf unter anderen drei dumme, unthätige Gesichter abgebildet waren, die dem Gottesmärtyrthum gemächlich zusahen, und von denen Mylady durchaus behauptete, es seien die bevollmächtigten Kommissarien von Osterreich, Rußland und Frankreich. Der heilige Joseph hatte am meisten zu leiden. Sie machte die tollsten Bemerkungen über eine Flucht nach Aegypten, wo Maria mit dem Kinde auf dem Esel sitzt, während der heilige Joseph als Treiber hinterher geht. Mylady behauptete, der Maler habe eine gewisse Ähnlichkeit zwischen dem Treiber und dem Bierfüßler darstellen wollen. Beide ließen in der That die langen Ohren ihrer melancholisch gesenkten Häupter herabhängen. — In welcher unerhörten Verlegenheit befindet sich der arme Mensch! rief Mathilde aus. Wenn er glaubt, daß der liebe Gott sich herabgelassen, sein Mitarbeiter zu sein, hat er guten Grund, sich dem Teufel zu ergeben; wenn er es nicht glaubt, ist er ein Ketzer und fährt gleichfalls zum Teufel. Welch ein schreckliches Dilemma! Deshalb senkt er so traurig das Haupt. Und sie haben das Haupt noch dazu mit einer Glorie geziert, die nicht übel einer Strahlentrone von Hörnern gleicht. Wie das Geschick des

armen Eselftreibers mir zu Herzen geht! Niemals bis auf den heutigen Tag habe ich mich in einer Kirche so tief ergriffen gefühlt.

Indessen, die alten Freskos, die zwischen den rothen Decken der Wände zum Vorschein kamen, vermochten einigermaßen mit ihrem inwohnenden Ernste die britische Spottlust abzuwehren. Es waren darauf Gesichter aus jener heldenmüthigen Zeit Lucca's, wovon in den Geschichtsbüchern Machiavelli's, des romantischen Callisti's, so viel die Rede ist, und deren Geist uns aus den Gesängen Dante's, des katholischen Homer's, so feurig entgegenweht. Wohl sprechen aus jenen Mienen die strengen Gefühle und barbarischen Gedanken des Mittelalters; wenn auch auf manchem stummen Jünglingsmunde das lächelnde Bekenntnis schwebt, daß damals nicht alle Rosen so ganz steinern und umflort gewesen sind, und wenn auch durch die frommgefunken Augenwimpern mancher Madonna aus jener Zeit ein so schalkhafter Liebeswink blinzelt, als ob sie uns gern noch ein zweites Christkindlein schenken möchte. Jedenfalls ist es aber ein hoher Geist, der uns aus jenen altflorentinischen Gemälden anspricht, es ist das eigentlich Heroische, das wir auch in den marmornen Götterbildern der Alten erkennen, und das nicht, wie unsre Ästhetiker meinen, in einer ewigen Ruhe ohne Leidenschaft, sondern in einer ewigen Leidenschaft ohne Unruhe besteht. Auch durch einige spätere Ölbilder, die in dem Dome von Lucca hängen, zieht sich, vielleicht als traditioneller Nachhall, jener altflorentinische Sinn. Besonders fiel mir auf eine Hochzeit zu Rana von einem Schüler des Andrea del Sarto, etwas hart gemalt und schroff gestaltet. Der Heiland sitzt zwischen der weichen schönen Braut und einem Pharisäer, dessen steinernes Gesehtafelgesicht sich wundert über den genialen Propheten, der sich heiter mischt in die Reihen der Heiteren, und die Gesellschaft mit Wundern regaliert, die noch größer sind als die Wunder des Moses; denn Dieser konnte, und wenn er auch noch so stark gegen den Felsen schlug, nur Wasser hervorbringen, Jener aber brauchte nur ein Wort zu sprechen, und die Krüge füllten sich alle mit dem besten Wein. Viel weicher, fast venetianisch koloriert, ist das Gemälde von einem Unbekannten, das daneben hängt, und worin der freundliche Farbenschmelz von einem durchbelebenden Schmerze gar seltsam gedämpft wird. Es stellt dar, wie Maria ein Pfund Salbe nahm von ungefälschter köstlicher Narde, und damit die Füße Jesu salbte, und sie mit ihren Haaren trocknete. Christus sitzt da im Kreise seiner Jünger, ein schöner, geistreicher Gott, menschlich wehmüthig fühlt er eine schaurige Pietät gegen seinen eignen Leib, der bald so viel dulden wird, und dem die salbende Ehre, die man den Gestorbenen erweist, schon jetzt gebührt und schon jetzt widerfährt; er lächelt gerührt hinab auf das knieende Weib, das, getrieben von ahnender Liebesangst, jene barmherzige That verrichtet, eine That, die nie vergessen wird, so lange es leidende Menschen giebt, und die zur Erquickung aller leidenden Menschen durch die Jahrtausende

duftet. Außer dem Jünger, der am Herzen Christi lag, und der auch diese That verzeichnet hat, scheint Keiner von den Aposteln ihre Bedeutung zu fühlen, und Der mit dem rothen Barte scheint sogar, wie in der Schrift steht, die verbrießliche Bemerkung zu machen: Warum ist diese Salbe nicht verkauft um dreihundert Groschen, und den Armen gegeben? Dieser ökonomische Apostel ist eben Derjenige, der den Beutel führt, die Gewohnheit der Geldgeschäfte hat ihn abgestumpft gegen alle uneigennütigen Nardendüfte der Liebe, er möchte Groschen dafür einwechseln zu einem nützlichen Zweck, und eben er, der Groschenwechsler, er war es, der den Heiland verrieth — um dreißig Silberlinge. So hat das Evangelium auch symbolisch, in der Geschichte des Bankiers unter den Aposteln, die unheimliche Verführungsmacht, die im Geldsacke lauert, offenbart, und vor der Treulosigkeit der Geschäftsleute gewarnt. Jeder Reiche ist ein Judas Ischarioth.

Sie schneiden ja ein verbissen gläubiges Gesicht, theurer Doktor, flüsterte Mylady, ich habe Sie eben beobachtet, und, verzeihen Sie mir, wenn ich Sie etwa beleidige Sie sahen aus wie ein guter Christ.

Unter uns gesagt. Das bin ich; ja, Christus —

Glauben Sie vielleicht ebenfalls, daß er ein Gott sei?

Das versteht sich, meine gute Mathilde. Es ist der Gott, den ich am meisten liebe — nicht weil er so ein legitimer Gott ist, dessen Vater schon Gott war und seit undenklicher Zeit die Welt beherrschte, sondern weil er, obgleich ein geborener Dauphin des Himmels, dennoch, demokratisch gesinnt, keinen höfischen Ceremonialprunk liebt, weil er kein Gott einer Aristokratie von geschorenen Schriftgelehrten und galonirten Lanzenknechten, und weil er ein bescheidener Gott des Volks ist, ein Bürger-Gott, un bon dien citoyen. Wahrlich, wenn Christus noch kein Gott wäre, so würde ich ihn dazu wählen. und viel lieber als einem ausgezwungenen absoluten Gotte wurde ich ihm gehorchen, ihm, dem Wahlgotte, dem Gotte meiner Wahl.

Kapitel VIII.

Der Erzbischof, ein ernster Greis, las selber Messe, und, ehrlich gestanden, nicht bloß ich, sondern einigermassen auch Mylady, wir wurden heimlich berührt von dem Geiste, der in dieser heiligen Handlung wohnt, und von der Weihe des alten Mannes, der sie vollzog; — ist ja doch jeder alte Mann an und für sich ein Priester, und die Ceremonien der katholischen Messe, sind sie doch so uralte, daß sie vielleicht das Einzige sind, was sich aus dem Kindesalter der Welt erhalten hat, und als Erinnerung an die ersten Vorfahren aller Menschen unsere Pietät in Anspruch nimmt. Sehen Sie, Mylady, sagte ich, jede Bewegung, die Sie hier erblicken, die Art des Zusammenlegens der Hände und des Ausbreitens der Arme, dieses Knien, dieses Händewaschen, dieses Beräuchertwerden, dieser

Kelch, ja die ganze Kleidung des Mannes, von der Mitra bis zum Saume der Stola, alles Dieses ist altägyptisch und Überbleibsel eines Priesterthums, von dessen wundersamem Wesen nur die ältesten Urkunden etwas Weniges berichten, eines frühesten Priesterthums, das die Weisheit erforschte, die ersten Götter erfand, die ersten Symbole bestimmte, und die junge Menschheit —

Zuerst betrog, setzte Mhlady bitteren Tones hinzu, und ich glaube, Doktor, aus dem frühesten Weltalter ist uns Nichts übrig geblieben als einige triste Formeln des Betrugs. Und sie sind noch immer wirksam. Denn sehen Sie dort die stockfinsternen Gesichter? und gar jenen Kerl, der dort auf seinen dummen Knien liegt und mit seinem aufgesperrten Maule so ultradumm ausieht?

Um des lieben Himmels willen! begütigte ich leise, was ist daran gelegen, daß dieser Kopf so wenig von der Vernunft erleuchtet ist? Was geht Das uns an? Was irritiert Sie dabei? Sehen Sie doch täglich Ochsen, Kühe, Hunde, Esel, die eben so dumm sind, ohne daß Sie durch solchen Anblick aus Ihrem Gleichmuth aufgestört und zu unmuthigen Äußerungen angeregt werden!

Ach, Das ist was Anderes, fiel mir Mhlady in die Rede, diese Bestien tragen hinten Schwänze, und ich ärgere mich eben, daß ein Kerl, der eben so bestialisch dumm ist, dennoch hinten keinen Schwanz hat.

Ja, Das ist was Andres, Mhlady.

Kapitel IX.

Nach der Messe gab's noch Allerlei zu schauen und zu hören, besonders die Predigt eines großen vierstämmigen Mönchs, dessen befehlend kühnes altrömisches Gesicht gegen die grobe Bettelkutte gar wunderbar abstach, so daß der Mann ausah wie ein Imperator der Armuth. Er predigte von Himmel und Hölle, und gerieth zuweilen in die wüthendste Begeisterung. Seine Schilderung des Himmels war ein bißchen barbarisch überladen, und es gab da viel Gold, Silber, Edelsteine, köstliche Speisen, und Weine von den besten Jahrgängen; dabei machte er ein so verklärt schlürfendes Gesicht, und er hob sich vor Wonne in der Kutte hin und her, wenn er unter den Englein mit weißen Flüglein sich selber dachte als ein Englein mit weißen Flüglein. Minder ergötlich, ja sogar sehr praktisch ernsthaft war seine Schilderung der Hölle. Hier war der Mann weit mehr in seinem Elemente. Er eiferte besonders über die Sünder, die nicht mehr so recht christlich ans alte Feuer der Hölle glauben, und sogar wähen, sie habe sich in neuerer Zeit etwas abgekühlt und werde nächstens ganz und gar erlöschen. „Und wäre auch,“ rief er, „die Hölle am Erlöschen, so würde ich, ich mit meinem Athem die letzten glimmenden Kohlen wieder ansachen, daß sie wieder auflobern sollten zu ihrer alten Flammengluth.“ Hörte man nun die

Stimme, die gleich dem Nordwind diese Worte hervorheulte, sah man das brennende Gesicht, den rothen, büffelstarken Hals und die gewaltigen Fäuste des Mannes, so hielt man jene höllische Drohung für kein Hyperbel.

I like this man, sagte Mylady.

Da haben Sie Recht, antwortete ich, auch mir gefällt er besser als mancher unserer sanften, homöopathischen Seelenärzte, die $\frac{1}{10000}$ Vernunft in einen Eimer Moraliwasser schütten, und uns damit des Sonntags zur Ruhe predigen.

Ja, Doktor, für seine Hölle habe ich Respekt; aber zu seinem Himmel hab' ich kein richtiges Vertrauen; wie ich mich denn überhaupt in Ansehung des Himmels schon sehr früh in geheimen Zweifel versing. Als ich noch klein war, in Dublin, lag ich oft auf dem Rücken im Gras, und sah in den Himmel, und dachte nach, obwohl der Himmel wirklich so viele Herrlichkeiten enthalten mag, wie man davon rühmt. Aber, dacht' ich, wie kommt's, daß von diesen Herrlichkeiten niemals Etwas herunterfällt, etwa ein brillantener Ohrring oder eine Schnur Perlen oder wenigstens ein Stückchen Ananasstücken, und daß immer nur Hagel oder Schnee oder gewöhnlicher Regen uns von oben herab bescheert wird? Das ist nicht ganz richtig, dacht' ich —

Warum sagen Sie Das, Mylady? Warum diese Zweifel nicht lieber verschweigen? Ungläubige, die keinen Himmel glauben, sollten nicht Proselyten machen; minder tadelnswerth, sogar lobenswerth ist die Proselytenmacherei derjenigen Leute, die einen süperben Himmel haben, und dessen Herrlichkeiten nicht selbstsüchtig allein genießten wollen, und deshalb ihre Nebenmenschen einladen, dran Theil zu nehmen, und sich nicht eher zufrieden geben, bis diese ihre gütige Einladung angenommen.

Ich habe mich aber immer gewundert, Doktor, daß manche reiche Leute dieser Gattung, die wir als Präsidenten, Vicepräsidenten oder Sekretäre von Beteuerungsgeellschaften eifrigst bemüht sehen, etwa einen alten verschimmelten Betteljuden himmelsfähig zu machen und seine einstige Genossenschaft im Himmelreich zu erwerben, dennoch nie dran denken, ihn schon jetzt auf Erden an ihren Genüssen Theil nehmen zu lassen, und ihn z. B. nie des Sommers auf ihre Landhäuser einladen, wo es gewiß Lederbissen giebt, die dem armen Schelm eben so gut schmecken würden, als genösse er sie im Himmel selbst.

Das ist erklärlich, Mylady. die himmlischen Genüsse kosten sie Nichts, und es ist ein doppeltes Vergnügen, wenn wir so wohlfeilerweise unsre Nebenmenschen beglücken können. Zu welchen Genüssen aber kann der Ungläubige Jemanden einladen?

Zu Nichts, Doktor, als zu einem langen ruhigen Schlase, der aber zuweilen für einen Unglücklichen sehr wünschenswerth sein kann, besonders wenn er vorher mit zudringlichen Himmelseinladungen gar zu sehr geplagt worden.

Dieses sprach das schöne Weib mit stechend bitteren Accenten und nicht ganz ohne Ernst antwortete ich ihr: Liebe Mathilde, bei meinen Handlungen auf dieser Welt kümmert mich nicht einmal die Existenz von Himmel und Hölle, ich bin zu groß und zu stolz, als daß der Geiz nach himmlischen Belohnungen, oder die Furcht vor höllischen Strafen mich leiten sollten. Ich strebe nach dem Guten, weil es schön ist und mich unwiderstehlich anzieht, und ich verabscheue das Schlechte, weil es häßlich und mir zuwider ist. Schon als Knabe, wenn ich den Plutarch las — und ich lese ihn noch jetzt alle Abende im Bette und möchte dabei manchmal ausspringen und gleich Extrapost nehmen und ein großer Mann werden — schon damals gefiel mir die Erzählung von dem Weibe, das durch die Straßen Alexandriens schritt, in der einen Hand einen Wasserschlauch, in der andern eine brennende Fadel tragend, und den Menschen zurief, daß sie mit dem Wasser die Hölle auslöschen und mit der Fadel den Himmel in Brand stecken wolle, damit das Schlechte nicht mehr aus Furcht vor Strafe unterlassen und das Gute nicht mehr aus Begierde nach Belohnung ausgeübt werde. Alle unsre Handlungen sollen aus dem Quell einer uneigennütigen Liebe hervorsprudeln, gleichviel ob es eine Fortdauer nach dem Tode giebt oder nicht.

Sie glauben also auch nicht an Unsterblichkeit?

O Sie sind schlau, *Mylady*! Ich daran zweifeln? Ich, dessen Herz in die entferntesten Jahrtausende der Vergangenheit und der Zukunft immer tiefer und tiefer Wurzel schlägt, ich, der ich selbst einer der ewigsten Menschen bin, jeder Athemzug ein ewiges Leben, jeder Gedanke ein ewiger Stern — ich sollte nicht an Unsterblichkeit glauben?

Ich denke, Doktor, es gehört eine beträchtliche Portion Eitelkeit und Anmaßung dazu, nachdem wir schon so viel Gutes und Schönes auf dieser Erde genossen, noch obendrein vom lieben Gott die Unsterblichkeit zu verlangen! Der Mensch, der Aristokrat unter den Thieren, der sich besser dünkt, als alle seine Mitgeschöpfe, möchte sich auch dieses Ewigkeitsvorrecht am Throne des Weltkönigs durch höfische Lob- und Preisgefänge und knieendes Bitten auswirken. — O, ich weiß, was dieses Zucken mit den Lippen bedeutet, unsterblicher Herr!

Kapitel X.

Signora bat uns, mit ihr nach dem Kloster zu gehn, worin das wunderthätige Kreuz, das Merkwürdigste in ganz Lostana, bewahrt wird. Und es war gut, daß wir den Dom verließen, denn *Mylady's* Tollheiten würden uns doch zuletzt in Verlegenheiten gestürzt haben. Sie sprudelte von wüthiger Laune; lauter lieblich närrische Gedanken, so übermüthig wie junge Käzchen, die in der *Maison* herumspringen. Am Ausgang des Doms tunkte sie den

Zeigefinger dreimal ins Weihwasser, besprengte sich jedesmal und murmelte: Dem Besardehym Kinnim, welches nach ihrer Behauptung die arabische Formel ist, womit die Zauberinnen einen Menschen in einen Esel verwandeln.

Auf der Piazza vor dem Dome manöbrierte eine Menge Militär, beinaß ganz österreichisch uniformiert und nach deutschem Kommando. Wenigstens hörte ich die deutschen Worte: Präsentiert's Gewehr! Fuß Gewehr! Schultert's Gewehr! Rechtsum! Halt! Ich glaube, bei allen Italiänern, wie noch bei einigen anderen europäischen Völkern, wird auf Deutsch kommandiert. Sollen wir Deutschen uns Etwas daraus zu Gute thun? Haben wir in der Welt so Viel zu befehlen, daß das Deutsche sogar die Sprache des Befehlens geworden? Oder wird uns so Viel befohlen, daß der Gehorsam am besten die deutsche Sprache versteht?

Mylady scheint von Paraden und Revüen keine Freundin zu sein. Sie zog uns mit ironischer Furchtsamkeit von dannen. Ich liebe nicht, sprach sie, die Nähe von solchen Menschen mit Säbeln und Flinten, besonders wenn sie in großer Anzahl, wie bei außerordentlichen Manövern, in Reih' und Glied aufmarschieren. Wenn nun Einer von diesen Tausenden plötzlich verrückt wird, und mit der Waffe, die er schon in der Hand hat, mich auf der Stelle niedersticht? Oder wenn er gar plötzlich vernünftig wird und nachdenkt: „Was hast du zu riskieren? zu verlieren? selbst wenn sie dir das Leben nehmen? Mag auch jene andre Welt, die uns nach dem Tode versprochen wird, nicht so ganz brillant sein, wie man sie rühmt, mag sie noch so schlecht sein, weniger als man dir jetzt giebt, weniger als sechs Kreuzer per Tag, kann man dir auch dort nicht geben — drum mach' dir den Spaß und erstlich jene kleine Engländerin mit der impertinenten Nase!“ Bin ich da nicht in der größten Lebensgefahr? Wenn ich König wäre, so würde ich meine Soldaten in zwei Klassen theilen. Die Einen ließe ich an Unsterblichkeit glauben, um in der Schlacht Muth zu haben und den Tod nicht fürchten, und ich würde sie bloß im Kriege gebrauchen. Die Andern aber würde ich zu Paraden und Revüen bestimmen, und damit es ihnen nie in den Sinn komme, daß sie nichts riskieren, wenn sie des Spases wegen Jemanden umbrächten, so würde ich ihnen bei Todesstrafe verbieten, an Unsterblichkeit zu glauben, ja ich würde ihnen sogar noch etwas Butter zu ihrem Kommissbrod geben, damit sie das Leben recht lieb gewinnen. Ersteren hingegen, jenen unsterblichen Helden, würde ich das Leben sehr sauer machen, damit sie es recht verachten lernen und die Mündung der Kanonen für einen Eingang in eine bessere Welt ansehen.

Mylady, sprach ich, Sie wären ein schlechter Regent. Sie wissen wenig vom Regieren, und von der Politik verstehen Sie gar Nichts. Hätten Sie die politischen Annalen gelesen —

Ich verstehe Dergleichen vielleicht besser als Sie, theurer Doktor.

Schon früh suchte ich mich darüber zu unterrichten. Als ich noch klein war, in Dublin —

Und auf dem Rücken lag im Gras — und nachdachte, oder auch nicht, wie in Hamsgate —

Ein Blick, wie leiser Vorwurf der Undankbarkeit, fiel aus Mylady's Augen, dann aber lachte sie wieder, und fuhr fort: Als ich noch klein war, in Dublin, und auf einem Stüch von dem Schemel sitzen konnte, worauf Mütter's Füße ruhten, da hatte ich immer Allerlei zu fragen, was die Schneider, die Schuster, die Bäcker, kurz was die Leute in der Welt zu thun haben? Und die Mutter erklärte dann: Die Schneider machen Kleider, die Schuster machen Schuhe, die Bäcker backen Brod — Und als ich nun frug: Was thun denn die Könige? da gab die Mutter zur Antwort: Die regieren. Weißt du wohl, liebe Mutter, sagte ich da, wenn ich König wäre, so würde ich mal einen ganzen Tag gar nicht regieren, bloß um zu sehen, wie es dann in der Welt aussieht. Liebes Kind, antwortete die Mutter, Das thun auch manche Könige, und es sieht auch dann danach aus.

Wahrhaftig, Mylady, Ihre Mutter hatte Recht. Besonders hier in Italien giebt es solche Könige, und man merkt es wohl in Piemont und Neapel —

Aber, lieber Doktor, es ist so einem italiänischen König nicht zu verargen, wenn er manchen Tag gar nicht regiert, wegen der allzugroßen Hitze. Es ist nur zu befürchten, daß die Carbonari so einen Tag benutzen möchten; denn in der neuesten Zeit ist es mir besonders aufgefallen, daß die Revolutionen immer an solchen Tagen ausgebrochen sind, wo nicht regiert wurde. Irrten sich einmal die Carbonari, und glaubten sie, es wäre so ein unregierter Tag, und gegen alle Erwartung wurde dennoch regiert, so verloren sie die Köpfe. Die Carbonari können daher nie vorsichtig genug sein, und müssen sich genau die rechte Zeit merken. Dagegen aber ist es die höchste Politik der Könige, daß sie es ganz geheim halten, an welchen Tagen sie nicht regieren, daß sie sich an solchen Tagen wenigstens einmal auf den Regiersstuhl setzen und etwa Federn schneiden oder Briefcouverts versiegeln oder weiße Blätter liniiren, Alles zum Schein, damit das Volk draußen, das neugierig in die Fenster des Palais hineinguckt, ganz sicher glaube, es werde regiert.

Während solche Bemerkungen aus Mylady's feinem Mündchen hervorgaukelten, schwamm eine lächelnde Zufriedenheit um die vollen Rosenlippen Francesca's. Sie sprach wenig. Ihr Gang war jedoch nicht mehr so seufzend entsagungsfelig wie am verflossenen Abend, sie trat vielmehr siegreich einher, jeder Schritt ein Trompetenton; es war indessen mehr ein geistlicher Sieg als ein weltlicher, der sich in ihren Bewegungen kund gab, sie war fast das Bild einer triumphirenden Kirche, und um ihr Haupt schwebte eine unsichtbare Glorie. Die Augen aber, wie aus Thränen hervorlachend, waren wieder ganz weltkindlich, und in dem bunten Menschenstrom, der uns vorbe-

stuhete, ist auch kein einziges Kleidungsstück ihrem Forscherblick entgangen. Ecco! war dann ihr Ausruf, welcher Shawl! der Marchese soll mir eben solchen Kaschemir zu einem Turban kaufen, wenn ich die Mogelane tanze. Ach! er hat mir auch ein Kreuz mit Diamanten versprochen!

Armer Gumpellino! zu dem Turbane wirst du dich leicht verstehen, jedoch das Kreuz wird dir noch manche saure Stunde machen; aber Signora wird dich so lange quälen und auf die Folter spannen, bis du dich endlich dazu bequemmst.

Kapitel XI.

Die Kirche, worin das wunderthätige Kreuz von Lucca zu sehen ist, gehört zu einem Kloster, dessen Namen mir diesen Augenblick nicht im Gedächtnisse.

Bei unserem Eintritt in die Kirche lagen vor dem Hauptaltare ein Duzend Mönche auf den Knieen, in schweigendem Gebet. Nur dann und wann, wie im Chor, sprachen sie einige abgebrochene Worte, die in den einsamen Säulengängen etwas schauerlich wiederhallten. Die Kirche war dunkel, nur durch kleine gemalte Fenster fiel ein buntes Licht auf die kahlen Häupter und braunen Ruten. Glanzlose Kupferlampen beleuchteten spärlich die geschwärzten Freskos und Altarbilder, aus den Wänden traten hölzerne Heiligenköpfe, grell bemalt und bei dem zweifelhaften Lichte wie lebendig grinsend — Wylady schrie laut auf, und zeigte zu unseren Füßen einen Grabstein, worauf in Relief das starre Bild eines Bischofs mit Mitra und Hirtenstab, gefalteten Händen und abgetretener Nase. Ach! flüsterte sie, ich selbst trat ihm unsanft auf die steinerne Nase, und nun wird er mir diese Nacht im Traume erscheinen, und da giebt's eine Nase.

Der Sakristan, ein bleicher, junger Mönch, zeigte uns das wunderthätige Kreuz, und erzählte dabei die Mirakel, die es verrichtet. Launisch, wie ich bin, habe ich vielleicht kein ungläubiges Gesicht dazu gemacht; ich habe dann und wann Anfälle von Wunderglauben, besonders wo, wie hier, Ort und Stunde denselben begünstigt. Ich glaube dann, daß Alles in der Welt ein Wunder sei, und die ganze Weltgeschichte eine Legende. War ich angesteckt von dem Wunderglauben Franceska's, die das Kreuz mit wilder Begeisterung küßte? Verdrießlich wurde mir die eben so wilde Spottlust der witzigen Brittin. Vielleicht verletzete mich solche um so mehr, da ich mich selbst nicht davon frei fühlte, und sie keineswegs als etwas Lobenswerthes erachtete. Es ist nun mal nicht zu leugnen, daß die Spottlust, die Freude am Widerspruch der Dinge, etwas Bössartiges in sich trägt, statt daß der Ernst mehr mit den besseren Gefühlen verwandt ist — die Tugend, der Freiheitsinn und die Liebe selbst sind sehr ernsthaft. Indessen, es giebt Herzen,

worin Scherz und Ernst, Böses und Heiliges, Gluth und Kälte sich so abenteuerlich verbinden, daß es schwer wird darüber zu urtheilen. Ein solches Herz schwamm in der Brust Mathildens; manchmal war es eine frierende Eiszinsel, aus deren glattem Spiegelboden die sehnüchtig glühendsten Palmenwälder hervorblühten, manchmal war es wieder ein enthusiastisch flammender Vulkan, der plötzlich von einer lachenden Schneelawine überschüttet wird. Sie war durchaus nicht schlecht bei all ihrer Ausgelassenheit, nicht einmal sinnlich; ja, ich glaube von der Sinnlichkeit hatte sie nur die witzige Seite aufgefaßt, und ergöhte sich daran wie an einem närrischen Puppenspiel. Es war ein humoristisches Gelüste, eine süße Neugier, wie sich der oder jener bunte Kanx in verliebten Zuständen gebärden würde. Wie ganz anders war Francesca! In ihren Gedanken und Gefühlen war eine katholische Einheit. Am Tage war sie ein schmachtend blasser Mond, des Nachts war sie eine glühende Sonne — Mond meiner Tagel Sonne meiner Nächtel ich werde dich niemals wiedersehen.

Sie haben Recht, sagte Mylady, ich glaube auch an die Wunderthätigkeit eines Kreuzes. Ich bin überzeugt, wenn der Marchese an den Brillanten des versprochenen Kreuzes nicht zu sehr knidert, so bewirkt er gewiß bei Signora ein brillantes Wunder; sie wird am Ende noch so sehr davon geblendet werden, daß sie sich in seine Nase verliebt. Auch habe ich oft gehört von der Wunderthätigkeit einiger Ordenskreuze, die einen ehrlichen Mann zum Schufte machen konnten.

So spöttelte die hübsche Frau über Alles, sie kokettierte mit dem armen Sakristan, machte dem Bischof mit der abgetretenen Nase noch drollige Exkusen, wobei sie sich seinen etwaigen Gegenbesuch höflichst verbat, und als wir an den Weihkessel gelangten, wollte sie mich durchaus wieder in einen Esel verwandeln.

War es nun wirkliche Stimmung, die der Ort einflößte, oder wollte ich diesen Spaß, der mich im Grunde verdross, so scharf als möglich ablehnen, genug, ich warf mich in das gehörige Pathos und sprach:

Mylady, ich liebe keine Religionsverächterinnen. Schöne Frauen, die keine Religion haben, sind wie Blumen ohne Duft; sie gleichen jenen kalten, nüchternen Tulpen, die uns aus ihren chinesischen Porzellantöpfen so porzellanhaft ansehen, und wenn sie sprechen könnten, uns gewiß auseinandersetzen würden, wie sie ganz natürlich aus einer Zwiebel entstanden sind, wie es hinreichend sei, wenn man hienieden nur nicht übel riecht, und wie übrigens, was den Duft betrifft, eine vernünftige Blume gar keines Duftes bedarf.

Schon bei dem Worte Tulpe gerieth Mylady in die heftigsten Bewegungen, und während ich sprach, wirkte ihre Idiosynkrasie gegen diese Blume so stark, daß sie sich verzweiflungsvoll die Ohren zuhielt. Zur Hälfte war es wohl Komödie, zur Hälfte aber auch

wohl pilirter Ernst, daß sie mich mit bitterem Blicke ansah und aus Herzensgrund spottischarf mich frug: Und Sie, theure Blume, welche von den vorhandenen Religionen haben Sie?

Ich, Mhlady, ich habe sie alle, der Duft meiner Seele steigt in den Himmel und betäubt selbst die ewigen Götter.

Kapitel XII.

Indem Signora unser Gespräch, das wir größtentheils auf Englisch führten, nicht verstehen konnte, gerieth sie, Gott weiß wie! auf den Gedanken, wir stritten über die Vorzüglichkeit unserer respektiven Landsleute. Sie lobte nun die Engländer eben so wie die Deutschen, obgleich sie im Herzen die Ersteren für nicht klug und die Letzteren für dumm hielt. Sehr schlecht dachte sie von den Preußen, deren Land nach ihrer Geographie noch weit über England und Deutschland hinausliegt, besonders schlecht dachte sie vom Könige von Preußen, dem großen Federico, den ihre Feindin, Signora Serafina, in ihrem Benefizballett voriges Jahr getanzt hatte; wie denn, sonderbar genug, dieser König, nämlich Friedrich der Große, auf den italienischen Theatern und im Gedächtnisse des italienischen Volks noch immer lebt.

Nein, sagte Mhlady, ohne auf Signora's süßes Gekose hinzuhören, nein, diesen Menschen braucht man nicht erst in einen Esel zu verwandeln; nicht nur, daß er jede zehu Schritte seine Gesinnung wechselt, und sich beständig widerspricht, wird er jetzt sogar ein Befehrer, und ich glaube gar, er ist ein verkappter Jesuit. Ich muß, meiner Sicherheit wegen, jetzt devote Gesichter schneiden, sonst giebt er mich an bei seinen Mitheuchlern in Christo, bei den heiligen Inquisitionsdilettanten, die mich in effigie verbrennen, da ihnen die Polizei noch nicht erlaubt, die Personen selbst ins Feuer zu werfen. Ach, ehrwürdiger Herr! glauben Sie nur nicht, daß ich so klug sei, wie ich aussehe, es fehlt mir durchaus nicht an Religion, ich bin keine Tulpe, bei Letzbe keine Tulpe, nur um des Himmels willen keine Tulpe, ich will lieber Alles glauben! Ich glaube jetzt schon das Hauptsächlichste, was in der Bibel steht, ich glaube, daß Abraham den Isaa, und Isaa den Jacob, und Jacob wieder den Juda gezeugt hat, so wie auch, daß Dieser wieder seine Schnur Thamar auf der Landstraße erkannt hat. Ich glaube auch, daß Loth mit seinen Töchtern zu Viel getrunken. Ich glaube, daß die Frau des Potiphar den Rod des frommen Joseph's in Händen behalten. Ich glaube, daß die beiden Alten, die Susannen im Bade überraschten, sehr alt gewesen sind. Außerdem glaub' ich noch, daß der Erzvater Jakob erst seinen Bruder und dann seinen Schwiegervater betrogen, daß König David dem Uria eine gute Anstellung bei der Armee gegeben, daß Salomo sich tausend Weiber angeschafft und nachher gejammer, es sei Alles eitel. Auch an die

zehn Gebote glaube ich, und halte sogar die meisten; ich laß' mich nicht gelüsten meines Nächsten Dhsen, noch seiner Magd, noch seiner Kuh, noch seines Esels. Ich arbeite nicht am Sabbath, dem siebenten Tage, wo Gott geruht; ja, aus Vorsicht, da man nicht mehr genau weiß, welcher dieser siebente Ruhetag war, thue ich oft die ganze Woche Nichts. Was aber gar die Gebote Christi betrifft, so übte ich immer das wichtigste, nämlich daß man sogar seine Feinde lieben soll — denn ach! diejenigen Menschen, die ich am meisten geliebt habe, waren immer, ohne daß ich es wußte, meine schlimmsten Feinde.

Um Gottes willen, Mathilde, weinen Sie nicht! rief ich, als wieder ein Ton der schmerzhaftesten Bitterkeit aus der heitersten Neckerei, wie eine Schlange aus einem Blumenbeete, hervorschoss. Ich kannte ja diesen Ton, wobei das witzige Krystallherz der wunderbaren Frau zwar immer gewaltig, aber nicht lange erzitterte, und ich wußte, daß er eben so leicht, wie er entsteht, auch wieder verschwecht wird durch die erste, beste lachende Bemerkung, die man ihr mittheilte, oder die ihr selbst durch den Sinn flog. Während sie, gelehnt an das Portal des Klosterhofes, die glühende Wange an die kalten Steine presste, und sich mit ihren langen Haaren die Thränenspür aus den Augen wischte, suchte ich ihre gute Laune wieder zu erwecken, indem ich in ihrer eigenen Spottweise die arme Francesca zu mystificiren suchte, und ihr die wichtigsten Nachrichten mittheilte über den siebenjährigen Krieg, der sie so sehr zu interessiren schien, und den sie noch immer unbeendigt glaubte. Ich erzählte ihr viel Interessantes von dem großen Federigo, dem witzigen Ramaschengott von Sanssouci, der die preussische Monarchie erfunden, und in seiner Jugend recht hübsch die Flöte blies, und auch französische Verse gemacht hat. Francesca frug mich, ob die Preußen oder die Deutschen siegen werden? Denn, wie schon oben bemerkt, sie hielt Erstere für ein ganz anderes Volk, und es ist auch gewöhnlich, daß in Italien unter dem Namen Deutsche nur die Oestreicher verstanden werden. Signora wunderte sich nicht wenig, daß ich selbst lange Zeit in der Capitale della Prussia gelebt habe, nämlich in Berlino, einer Stadt, die ganz oben in der Geographie liegt, unsern vom Eispol. Sie schauderte, als ich ihr die Gefahren schilderte, denen man dort zuweilen ausgesetzt ist, wenn Einem die Eisbären auf der Straße begegnen. Denn, liebe Francesca, erklärte ich ihr, in Spitzbergen liegen gar zu viele Bären in Garnison, und diese kommen zuweilen auf einen Tag nach Berlin, um etwa aus Patriotismus den Bär und den Bassa zu sehen, oder einmal bei Beyermann im Café rohal, gut zu essen und Champagner zu trinken, was ihnen oft mehr Geld kostet, als sie mitgebracht; in welchem Falle einer von den Bären solange dort angebunden wird, bis seine Kameraden zurückkehren und bezahlen, woher auch der Ausdruck „einen Bären anbinden“ entstanden ist. Viele Bären

wohnen in der Stadt selbst, ja man sagt, Berlin verdanke seine Entstehung den Bären, und hiesse eigentlich Bärkin. Die Stadtbären sind aber übrigens sehr zahm und einige darunter so gebildet, daß sie die schönsten Tragödien schreiben und die herrlichste Musik komponieren. Die Wölfe sind dort ebenfalls häufig, und da sie der Kälte wegen Warschauer Schafpelze tragen, sind sie nicht so leicht zu erkennen. Schneegänse flattern dort umher und singen Bravourarien, und Rennthiere rennen da herum als Kunstkenner. Ubrigens leben die Berliner sehr mäßig und fleißig und die meisten sitzen bis am Nabel im Schnee und schreiben Dogmatiken, Erbauungsbücher, Religionsgeschichten für Töchter gebildeter Stände, Katechismen, Predigten für alle Tage im Jahr, Elohagedichte, und sind dabei sehr moralisch, denn sie sitzen bis am Nabel im Schnee.

Sind die Berliner denn Christen? rief Signora voller Verwunderung.

Es hat eine eigne Bewandnis mit ihrem Christenthum. Dieses fehlt ihnen im Grunde ganz und gar, und sie sind auch viel zu vernünftig, um es ernstlich auszuüben. Aber da sie wissen, daß das Christenthum im Staate nöthig ist, damit die Unterthanen hübsch demüthig gehorchen, und auch außerdem nicht zu viel gestohlen und gemordet wird, so suchen sie mit großer Beredtsamkeit wenigstens ihre Nebenmenschen zum Christenthume zu bekehren, sie suchen gleichsam Remplacants in einer Religion, deren Aufrechterhaltung sie wünschen, und deren strenge Ausübung ihnen selbst zu mühsam wird. In dieser Verlegenheit benutzen sie den Dienstleister der armen Juden, Diese müssen jetzt für sie Christen werden, und da dieses Volk für Geld und gute Worte Alles aus sich machen läßt, so haben sich die Juden schon so ins Christenthum hineingexerciert, daß sie ordentlich schon über Unglauben schreien, auf Tod und Leben die Dreieinigkeit verfechten, in den Hundstagen sogar daran glauben, gegen die Nationalisten wüthen, als Missionäre und Glaubenspiene im Lande herumschleichen und erbauliche Traktätschen verbreiten, in den Kirchen am besten die Augen verdrehen, die scheinheiligsten Gesichter schneiden, und mit so viel hohem Beifalle frömmeln, daß sich schon hie und da der Gewerbsneid regt, und die älteren Meister des Handwerks schon heimlich klagen, daß Christenthum sel jetzt ganz in den Händen der Juden.

Kapitel XIII.

Wenn mich Signora nicht verstand, so wirst du, lieber Leser, mich gewiß besser verstehen. Auch Mylady verstand mich, und dieses Verständnis weckte wieder ihre gute Laune. Doch als ich — ich weiß nicht mehr, ob mit ernsthaftem Gesichte — der Meinung beipflichten wollte, daß das Volk einer bestimmten Religion bedürfe, konnte sie wieder nicht umhin, mir in ihrer Weise entgegen zu streiten.

Das Volk muß eine Religion haben! rief sie. Eifrig höre ich diesen Satz predigen von tausend dummen und abertausend scheinheiligen Lippen —

Und dennoch ist es wahr, Mylady. Wie die Mutter nicht alle Fragen des Kindes mit der Wahrheit beantworten kann, weil seine Fassungskraft es nicht erlaubt, so muß auch eine positive Religion, eine Kirche vorhanden sein, die alle übersinnlichen Fragen des Volks, seiner Fassungskraft gemäß, recht sinnlich bestimmt beantworten kann.

O wehl! Doktor, eben Ihr Gleichniß bringt mir eine Geschichte ins Gedächtnis, die am Ende nicht günstig für Ihre Meinung sprechen würde. Als ich noch klein war, in Dublin —

Und auf dem Rücken lag —

Aber, Doktor, man kann doch mit Ihnen kein vernünftiges Wort sprechen. Rächeln Sie nicht so unverschämt, und hören Sie! Als ich noch klein war, in Dublin, und zu Mutters Füßen saß, frug ich sie einst, was man mit den alten Vollmonden anfangen? Liebes Kind, sagte die Mutter, die alten Vollmonde schlägt der liebe Gott mit dem Zuckerhammer in Stücke, und macht daraus die kleinen Sterne. Man kann der Mutter diese offenbar falsche Erklärung nicht verdenken, denn mit den besten astronomischen Kenntnissen hätte sie doch nicht vermocht, mir das ganze Sonne, Mond- und Sternensystem aus einander zu setzen, und die übersinnlichen Fragen beantwortete sie sinnlich bestimmt. Es wäre aber doch besser gewesen, sie hätte die Erklärung für ein reiferes Alter verschoben, oder wenigstens keine Lüge ausgedacht. Denn als ich mit der kleinen Lucie zusammen kam und der Vollmond am Himmel stand, und ich ihr erklärte, wie man bald kleine Sterne draus machen werde, lachte sie mich aus, und sagte, daß ihre Großmutter, die alte O'Meara ihr erzählt habe, die Vollmonde würden in der Hölle als Feuermelonen verzehrt, und da man dort keinen Zucker habe, müsse man Pfeffer und Salz drauf streuen. Hatte Lucie vorher über meine Meinung, die etwas naiv evangelisch war, mich ausgelacht, so lachte ich noch mehr über ihre düstern katholischen Ansicht, vom Auslachen kam es zum ernstesten Streit, wir pusten uns, wir kratzten uns blutig, wir bespuckten uns polemisch, bis der kleine O'Donnell aus der Schule kam und uns auseinander riß. Dieser Knabe hatte dort besseren Unterricht in der Himmelskunde genossen, verstand sich auf Mathematik, und belehrte uns ruhig über unsere beiderseitigen Irrthümer und die Thorheit unseres Streits. Und was geschah? Wir beiden Mädchen unterdrückten vor der Hand unseren Meinungsstreit, und vereinigten uns gleich, um den kleinen ruhigen Mathematiker durchzuprügeln.

Mylady, ich bin verdrießlich, denn Sie haben Recht. Aber es ist nicht zu ändern, die Menschen werden immer streiten über die Vorzüglichkeit derjenigen Religionsbegriffe, die man ihnen früh bei-

gebracht, und der Vernünftige wird immer doppelt zu leiden haben. Einst war es freilich anders, da ließ sich Keiner einfallen, die Lehre und die Feier seiner Religion besonders anzupreisen, oder gar sie Jemanden aufzudringen. Die Religion war eine liebe Tradition, heilige Geschichten, Erinnerungsfeier und Mysterien, überliefert von den Vorfahren, gleichsam Familiensakra des Volks, und einem Griechen wäre es ein Greuel gewesen, wenn ein Fremder, der nicht von seinem Geschlechte, eine Religionsgenossenschaft mit ihm verlangt hätte; noch mehr würde er es für eine Unmenschlichkeit gehalten haben, irgend Jemand durch Zwang oder List dahinzu- bringen, seine angeborene Religion aufzugeben und eine fremde dafür anzunehmen. Da kam aber ein Volk aus Agypten, dem Vaterland der Krokodile und des Priesterthums, und außer den Hautkrankheiten und den gestohlenen Gold- und Silbergeschirren brachte es auch eine sogenannte positive Religion mit, eine sogenannte Kirche, ein Gerüste von Dogmen, an die man glauben, und heiligen Ceremonien, die man feiern mußte, ein Vorbild der späteren Staatsreligionen. Nun entstand die „Menschenmälerei“ das Proselytenmachen, der Glaubenszwang, und all' jene heiligen Greuel, die dem Menschengeschlechte so viel Blut und Thränen gekostet.

Golddamm! dieses Urübelvolk!

O, Mathilde, es ist längst verdammt, und schleppt seine Verdammnisqualen durch die Jahrtausende. O, dieses Agypten! seine Fabrikate trotz der Zeit, seine Pyramiden stehen noch immer unerschütterlich, seine Mumien sind noch so unzerstörbar wie sonst, und eben so unverwüsthch ist jene Volksmumie, die über die Erde wandelt, eingewickelt in ihren uralten Buchstabenwindeln, ein verhärtet Stück Weltgeschichte, ein Gespenst, das zu seinem Unterhalte mit Wechseln und alten Hosen handelt — Sehen Sie, Mylady, dort jenen alten Mann mit dem weißen Barte, dessen Spitze sich wieder zu schwärzen scheint, und mit den geisterhaften Augen —

Stund dort nicht die Ruinen der alten Römergräber?

Ja, eben da sitzt der alte Mann, und vielleicht, Mathilde, berichtet er eben sein Gebet, ein schauriges Gebet, worin er seine Leiden bejammert, und Völker anklagt, die längst von der Erde verschwunden sind und nur noch in Ammenmärchen leben — er aber, in seinem Schmerze, bemerkt kaum, daß er auf den Gräbern derjenigen Feinde sitzt, deren Untergang er vom Himmel ersieht

Kapitel XIV.

Ich sprach im vorigen Kapitel von den positiven Religionen nur insofern sie als Kirchen, unter dem Namen Staatsreligionen, noch besonders vom Staate privilegiert werden. Es giebt aber eine fromme Dialektik, lieber Leser, die dir aufs blündigste beweisen wird, daß ein Gegner des Kirchthums einer solchen Staatsreligion auch

ein Feind der Religion und des Staats sei, ein Feind Gottes und des Königs oder, wie die gewöhnliche Formel lautet, ein Feind des Throns und des Altars. Ich aber sage dir, Das ist eine Lüge, ich ehre die innere Heiligkeit jeder Religion und unterwerfe mich den Interessen des Staates. Wenn ich auch dem Anthropomorphismus nicht sonderlich huldige, so glaube ich doch an die Herrlichkeit Gottes, und wenn auch die Könige so thöricht sind, dem Geiste des Volks zu widerstreben, oder gar so unedel sind, die Organe desselben durch Zurücksetzungen und Verfolgungen zu kränken: so bleibe ich doch meiner tiefsten Überzeugung nach ein Anhänger des Königthums, des monarchischen Princips. Ich hasse nicht den Thron, sondern nur das windige Adelsgeziefer, das sich in die Ritzen der alten Throne eingenistet, und dessen Charakter uns Montesquieu so genau schildert mit den Worten: „Ehrgeiz im Bunde mit dem Müßiggange, die Gemeinheit im Bunde mit dem Hochmuth, die Begierde, sich zu bereichern ohne Arbeit, die Abneigung gegen die Wahrheit, die Schmeichelei, der Verrath, die Treulosigkeit, der Wortbruch, die Verachtung der Bürgerpflichten, die Furcht vor Fürstentugend und das Interesse an Fürstenlasten!“ Ich hasse nicht den Altar, sondern ich hasse die Schlangen, die unter dem Gerülle der alten Altäre lauern; die argklugen Schlangen, die unschuldig wie Blumen zu lächeln wissen, während sie heimlich ihr Gift spritzen in den Kelch des Lebens, und Verleumdung zwischen in das Ohr des frommen Beters, die gleißenden Würmer mit weichen Worten —
Mel in ore, verba lactis.

Fel in corde, frans in factis.

Eben weil ich ein Freund des Staats und der Religion bin, hasse ich jene Mißgeburt, die man Staatsreligion nennt, jenes Spottgeschöpf, das aus der Buhlschaft der weltlichen und der geistlichen Macht entstanden, jenes Maulthier, das der Schimmel des Antichrists mit der Eselin Christi gezeugt hat. Gäbe es keine solche Staatsreligion, keine Bevorrechtung eines Dogmas und eines Kultus, so wäre Deutschland einig und stark und seine Söhne wären herrlich und frei. So aber ist unser armes Vaterland zerrissen durch Glaubenszwiespalt, das Volk ist getrennt in feindliche Religionsparteien, protestantische Unterthanen hadern mit ihren katholischen Fürsten oder umgekehrt, überall Missetrauen ob Kryptokatholicismus oder Kryptoprottestantismus, überall Verkehrung, Gesinnungsspionage, Pietismus, Mysticismus, Kirchenzeitungsschnüffeleien, Sektenhaß, Bekehrungssucht, und während wir über den Himmel streiten, gehen wir auf Erden zu Grunde. Ein Indifferentismus in religiösen Dingen wäre vielleicht allein im Stande uns zu retten, und durch Schwächerwerden im Glauben könnte Deutschland politisch erstarken.

Für die Religion selber, für ihr heiliges Wesen, ist es eben so verderblich, wenn sie mit Privilegien bekleidet ist, wenn ihre Diener

vom Staate vorzugsweise dotirt werden, und zur Erhaltung dieser Dotationen ihrerseits verpflichtet sind, den Staat zu vertreten, und folchermassen eine Hand die andere wäscht, die geistliche die weltliche, und umgekehrt, und ein Wischwasch entsteht, der dem lieben Gott eine Thorheit und den Menschen ein Greuel ist. Hat nun der Staat Gegner, so werden Diese auch Feinde der Religion, die der Staat bevorrechtet und die deshalb seine Alliierte ist; und selbst der harmlose Gläubige wird mißtrauisch, wenn er in der Religion auch politische Absicht wittert. Am widerwärtigsten aber ist der Hochmuth der Priester, wenn sie für die Dienste, die sie dem Staate zu leisten glauben, auch auf dessen Unterstützung rechnen dürfen, wenn sie für die geistige Fessel, die sie ihm, um die Völker zu binden, geliehen haben, auch über seine Bajonette verfügen können. Die Religion kann nie schlimmer sinken, als wenn sie solchermassen zur Staatsreligion erhoben wird, es geht dann gleichsam ihre innere Unschuld verloren, und sie wird so öffentlich stolz, wie eine deklarierte Mätresse. Freilich werden ihr dann mehr Huldigungen und Ehrfurchtsversicherungen dargebracht, sie feiert täglich neue Siege in glänzenden Processionen, bei solchen Triumpfen tragen sogar bonapartistische Generale ihr die Kerzen vor, die stolze Geister schwören zu ihrer Fahne, täglich werden Ungläubige bekehrt und getauft — aber dies viele Wasseraufgießen macht die Suppe nicht fetter, und die neuen Rekruten der Staatsreligion gleichen den Soldaten, die Falstaff geworben — sie füllen die Kirche. Von Aufopferung ist gar nicht mehr die Rede, wie Kaufmannsdiener mit ihren Musterkarten, so reisen die Missionäre mit ihren Traktätchen und Bekehrungsbüchlein, es ist keine Gefahr mehr bei diesem Geschäfte, und es bewegt sich ganz in merkantiltisch ökonomischen Formen.

Nur so lange die Religionen mit anderen zu rivalisiren haben, und weit mehr verfolgt werden als selbst verfolgen, sind sie herrlich und ehrenwerth, nur da giebt's Begeisterung, Aufopferung, Märtyrer und Palmen. Wie schön, wie heilig lieblich, wie heimlich süß war das Christenthum der ersten Jahrhunderte, als es selbst noch seinem göttlichen Stifter gleich im Heldenthum des Leidens. Da war's noch die schöne Legende von einem heimlichen Gotte, der in sanfter Jünglingsgestalt unter den Palmen Palästina's wandelte und Menschenliebe predigte, und jene Freiheit- und Gleichheitslehre offenbarte, die auch später die Vernunft der größten Denker als wahr erkannt hat, und die, als französisches Evangelium, unsere Zeit begeistert. Mit jener Religion Christi vergleiche man die verschiedenen Christenthümer, die in den verschiedenen Ländern als Staatsreligionen konstituiert worden, z. B. die römisch apostolisch katholische Kirche, oder gar jenen Katholicismus ohne Poesie, den wir als High Church of England herrschen sehen, jenes klägliche morsche Glaubensskelett, worin alles blühende Leben erloschen ist! Wie den Gewerben, ist auch den Religionen das Monopolsystem

schädlich, durch freie Konkurrenz bleiben sie kräftig, und sie werden erst dann zu ihrer ursprünglichen Herrlichkeit wieder erblühen, sobald die politische Gleichheit der Gottesdienste, so zu sagen die Gewerbefreiheit der Götter eingeführt wird.

Die edelsten Menschen in Europa haben es längst ausgesprochen, daß dieses das einzige Mittel ist, die Religion vor gänzlichem Untergang zu bewahren; doch die Diener derselben werden eher den Altar selbst aufopfern, als daß sie von Dem, was darauf geopfert wird, das Mindeste verlieren möchten; eben so wie der Adel eher den Thron selbst und Hochdenjenigen, der hochdarauf sitzt, dem sichersten Verderben überlassen würde, als daß er mit ernstlichem Willen die ungerechteste seiner Gerechtsame aufgäbe. Ist doch das affectierte Interesse für Thron und Altar nur ein Possenspiel, das dem Volke vorgegaukelt wird! Wer das Kunstgeheimnis belauert hat, weiß, daß die Pfaffen viel weniger als die Laien den Gott respektieren, den sie zu ihrem eignen Nutzen nach Willkür aus Brot und Wort zu kneten wissen, und daß die Adligen viel weniger, als es ein Noturier vermöchte, den König respektieren, und sogar eben das Königthum, dem sie öffentlich so viele Ehrfurcht zeigen und dem sie so viel Ehrfurcht bei Anderen zu erwerben suchen, in ihrem Herzen verhöhnen und verachten: — wahrlich, sie gleichen jenen Leuten, die dem gassenden Publikum in den Marktbuden irgend einen Hercules oder Riesen oder Zwerg oder Wilden oder Feuerfresser oder sonstig merkwürdigen Mann für Geld zeigen, und dessen Stärke, Erhabenheit, Kühnheit, Unverletzlichkeit, oder wenn er ein Zwerg ist, dessen Weisheit mit der übertriebensten Ruhmredigkeit auspreisen, und dabei in die Trompete stoßen, und eine bunte Fackel tragen, während sie darunter, im Herzen, die Leichtgläubigkeit des staunenden Volkes verlachen und den armen Hochgepriesenen verspotten, der ihnen aus Gewohnheit des täglichen Anblicks sehr uninteressant geworden, und dessen Schwächen und nur adressierte Künste sie allzu genau kennen.

Ob der liebe Gott es noch lange dulden wird, daß die Pfaffen einen leidigen Popanz für ihn ausgeben und damit Geld verdienen, was weiß ich nicht; — wenigstens würde ich mich nicht wundern, Denn ich mal im „Hamb. Unpart. Correspondenten“ läse, daß der alte Jehova Jedermann warne, keinem Menschen, es sei wer es wolle, nicht einmal seinem Sohne, auf seinen Namen Glauben zu schenken. Überzeugt bin ich aber, wir werden's mit der Zeit erleben, daß die Könige sich nicht mehr hergeben wollen zu einer Schauluppe ihrer adligen Verächter, daß sie die Etiketten brechen, ihren marmornen Buden entspringen, und unwillig von sich werfen den glänzenden Plunder, der dem Volke imponieren sollte, den rothen Mantel, der scharfschütterlich abschreckte, den diamantenen Reif, den man ihnen über die Ohren gezogen, um sie den Volkstimmen zu versperren, den goldnen Stod, den man ihnen als Scheinzeichen der

Herrschaft in die Hand gegeben — und die befreiten Könige werden frei sein wie andre Menschen, und frei unter ihnen wandeln, und frei fühlen und frei heirathen, und frei ihre Meinung bekennen, und Das ist die Emancipation der Könige.

Kapitel XV.

Was bleibt aber den Aristokraten übrig, wenn sie der gekrönten Mittel ihrer Subsistenz beraubt werden, wenn die Könige ein Eigenthum des Volks sind, und ein ehrliches und sicheres Regiment führen durch den Willen des Volks, der alleinigen Quelle aller Macht? Was werden die Pfaffen beginnen, wenn die Könige einsehen, daß ein bißchen Salböl keinen menschlichen Kopf guillotinenfest machen kann, eben so wie das Volk täglich mehr und mehr einsieht, daß man von Oblaten nicht satt wird? Nun freilich, da bleibt der Aristokratie und der Klerisei Nichts übrig als sich zu verbünden, und gegen die neue Weltordnung zu sabalieren und zu intriguierten.

Vergebliches Bemühen! Eine flammende Riesin, schreitet die Zeit ruhig weiter, unbekümmert um das Geflässe bissiger Pfäffchen und Junkerlein da unten. Wie heulen sie jedesmal, wenn sie sich die Schnauze verbrannt an einem Fuße jener Riesin, oder wenn diese ihnen mal unversehens auf die Köpfe trat, daß das obskure Gift herausprikelt! Ihr Grimm wendet sich dann um so tödtlicher gegen einzelne Kinder der Zeit, und, ohnmächtig gegen die Masse, suchen sie an Individuen ihr feiges Mithchen zu fühlen.

Ach! wir müssen es gestehen, manch armes Kind der Zeit fühlt darum nicht minder die Stiche, die ihm lauernde Pfaffen und Junker im Dunkeln beizubringen wissen, und ach! wenn auch eine Glorie sich zieht um die Wunden des Siegers, so bluten sie dennoch, und schmerzen dennoch! Es ist ein seltsames Martyrthum, daß solche Sieger in unseren Tagen erdulden, es ist nicht abgethan mit einem kühnen Bekenntnisse, wie in früheren Zeiten, wo die Blutzengen ein rasches Schasott fanden oder den jubelnden Holzstoß. Das Wesen des Martyrthums, alles Irdische aufzuopfern für den himmlischen Spaß, ist noch immer dasselbe; aber es hat Viel verloren von seiner innern Glaubensfreudigkeit, es wurde mehr ein resignierendes Ausdauern, ein beharrliches Überdulden, ein lebenslängliches Sterben, und da geschieht es sogar, daß in grauen, kalten Stunden auch die heiligsten Märtyrer vom Zweifel beschlichen werden. Es giebt nichts Entseßlicheres als jene Stunden, wo ein Marcus Brutus zu zweifeln begann an der Wirklichkeit der Tugend, für die er Alles geopfert! Und ach! Jener war ein Römer und lebte in der Blüthenzeit der Stoa; wir aber sind modern weichen Stoffes, und dazu sehen wir noch das Gedeihen einer Philosophie, die aller Begeisternng nur eine relative Bedeutung zuspricht, und sie somit in sich selbst vernichtet, oder sie allenfalls zu einer selbstbewußten Donquixoterie neutralisirt!

Die kühlen und klugen Philosophen! Wie mitleidig lächeln sie herab auf die Selbstquälereien und Wahnsinnigkeiten eines armen Don Quixote, und in all ihrer Schulweisheit merken sie nicht, daß jene Donquixoterie dennoch das Preisenswertheste des Lebens, ja das Leben selbst ist, und daß diese Donquixoterie die ganze Welt mit Allem, was darauf philosophiert, musiciert, adert und gähnt, zu kühnerem Schwunge beflügelt! Denn die große Volksmasse, mit-sammt den Philosophen, ist, ohne es zu wissen, nichts Anders als ein kolossaler Sancho Pansa, der trotz all seiner nüchternen Prü-gel-scheu und hausbacknen Verständigkeit dem wahnsinnigen Ritter in allen seinen gefährlichen Abenteuern folgt, gelockt von der ver-sprochenen Belohnung, an die er glaubt, weil er sie wünscht, mehr aber noch getrieben von der mythischen Gewalt, die der Enthusias-mus immer ausübt auf den großen Haufen — wie wir es in allen politischen und religiösen Revolutionen und vielleicht täglich im kleinsten Ereignisse sehen können.

So z. B. du, lieber Leser, bist unwillkürlich der Sancho Pansa des verrückten Poeten, dem du durch die Irrfahrten dieses Buches zwar mit Kopfschütteln folgst, aber dennoch folgst.

Kapitel XVI.

Selt-sam! „Leben und Thaten des scharfsinnigen Junkers Don Quixote von La Mancha, beschrieben von Miguel de Cervantes Saavedra“ war das erste Buch, das ich gelesen habe, nachdem ich schon in ein verständiges Knabenalter getreten und des Buchstaben-wesens einigermassen kundig war. Ich erinnere mich noch ganz ge-nau jener kleinen Zeit, wo ich mich eines frühen Morgens vom Hause weg-stahl und nach dem Hofgarten eilte, um dort ungestört den Don Quixote zu lesen. Es war ein schöner Maitag, lausend im stillen Morgenlichte lag der blühende Frühling und ließ sich loben von der Nachtigall, seiner süßen Schmeichlerin, und diese sang ihr Loblied so karezzierend weich, so schmelzend enthusiastisch, daß die verschämtesten Knospen aufsprangen, und die küsternen Gräser und die duftigen Sonnenstrahlen sich hastiger küßten, und Bäume und Blumen schauerten vor eitlem Entzücken. Ich aber setzte mich auf eine alte moßige Steinbank in der sogenannten Seusserallee unfern des Wasserfalls, und ergözte mein kleines Herz an den großen Abenteuern des kühnen Ritters. In meiner kindischen Ehrlichkeit nahm ich alles für baren Ernst; so lächerlich auch dem armen Helden von dem Geschehe mitgespielt wurde, so meinte ich doch, Das müßte so sein, Das gehöre nun mal zum Heldenthum, das Ausge-lachtwerden eben so gut wie die Wunden des Leibes, und jenes ver-droß mich eben so sehr, wie ich diese in meiner Seele mitsühlte. Ich war ein Kind und kannte nicht die Fronie, die Gott in die Welt hineingeschaffen, und die der große Dichter in seiner gedruckten

Kleinwelt nachgeahmt hatte — und ich konnte die bittersten Thränen vergießen, wenn der edle Ritter für all seinen Edelmuth nur Undank und Prügel genoß; und da ich, noch ungeübt im Lesen, jedes Wort laut aussprach, so konnten Vögel und Bäume, Bach und Blumen Alles mit anhören, und da solche unschuldige Naturwesen eben so wie die Kinder von der Weltironie Nichts wissen, so hielten sie gleichfalls Alles für baren Ernst, und weinten mit mir über die Leiden des armen Ritters, sogar eine alte ausgediente Eiche schluchzte, und der Wasserfall schüttelte heftiger seinen weißen Bart, und schien zu schelten auf die Schlechtigkeit der Welt. Wir fühlten, daß der Heldensinn des Ritters darum nicht mindere Bewunderung verdient, wenn ihm der Löwe ohne Kampflust den Rücken lehrte, und daß seine Thaten um so preisenswerther, je schwächer und ausgedorrter sein Leib, je morscher die Rüstung, die ihn schützte, und je armfeliger der Klepper, der ihn trug. Wir verachteten den niedrigen Pöbel, der den armen Helden so prügelroh behandelte, noch mehr aber den hohen Pöbel, der, geschmückt mit buntseidnen Mänteln, vornehmen Redensarten und Herzogstiteln, einen Mann verhöhnzte, der ihn an Geisteskraft und Edelsinn so weit überlegen war. Dulcinea's Ritter stieg immer höher in meiner Achtung und gewann immer mehr meine Liebe, je länger ich in dem wunderbaren Buche las, was in demselben Garten täglich geschah, so daß ich schon im Herbst das Ende der Geschichte erreichte, — und nie werde ich den Tag vergessen, wo ich von dem kummervollen Zweikampfe las, worin der Ritter so schmachlich unterliegen mußte!

Es war ein trüber Tag, häßliche Nebelwolken zogen dem grauen Himmel entlang, die gelben Blätter fielen schmerzlich von den Bäumen, schwere Thrämentropfen hingen an den letzten Blumen, die gar traurig weiß die sterbenden Köpfe senkten, die Nachtigallen waren längst verschollen, von allen Seiten starrte mich an das Bild der Vergänglichkeit, — und mein Herz wollte schier brechen, als ich las, wie der edle Ritter betäubt und zermalmt am Boden lag und, ohne das Visier zu erheben, als wenn er aus dem Grabe gesprochen hätte, mit schwacher, kranker Stimme zu dem Sieger hinaussprach: „Dulcinea ist das schönste Weib der Welt und ich der unglücklichste Ritter auf Erden, aber es ziemt sich nicht, daß meine Schwäche diese Wahrheit verleugne — stoß zu mit der Lanze, Ritter!“

Ach! dieser leuchtende Ritter vom silbernen Monde, der den muthigsten und edelsten Mann der Welt besiegte, war ein verkappter Barbier!

Kapitel XVII.

Das ist nun lange her. Viele neue Lenze sind unterdessen hervorgeblüht, doch mangelte ihnen immer ihr mächtigster Reiz, denn ach! ich glaube nicht mehr den süßen Lügen der Nachtigall,

der Schmeichlerin des Frühlings, ich weiß, wie seine Herrlichkeit verweltet, und wenn ich die jüngste Rosenknospe erblicke, sehe ich sie im Geiste schmerzroth aufblühen, erbleichen und von den Winden verweht. Überall sehe ich einen verlappten Winter.

In meiner Brust aber blüht noch jene flammende Liebe, die sich sehnsüchtig über die Erde emporhebt, abenteuerlich herumschwärmt in den weiten, gähnenden Räumen des Himmels, dort zurückgestoßen wird von den kalten Sternen, und wieder heimjunkt zur kleinen Erde, und mit Seufzen und Jauchzen gestehen muß, daß es doch in der ganzen Schöpfung nichts Schöneres und Besseres giebt als das Herz der Menschen. Diese Liebe ist die Begeisterung, die immer göttlicher Art, gleichviel ob sie thörichte oder weise Handlungen verübt. — Und so hat der kleine Knabe keineswegs unnütz seine Thränen verschwendet, die er über die Leiden des närrischen Ritters vergoß, eben so wenig wie späterhin der Jüngling, als er manche Nacht im Studerstübchen weinte über den Tod der heiligsten Freiheitshelden, über König Agis von Sparta, über Cajus und Tiberius Gracchus von Rom, über Jesus von Jerusalem, und über Robespierre und Saint Just von Paris. Jetzt, wo ich die Toga virilis angezogen und selbst ein Mann sein will, hat das Weinen ein Ende, und es gilt zu handeln wie ein Mann, nachahmend die großen Vorgänger und, will's Gott! künftig ebenfalls beweint von Knaben und Jünglingen. Ja, diese sind es, auf die man noch rechnen kann in unserer kalten Zeit; denn Diese werden noch entzündet von dem glühenden Hauche, der ihnen aus den alten Büchern entgegenweht, und deshalb begreifen sie auch die Flammenherzen der Gegenwart. Die Jugend ist uneigennützig im Denken und Fühlen, und denkt und fühlt deshalb die Wahrheit am tiefsten, und geizt nicht, wo es gilt eine kühne Theilnahme an Bekenntnis und That. Die älteren Leute sind selbstsüchtig und kleinsinnig; sie denken mehr an die Interessen ihrer Kapitalien als an die Interessen der Menschheit; sie lassen ihr Schifflein ruhig fortschwimmen im Rinnstein des Lebens, und kümmern sich wenig um den Seemann, der auf hohem Meere gegen die Wellen kämpft; oder sie erkriechen mit flebrichter Beharrlichkeit die Höhe des Bürocratismus oder der Präsidentschaft ihres Klubs, und zucken die Achsel über die Heroenbilder, die der Sturm hinabwarf von der Säule des Ruhms, und dabei erzählen sie vielleicht, daß sie selbst in ihrer Jugend ebenfalls mit dem Kopf gegen die Wand gerannt seien, daß sie sich aber nachher mit der Wand wieder versöhnt hätten, denn die Wand sei das Absolute, das Gesezte, das an und für sich Seiende, das, weil es ist, auch vernünftig ist, weshalb auch derjenige unvernünftig ist, welcher einen allerhöchst vernünftigen, unwiderprechbar seienden, festgesetzten Absolutismus nicht extragen will. Ach! diese Verwerflichen, die uns in eine gelinde Anechtschaft hineinflosophieren wollen, sind immer noch achtens-

werther als jene Verworfenen, die bei der Vertheidigung des Despotismus sich nicht einmal auf vernünftige Vernunftgründe einlassen, sondern ihn geschichtskundig als ein Gewohnheitsrecht verfechten, woran sich die Menschen im Laufe der Zeit allmählich gewöhnt hätten, und das also rechtsgültig und gesetzkünftig unumstößlich sei.

Ach! ich will nicht wie Ham die Dede ausheben von der Scham des Vaterlandes, aber es ist entsetzlich, wie man's bei uns verstanden hat, die Sklaverei sogar geschwägig zu machen, und wie deutsche Philosophen und Historiker ihr Gehirn abmartern, um jeden Despotismus, und sei er noch so albern und tölpelhaft, als vernünftig oder als rechtsgültig zu vertheidigen. Schweigen ist die Ehre der Sklaven, sagt Tacitus; jene Philosophen und Historiker behaupten das Gegentheil, und zeigen auf die Ehrenbändchen in ihrem Knopfloch.

Vielleicht habt ihr doch recht, und ich bin nur ein Don Quixote, und das Lesen von allerlei wunderbaren Büchern hat mir den Kopf verwirrt, eben so wie dem Junker von La Mancha, und Jean Jacques Rousseau war mein Amadis von Gallien, Mirabeau war mein Roland oder Agramanth, und ich habe mich zu sehr hineinstudiert in die Heldenthaten der französischen Paladine und der Tafelrunde des Nationalkonvents. Freilich, mein Wahnsinn und die fixen Ideen, die ich aus jenen Büchern geschöpft, sind von entgegengelegter Art als der Wahnsinn und die fixen Ideen des Manchanners; Dieser wollte die untergehende Ritterzeit wieder herstellen, ich hingegen will Alles, was aus jener Zeit noch übrig geblieben ist, jetzt vollends vernichten, und da handeln wir also mit ganz verschiedenen Ansichten. Mein Kollege sah Windmühlen für Riesen an, ich hingegen kann in unseren heutigen Riesen nur prahlende Windmühlen sehen; Jener sah lederne Weinschläuche für mächtige Zauberer an, ich aber sehe in unseren jetzigen Zauberern nur den ledernen Weinschlauch; Jener hielt Bettlerherbergen für Kastele, Eseltreiber für Kavaliere, Stallbirnen für Hofdamen, ich hingegen halte unsre Kastele nur für Lumpenherbergen, unsre Kavaliere nur für Eseltreiber, unsre Hofdamen nur für gemeine Stallbirnen; wie Jener eine Puppenkomödie für eine Staatsaktion hielt, so halte ich unsre Staatsaktionen für leidige Puppenkomödien — doch eben so tapfer wie der tapfere Manchanner schlage ich drein in die hölzerne Wirthschaft. Ach! solche Heldenthat bekommt mir oft eben so schlecht wie ihm und ich muß, eben so wie er, Viel erdulden für die Ehre meiner Dame. Wollte ich sie verleugnen, aus eitel Furcht oder schnöder Gewinnsucht, so könnte ich behaglich leben in dieser seienden vernünftigen Welt, und ich würde eine schöne Maritorne zum Altare führen, und mich einsegnen lassen von seiften Zauberern und mit edlen Eseltreibern bankettieren, und gefahrlose Novellen und sonstige kleine Sklavchen zeugen! Statt Dessen, geschmückt mit den drei Farben meiner Dame, muß ich beständig auf der Mensur liegen und mich durch unsägliches Drangsal durchschlagen, und ich ersuchte

keinen Sieg, der mich nicht auch etwas Herzblut kostet. Tag und Nacht bin ich in Nöthen; denn jene Feinde sind so tückisch, daß Manche, die ich zu Tode getroffen, sich noch immer ein Mir gaben als ob sie lebten und, in alle Gestalten sich verwandelnd, mir Tag und Nacht verleiden konnten. Wie viel' Schmerzen habe ich durch solchen fatalen Spul schon erdulden müssen! Wo mir etwas Liebes blühte, da schlichen sie hin, die heimtückischen Gespenster, und knickten sogar die unschuldigsten Knospen. Überall, und wo ich es am wenigsten vermuthen sollte, entdeckte ich am Boden ihre silbrichte Schleimspur, und nehme ich mich nicht in Acht, so kann ich verderblich ausgleiten, sogar im Hause der nächsten Lieben. Ihr mögt lächeln, und solche Besorgnis für eitel Einbildungen gleich denen des Don Quixote halten. Aber eingebildete Schmerzen thun darum nicht minder weh, und bildet man sich ein, etwas Schierling genossen zu haben, so kann man die Nutzehrung bekommen, auf keinen Fall wird man davon fett. Und daß ich fett geworden sei, ist eine Verleumdung, wenigstens habe ich noch keine fette Sinekur erhalten, und ich hätte doch die dazu gehörigen Talente. Auch ist von dem Fett der Betterschaft Nichts an mir zu verspüren. Ich bilde mir ein, man habe alles Mögliche angewendet, um mich mager zu halten; als mich hungerte, da fütterte man mich mit Schlangen, als mich dürstete, da tränkte man mich mit Bermuth, man goß mir die Hölle ins Herz, daß ich Gift weinte und Feuer seufzte, man kroch mir nach bis in die Träume meiner Nächte — und da sehe ich sie, die grauenhaften Larven, die noblen Lakaien Gesichter mit fletschenden Zähnen, die drohenden Bankiernasen, die töblichen Augen, die aus den Kapuzen hervorstecken, die bleichen Manschettenhände mit blanken Messern —

Auch die alte Frau, die neben mir wohnt, meine Wandnachbarin, hält mich für verrückt, und behauptet, ich spräche im Schlafe das wahnsinnigste Zeug, und die vorige Nacht habe sie deutlich gehört, daß ich rief: „Dulcinea ist das schönste Weib der Welt und ich der unglücklichste Ritter auf Erden, aber es ziemt sich nicht, daß meine Schwäche diese Wahrheit verleugne — stoß zu mit der Lanze, Ritter!“

Spätere Nachschrift.

(November 1830.)

Ich weiß nicht, welche sonderbare Bietät mich davon abhielt, einige Ausdrücke, die mir bei späterer Durchsicht der vorstehenden Blätter etwas allzuherbe erschienen, im mindesten zu ändern. Das

Manuskript war schon so gelb verblühen wie ein Todter, und ich hatte Scheu es zu verstümmeln. Alles verjährt Geschriebene hat solch inwohnendes Recht der Unverletzlichkeit, und gar diese Blätter, die gewissermaßen einer dunkeln Vergangenheit angehören. Denn sie sind fast ein Jahr vor der dritten bourbonischen Hedschira geschrieben, zu einer Zeit, die weit herber war als der herbste Ausdruck, zu einer Zeit, wo es den Anschein gewann, als könnte der Sieg der Freiheit noch um ein Jahrhundert verzögert werden. Es war wenigstens bedenklich, wenn man sah, wie unsere Ritter so sichere Gesichter bekamen, wie sie die verblassten Wappen wieder frischbunt anstreichen ließen, wie sie mit Schild und Speer zu München und Potsdam turnierten, wie sie so stolz auf ihren Rossen saßen, als wollten sie nach Duedlinburg reiten, um sich neu auslegen zu lassen bei Gottfried Basse. Noch unerträglicher waren die triumphierend türkischen Angelein unserer Pfäffelein, die ihre langen Ohren so schlau unter der Kapuze zu verbergen wußten, daß wir die verderblichsten Rüsse erwarteten. Man konnte gar nicht vorher wissen, daß die edlen Ritter ihre Pfeile so kläglich verschießen würden, und meistens anonym oder wenigstens im Davonjagen, mit abgewendetem Gesichte, wie fliehende Baschiren. Eben so wenig konnte man vorher wissen, daß die Schlangenlist unserer Pfäffelein so zu Schanden werde — ach! es ist fast Mitleiden erregend, wenn man sieht, wie schlecht sie ihr bestes Gift zu brauchen wissen, da sie uns aus Wuth in großen Stüden den Arsenik an den Kopf werfen, statt ihn lothweis und liebevoll in unsere Suppen zu schütten, wenn man sieht, wie sie aus der alten Kinderwäsche die verjährten Windeln ihrer Feinde hervortramen, um Unrath zu erschnüffeln, wie sie sogar die Väter ihrer Feinde aus dem Grabe hervornühlen, um nachzusehen, ob sie etwa beschnitten waren — O der Thoren! die da meinen entdeckt zu haben, der Löwe gehöre eigentlich zum Raubgeschlecht, und die mit dieser naturgeschichtlichen Entdeckung noch so lang herumzischen werden, bis die große Raße das *ex ungus leonem* an ihrem eignen Fleische bewährt! O der obstrukten Wichte, die nicht eher erleuchtet werden, bis sie selbst an der Laterne hängen! Mit den Gedärmen eines Esels möchte ich meine Leser besaiten, um sie nach Würden zu besingen, die geschorenen Dummköpfe!

Eine gewaltige Lust ergreift mich! Während ich sitze und schreibe, erklingt Musik unter meinem Fenster, und an dem elegischen Grimm der langgezogenen Melodie erkenne ich jene Parseiller Hymne, womit der schöne Barbaroux und seine Gefährten die Stadt Paris begrüßten, jener Ruhreigen der Freiheit, bei dessen Tönen die Schweizer in den Tuilerien das Heimweh bekamen, jener triumphierende Todesgesang der Gironde, das alte, süße Wiegenlied —

Welch ein Lied! Es durchschauert mich mit Feuer und Freude, und entzündet in mir die glühenden Sterne der Begeisterung und die Raketen des Spottes. Ja, diese sollen nicht fehlen bei dem

großen Feuerwerk der Zeit. Klingenbe Flammenströme des Gefanges sollen sich ergießen von der Höhe der Freiheitslust, in kühnen Kaskaden, wie sich der Ganges herabstürzt vom Himalaya! Und du, holde Sathra, Tochter der gerechten Themis und des hochsfüßigen Pan, leih mir deine Nisse, du bist ja mütterlicher Seite dem Titanengeschlechte entsprossen, und hassest gleich mir die Feinde deiner Sippschaft, die schwächlichen Usurpatoren des Olymps. Leih mir das Schwert deiner Mutter, damit ich sie richte, die verhasste Braut, und gieb mir die Pidselsöte deines Vaters, damit ich sie zu Tode pfeife —

Schon hören sie das tödtliche Pfeifen, und es ergreift sie der panische Schrecken, und sie entfliehen wieder in Thiergestalten wie damals, als wir den Pelion stülpten auf den Ossa —

Aux armes, citoyens!

Man that uns armen Titanen sehr Unrecht, als man die düstre Wildheit tadelte, womit wir bei jenem Himmelssturm heraufstoben — ach! da unten im Tartaros, da war es grauenhaft und dunkel, und da hörten wir nur Cerberusgeheul und Kettengeklirr, und es ist verzeihlich, wenn wir etwas ungeschlacht erschienen in Vergleichung mit jenen Göttern comme il faut, die fein und gesittet in den heiteren Salons des Olymp's so viel lieblichen Nektar und süße Musikkoncerte genossen.

Ich kann nicht weiter schreiben, denn die Musil unter meinem Fenster berauscht mir den Kopf, und immer gewaltiger greift herauf der Refrain:

Aux armes, citoyens!

Schlußwort.

(Geschrieben den 29. November 1830.)

Es war eine niedergedrückte, arretrierte Zeit in Deutschland, als ich den zweiten Band der Reisebilder schrieb und während des Schreibens drucken ließ. Ehe er aber erschien, verlautete schon Etwas davon im Publikum, es hieß, mein Buch wolle den eingeschüchterten Freiheitsmuth wieder aufmuntern, und man tresse schon Maßregeln, es ebenfalls zu unterdrücken. Bei solchem Gerüchte war es rathsam, das Werk um so schneller zu fördern und aus der Presse zu jagen. Da es eine gewisse Vogenzahl enthalten mußte, um den Ansprüchen einer hochlöblichen Censur zu entgehen, so glich ich in jener Noth dem Benvenuto Cellini, als er beim Guß des Perseus nicht Erz genug hatte, und zur Füllung der Form alle zinnerne Teller, die ihm zur Hand lagen, in den Schmelzofen warf. Es war gewiß leicht, das Binn, besonders das zinnerne Ende des Buches,

von dem besseren Erze zu unterscheiden; doch wer das Handwerk verstand, verrieth den Meister nicht.

Wie aber Alles in der Welt wiederkehren kann, so geschieht es auch, daß sich zufälligerweise bei diesem Bande eine ähnliche Bedrängnis ereignet, und ich habe wieder eine Menge Zinn in den Guss werfen müssen, und ich wünsche, daß man meine Zinngießereien nur der Zeitnoth zuschreibe.

Ach! ist ja das ganze Buch aus der Zeitnoth hervorgegangen, ebenso wie die früheren Schriften ähnlicher Richtung; die näheren Freunde des Verfassers, die seiner Privatverhältnisse kundig sind, wissen sehr gut, wie wenig ihn die eigene Selbstsucht zur Tribüne drängt, und wie groß die Opfer sind, die er bringen muß für jedes freie Wort, das er seitdem gesprochen — und, will's Gott! noch sprechen wird. Jetzt ist das Wort eine That, deren Folgen sich nicht abmessen lassen; kann doch Keiner genau wissen, ob er nicht gar am Ende als Blutzzeuge auftreten muß für das Wort.

Seit mehreren Jahren warte ich vergebens auf das Wort jener kühnen Redner, die einst in den Versammlungen der deutschen Burschenschaft so oft uns Wort baten, und mich so oft durch ihre rhetorischen Talente überwunden, und eine so vielversprechende Sprache gesprochen; sie waren sonst so vorlaut, und sind jetzt so nachsicht. Wie schmähten sie damals die Franzosen und das welsche Babel und den undeutschen, frivolen Vaterlandsverräther, der das Frauenthum lobte. Jenes Lob hat sich bewährt in der großen Woche.

Ach, die große Woche von Paris! Der Freiheitsmuth, der von dort herüberwehte nach Deutschland, hat freilich hie und da die Nachlichter umgeworfen, so daß die rothen Gardinen an einigen Thronen in Brand geriethen und die goldnen Kronen heiß wurden unter den lodernden Schlafmützen; — aber die alten Häfcher, denen die Reichspolizei anvertraut, schleppen schon die Böschheimer herbei, und schnüffeln jetzt um so wachsamer und schmieden um so fester die heimlichen Ketten, und ich merke schon, unsichtbar wölbt sich eine noch dichtere Kerkermauer um das deutsche Volk.

Armes, gefangenes Volk! verzage nicht in deiner Noth! — O daß ich Katapulte sprechen könnte! O daß ich Salarika hervorschießen könnte aus meinem Herzen!

Von meinem Herzen schmilzt die vornehme Eiskrinde, eine seltsame Wehmuth beschleicht mich — ist es Liebe und gar Liebe für das deutsche Volk? Oder ist es Krankheit? — Meine Seele bebt, und es brennt mir im Auge, und Das ist ein ungünstiger Zustand für einen Schriftsteller, der den Stoff beherrschen und hübsch objektiv bleiben soll, wie es die Kunstschule verlangt, und wie es auch Goethe gethan — er ist achtzig Jahr' dabei alt geworden und Minister und wohlhabend — armes deutsches Volk! Das ist dein größter Mann!

Es fehlen mir noch einige Oktavseiten, und ich will deshalb noch eine Geschichte erzählen — sie schwebt mir schon seit gestern

im Sinne — es ist eine Geschichte aus dem Leben Karl's V^o). Doch ist es schon lange her, seit ich sie vernahm, und ich weiß die besonderen Umstände nicht mehr ganz genau. So was vergißt sich leicht, wenn man kein bestimmtes Gehalt dafür bezieht, daß man die alten Geschichten alle halbe Jahre vom Hefte abliest. Was ist aber auch daran gelegen, wenn man die Ortsnamen und Jahrzahlen der Geschichten vergessen hat; wenn man nur ihre innere Bedeutung, ihre Moral, im Gedächtnisse behalten. Diese ist es eigentlich, die mir im Sinne klingt und mich wehmüthig bis zu Thränen stimmt. Ich fürchte, ich werde krank.

Der arme Kaiser war von seinen Feinden gefangen genommen, und saß in schwerer Haft. Ich glaube, es war in Tyrol. Da saß er in einsamer Betrübniß, verlassen von allen seinen Rittern und Höslingen, und Keiner kam ihm zu Hilfe. Ich weiß nicht, ob er schon damals jenes käsebleiche Gesicht hatte, wie es auf den Bildern von Holbein abkonterfeit ist. Aber die menschenverachtende Unterlippe trat gewiß noch gewaltsamer hervor als auf jenen Bildern. Musste er doch die Leute verachten, die im Sonnenschein des Glückes ihn so ergeben umwebelt und ihn jetzt allein ließen in dunkler Noth. Da öffnete sich plötzlich die Kerkerthüre und herein trat ein verhüllter Mann, und wie Dieser den Mantel zurückschlug, erkannte der Kaiser seinen treuen Kunz von der Rosen, den Hofnarren. Dieser brachte ihm Trost und Rath, und es war der Hofnarr.

O deutsches Vaterland! theures deutsches Volk! ich bin dein Kunz von der Rosen. Der Mann, dessen eigentliches Amt die Kurzweil, und der dich nur belustigen sollte in guten Tagen, er dringt in deinen Kerker zur Zeit der Noth; hier unter dem Mantel bringe ich dir dein starkes Scepter und die schöne Krone — erkennst du mich nicht, mein Kaiser? Wenn ich dich nicht befreien kann, so will ich dich wenigstens trösten, und du sollst Jemanden um dich haben, der mit dir schwätzt über die bedränglichste Drangsal, und dir Muth einspricht, und dich lieb hat, und dessen bester Späß und bestes Blut zu deinen Diensten steht. Denn du, mein Volk, bist der wahre Kaiser, der wahre Herr der Lande — dein Wille ist souverän und viel legitimer, als jenes purpurne *Tel est notre plaisir*, das sich auf ein göttliches Recht beruft, ohne alle andre Gewähr als die Salbadereien geschorener Gauller — dein Wille, mein Volk, ist die alleinig rechtmäßige Quelle aller Macht. Wenn du auch in Fesseln darniederlegst, so siegt doch am Ende dein gutes Recht, es naht der Tag der Befreiung, eine neue Zeit beginnt — mein Kaiser, die Nacht ist vorüber, und draußen glüht das Morgenroth.

Kunz von der Rosen, mein Narr, du irrst dich, ein blankes

*) „aus dem Leben des Kaisers Maximilian“ heißt es richtig in der französischen Ausgabe.
Anmerkung des Herausgebers.

Beil hältst du vielleicht für eine Sonne, und das Morgenroth ist Nichts als Blut.

Nein, mein Kaiser, es ist die Sonne, obgleich sie im Westen hervorsteigt — seit sechstausend Jahren sah man sie immer aufgehen im Osten, da wird es wohl Zeit, daß sie mal eine Veränderung vornehme in ihrem Lauf.

Kunz von der Rosen, mein Narr, du hast ja die Schellen verloren von deiner rothen Mütze, und sie hat jetzt so ein seltsames Ansehen, die rothe Mütze.

Ach, mein Kaiser, ich habe ob Eurer Noth so wüthend ernsthaft den Kopf geschüttelt, daß die närrischen Schellen abfielen von der Mütze; sie ist aber darum nicht schlechter geworden.

Kunz von der Rosen, mein Narr, was bricht und kracht da draußen?

Seid still! Das ist die Säge und Zimmermannsart, und bald brechen zusammen die Pforten Eures Kerkers, und Ihr seid frei, mein Kaiser!

Bin ich denn wirklich Kaiser? Ach, es ist ja der Narr, der es mir sagt!

O, seufzt nicht, mein lieber Herr, die Kerkerluft macht Euch so verzagt; wenn Ihr erst wieder Eure Macht errungen, fühlt Ihr auch wieder das kühne Kaiserblut in Euren Adern, und Ihr seid stolz wie ein Kaiser, und übermüthig, und gnädig, und ungerecht, und lächelnd, und undankbar, wie Fürsten sind.

Kunz von der Rosen, mein Narr, wenn ich wieder frei werde, was willst du dann anfangen?

Ich will mir dann neue Schellen an meine Mütze nähen.

Und wie soll ich deine Treue belohnen?

Ach! lieber Herr, laßt mich nicht umbringen!

Der Thee.

Humoreske.

(1830.)

Der Schauplatz der Geschichte, die ich jetzt erzählen will, sind wieder die Bäder von Lucca.

Fürchte dich nicht, deutscher Leser; es ist gar keine Politik darin, sondern bloß Philosophie, oder vielmehr eine philosophische Moral, wie du es gern hast. Es ist wirklich sehr politisch von dir, wenn du von Politik Nichts wissen willst, du erführest doch nur Unangenehmes oder Demüthigendes. Meine Freunde waren mit Recht über mich ungehalten, daß ich mich die letzten Jahre fast nur mit Politik beschäftigt und sogar politische Bücher herausgab. „Wir lesen sie zwar nicht,“ sagten sie, „aber es macht uns schon ängstlich, daß so Etwas in Deutschland gedruckt wird, in dem Lande der Philosophie und der Poesie. Willst du nicht mit uns träumen, so wecke uns wenigstens nicht aus dem süßen Schläfe. Laß du die Politik, verschwende nicht daran deine schöne Zeit, vernachlässige nicht dein schönes Talent für Liebeslieder, Tragödien, Novellen, und gebe uns darin deine Kunstansichten oder irgend eine gute philosophische Moral.“

Wohlan, ich will mich ruhig wie die Andern aufs träumerische Polster hinstrecken und meine Geschichte erzählen. Die philosophische Moral, die darin enthalten sein soll, besteht in dem Satze: daß wir zuweilen lächerlich werden können, ohne im Geringsten selbst daran Schuld zu sein. Eigentlich sollte ich bei diesem Satze in der ersten Person des Singularis sprechen — nun ja, ich will es, lieber Leser, aber ich bitte dich, stimme nicht ein in ein Gelächter, das ich nicht verschuldet. Denn ist es meine Schuld, daß ich einen guten Geschmack habe, und daß guter Thee mir gut schmeckt? Und ich bin ein dankbarer Mensch, und als ich in den Bädern von Lucca war, lobte ich meinen Hauswirth, der mir dort so guten Thee gab, wie ich ihn noch nie getrunken.

Dieses Loblied hatte ich auch bei Lady Woolen, die mit mir in demselben Hause wohnte, sehr oft angestimmt, und diese Dame wunderte sich darüber um so mehr, da sie, wie sie klagte, trotz allen

Bitten von unserem Hauswirth keinen guten Thee erhalten konnte und deshalb genöthigt war, ihren Thee per Estafette aus Livorno kommen zu lassen.

„Der ist aber himmlisch!“ setzte sie hinzu und lächelte göttlich.

Milady, erwiderte ich, ich wette, der meinige ist noch viel besser.

Die Damen, die zufällig gegenwärtig, wurden jetzt von mir zum Thee eingeladen, und sie versprachen, des anderen Tages um sechs Uhr auf jenem heiteren Hügel zu erscheinen, wo man so traulich beisammen sitzen und ins Thal hinabschauen kann.

Die Stunde kam, Tischehen gedeckt, Butterbröddchen geschnitten, Dämchen vergnügt schwazend — aber es kam kein Thee.

Es war Sechs, es wurde halb Sieben, die Abendschatten ringelten sich wie schwarze Schlangen um die Füße der Berge, die Wälder dufteten immer sehnächtiger, die Vögel zwitscherten immer dringender — aber es kam kein Thee. Die Sonnenstrahlen beleuchteten nur noch die Häupter der Berge, und ich machte die Damen darauf aufmerksam, daß die Sonne verzögernd scheide, und sichtbar ungern die Gesellschaft ihrer Mitsonnen verlasse.

Das war gut gesagt — aber der Thee kam nicht.

Endlich, endlich mit seufzendem Gesicht, kam mein Hauswirth und frug: ob wir nicht Sorbett statt des Thees genießen wollten?

„Thee! Thee!“ riefen wir Alle einstimmig.

Und zwar denselben — setzte ich hinzu — den ich täglich trinke.

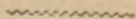
„Von demselben, Exzellenzen? Es ist nicht möglich!“

Weshalb nicht möglich? rief ich verdrießlich.

Immer verlegener wurde mein Hauswirth, er stammelte, er stockte; nur nach langem Sträuben kam er zu einem Geständnis — und es löste sich das schreckliche Räthsel.

Mein Herr Hauswirth verstand nämlich die bekannte Kunst, den Theetopf, woraus schon getrunken worden, wieder mit ganz vorzüglich heißem Wasser zu füllen, und der Thee, der mir so gut geschmeckt, und wovon ich so viel geprahlt, war Nichts anders, als der jedesmalige Aufguß von demselben Thee, den meine Hausgenossin, Lady Woolen, aus Livorno kommen ließ.

Die Berge rings um die Wälder von Lucca haben ein ganz außerordentliches Echo, und wissen ein lautes Damengelächter gar vielfach zu wiederholen.



Englische Fragmente.

(1828.)

Glückseliges Albion, lustiges Alt-England! warum verließ ich dich? — Um die Gesellschaft von Gentlemen zu fliehen und unter Lumpengefindel der Einzige zu sein, der mit Bewußtsein lebt und handelt?

„Die ehrlichen Leute“ von W. Aleris

Vorwort zur ersten Auflage.

Die „Englischen Fragmente“ sind zum Theil vor zwei Jahren für die „Allgemeinen politischen Annalen,“ die ich damals mit Lindner herausgab, nach Zeitbedürfnissen geschrieben worden, und, ihre Nützlichkeit beachtend, habe ich sie den „Reisebildern“ als Ergänzung einverleibt.

Ich wünsche, daß der geneigte Leser den Zweck der Mittheilung bei diesen Fragmenten nicht verkennen möge. Vielleicht liefere ich in zeitgemäßer Folge noch einige Kunden dieser Art. Unsere Literatur ist nicht allzu reichlich damit versehen. Obgleich England von deutschen Novellendichtern oft geschildert wird, so ist doch Willibald Alexis der Einzige, der die dortigen Lokalitäten und Kostüme mit treuen Farben und Umrissen zu geben wußte. Ich glaube, er ist nicht einmal im Lande selbst gewesen, und er kennt dessen Physiognomie nur durch jene wunderbare Intuition, die einem Poeten die Anschauung der Wirklichkeit entbehrlich macht. So schrieb ich selbst vor elf Jahren den „William Ratcliff,“ worauf ich hier um so mehr zurückweisen möchte, da nicht bloß eine treue Schilderung Englands, sondern auch die Reime meiner spätern Betrachtungen über dieses Land, das ich damals noch nie gesehen, darin enthalten sind.

Was Reisebeschreibung betrifft, so giebt es, außer Archenholz und Göde, gewiß kein Buch über England, das uns die dortigen Zustände besser veranschaulichen könnte, als die, dieses Jahr bei Franckh in München erschienenen „Briefe eines Verstorbenen; ein fragmentarisches Tagebuch aus England, Wales, Irland und Frankreich, geschrieben in den Jahren 1828 und 1829.“ Es ist dieses noch in mancher anderen Hinsicht ein vortreffliches Buch und verdient in vollem Maße das Lob, das ihm Goethe und Barchnagen von Ense in den Berliner Jahrbüchern für wissenschaftliche Kritik gespendet haben.

Hamburg, den 15. November 1830.

Heinrich Heine.

L

Gespräch auf der Themse.

— — — Der gelbe Mann stand neben mir auf dem Verdeck, als ich die grünen Ufer der Themse erblickte, und in allen Winkeln meiner Seele die Nachtigallen erwachten. „Land der Freiheit,“ rief ich, „ich grüße dich! — Sei mir gegrüßt, Freiheit, junge Sonne der verjüngten Welt! Jene ältere Sonnen, die Liebe und der Glaube, sind wels und kalt geworden, und können nicht mehr leuchten und wärmen. Verlassen sind die alten Myrtenwälder, die einst so überfüllt waren, und nur noch blöde Turteltauben nisteten in den zärtlichen Büschen. Es sinken die alten Dome, die einst von einem übermüthig frommen Geschlechte, das seinen Glauben in den Himmel hineinbauen wollte, so riesenhoch aufgethürmt wurden; sie sind morsch und verfallen, und ihre Götter glauben an sich selbst nicht mehr. Diese Götter sind abgelebt, und unsere Zeit hat nicht Phantasie genug, neue zu schaffen. Alle Kraft der Menschenbrust wird jetzt zu Freiheitsliebe, und die Freiheit ist vielleicht die Religion der neuen Zeit, und es ist wieder eine Religion, die nicht den Reichen gepredigt wurde, sondern den Armen, und sie hat ebenfalls ihre Evangelisten, ihre Märtyrer und ihre Nischarioths!“

„Junger Enthusiast,“ sprach der gelbe Mann, „Sie werden nicht finden, was Sie suchen. Sie mögen Recht haben, daß die Freiheit eine neue Religion ist, die sich über die ganze Erde verbreitet. Aber wie einst jedes Volk, indem es das Christenthum annahm, solches nach seinen Bedürfnissen und seinem eignen Charakter modelte, so wird jedes Volk von der neuen Religion, von der Freiheit, nur Dasjenige annehmen, was seinen Lokalbedürfnissen und seinem Nationalcharakter gemäß ist.“

„Die Engländer sind ein häusliches Volk, sie leben in begrenztem, umfriedetem Familienleben; im Kreise seiner Angehörigen sucht der Engländer jenes Seelenbehagen, das ihm schon durch seine angeborene gesellschaftliche Unbeholfenheit außer dem Hause versagt ist. Der Engländer ist daher mit jener Freiheit zufrieden, die seine persönlichen Rechte verbürgt, und seinen Leib, sein Eigenthum, seine Ehe, seinen Glauben und sogar seine Grillen unbedingt schützt. In seinem Hause ist Niemand freier als ein Engländer; um mich eines berühmten Ausdrucks zu bedienen, er ist König und Bischof in seinen

bier Pfählen, und nicht unrichtig ist sein gewöhnlicher Wahlspruch: My house is my castle.

Ist nun bei den Engländern das meiste Bedürfnis nach persönlicher Freiheit, so möchte wohl der Franzose im Nothfall diese entbehren können, wenn man ihn nur jenen Theil der allgemeinen Freiheit, den wir Gleichheit nennen, vollauf genießen läßt. Die Franzosen sind kein häusliches Volk, sondern ein geselliges, sie lieben kein schweigendes Beisammensitzen, welches sie une conversation anglaise nennen, sie laufen plaudernd vom Kaffeehaus nach dem Kasino, vom Kasino nach den Salons, ihr leichtes Champagnerblut und angeborenes Umgangstalent treibt sie zum Gesellschaftsleben, und dessen erste und letzte Bedingung, ja dessen Seele ist: die Gleichheit. Mit der Ausbildung der Gesellschaftlichkeit in Frankreich mußte daher auch das Bedürfnis der Gleichheit entstehen, und wenn auch der Grund der Revolution im Budget zu suchen ist, so wurde ihr doch zuerst Wort und Stimme verliehen von jenen geistreichen Noturiere, die in den Salons von Paris mit der hohen Noblesse scheinbar auf einem Fuße der Gleichheit lebten, und doch dann und wann, sei es auch nur durch ein kaum bemerkbares, aber desto tiefer verlegendes Zerknäheln, an die große, schmachvolle Ungleichheit erinnert werden; — und wenn die canaille returiere sich die Freiheit nahm, jene hohe Noblesse zu köpfen, so geschah Dieses vielleicht weniger, um ihre Güter als um ihre Ahnen zu erben, und statt der bürgerlichen Ungleichheit eine adlige Gleichheit einzuführen. Daß dieses Streben nach Gleichheit das Hauptprincip der Revolution war, dürfen wir um so mehr glauben, da die Franzosen sich bald glücklich und zufrieden fühlten unter der Herrschaft ihres großen Kaisers, der, ihre Unmündigkeit beachtend, all ihre Freiheit unter seiner strengen Kuratel hielt, und ihnen nur die Freude einer völligen, ruhmvollen Gleichheit überließ.

„Weit geduldiger als der Franzose erträgt daher der Engländer den Anblick einer bevorrechteten Aristokratie; er tröstet sich, daß er selbst Rechte besitzt, die es jener unmöglich machen, ihn in seinen häuslichen Komforts und in seinen Lebensansprüchen zu stören. Auch trägt jene Aristokratie nicht jene Rechte zur Schau, wie auf dem Kontinente. In den Straßen und öffentlichen Vergnügungssälen London's sieht man bunte Bänder nur auf den Hauben der Weiber und goldne und silberne Abzeichen nur auf den Röcken der Damen. Auch jene schöne bunte Livree, die bei uns einen bevorrechteten Wehrstand ankündigt, ist in England Nichts weniger als eine Ehrenausszeichnung; wie ein Schauspieler sich nach der Vorstellung die Schminke abwischt, so elst auch der englische Officier, sich seines rothen Rods zu entledigen, sobald die Dienststunde vorüber ist, und im schlichten Rod eines Gentleman ist er wieder ein Gentleman. Nur auf dem Theater zu St. James gelten jene Dekorationen und Kostüme, die aus dem Rehricht des Mittelalters aufbewahrt worden;

da flattern die Ordensbänder, da blinken die Sterne, da rauschen die seidenen Hosen und Atlaschleppen, da knarren die goldenen Sporen und altfranzösischen Redensarten, da bläht sich der Ritter, da spreizt sich das Fräulein. Aber was kümmert einen freien Engländer die Hofkomödie zu St. James! wird er doch nie davon belästigt, und verwehrt es ihm ja Niemand, wenn er in seinem Hause ebenfalls Komödie spielt, und seine Hausofficianten vor sich knien läßt, und mit dem Strumpfsband der Köchin tändelt — honni soit qui mal y pense!

„Was die Deutschen betrifft, so bedürfen sie weder der Freiheit noch der Gleichheit. Sie sind ein spekulatives Volk, Ideologen, Vor- und Nachdenker, Träumer, die nur in der Vergangenheit und in der Zukunft leben, und keine Gegenwart haben. Engländer und Franzosen haben eine Gegenwart, bei ihnen hat jeder Tag seinen Kampf und Gegenkampf und seine Geschichte. Der Deutsche hat Nichts, wofür er kämpfen sollte, und da er zu muthmaßen begann, daß es doch Dinge geben könne, deren Besitz wünschenswerth wäre, so haben wohlweise seine Philosophen ihn gelehrt, an der Existenz solcher Dinge zu zweifeln. Es läßt sich nicht leugnen, daß auch die Deutschen die Freiheit lieben, aber anders wie andere Völker. Der Engländer liebt die Freiheit wie sein rechtmäßiges Weib, er besitzt sie, und wenn er sie auch nicht mit absonderlicher Zärtlichkeit behandelt, so weiß er sie doch im Nothfall wie ein Mann zu vertheidigen, und wehe dem rothgeröckten Burschen, der sich in ihr heiliges Schlafgemach drängt — sei es als Gallant oder als Scherge. Der Franzose liebt die Freiheit wie seine Braut. Er glüht für sie, er flammt, er wirft sich zu ihren Füßen mit den überspanntesten Beethenerungen, er schlägt sich für sie auf Tod und Leben, er begehrt für sie tausenderlei Thorheiten. Der Deutsche liebt die Freiheit wie seine alte Großmutter.“

War wunderbarlich sind doch die Menschen! Im Vaterlande brummen wir, jede Dummheit, jede Verkehrtheit dort verdriest uns, wie Knaben möchten wir täglich davonlaufen in die weite Welt; sind wir endlich wirklich in die weite Welt gekommen, so ist uns diese wieder zu weit, und heimlich sehnen wir uns oft wieder nach den engen Dummheiten und Verkehrtheiten der Heimat, und wir möchten wieder dort in der alten wohlbekannten Stube sitzen, und uns, wenn es anginge, ein Haus hinter dem Ofen bauen, und warm drin hocken, und den allgemeinen Anzeiger der Deutschen lesen. So ging es auch mir auf der Reise nach England. Kaum verlor ich den Anblick der deutschen Küste, so erwachte in mir eine kurtose Nachliebe für jene teutonischen Schlafmützen- und Perückenwälder, die ich eben noch mit Unmuth verlassen, und als ich das Vaterland aus den Augen verloren hatte, fand ich es im Herzen wieder.

Daher mochte wohl meine Stimme etwas weich klingen, als ich dem gelben Mann antwortete: „Lieber Herr, scheltet mir nicht die

Deutschen! Wenn sie auch Träumer sind, so haben doch Manche unter ihnen so schöne Träume geträumt, daß ich sie kaum vertauschen möchte gegen die wachende Wirklichkeit unserer Nachbarn. Da wir Alle schlafen und träumen, so können wir vielleicht die Freiheit entbehren; denn unsere Tyrannen schlafen ebenfalls und träumen bloß ihre Tyrannei. Nur damals sind wir erwacht, als die katholischen Römer unsere Traumfreiheit geraubt hatten; da handelten wir und siegten, und legten uns wieder hin und träumten. O Herr, spottet nicht unserer Träumer, dann und wann, wie Somnambule, sprechen sie Wunderbares im Schlafe, und ihr Wort wird Saat der Freiheit. Keiner kann absehen die Wendung der Dinge. Der spleenige Britte, seines Weibes überdrüssig, legt ihr vielleicht einen Strick um den Hals und bringt sie zum Verkauf nach Smithfield. Der flatternde Franzose wird seiner geliebten Braut vielleicht treulos und verläßt sie, und tänzelt singend nach den Hofdamen (courtisanes) seines königlichen Palastes (palais royal). Der Deutsche wird aber seine alte Großmutter nie ganz von der Thüre stoßen, er wird ihr immer ein Plätzchen am Herde gönnen, wo sie den horchenden Kindern ihre Märchen erzählen kann. — Wenn einst, was Gott verhüte, in der ganzen Welt die Freiheit verschwunden ist, so wird ein deutscher Träumer sie in seinen Träumen wieder entdecken.“

Während nun das Dampfboot, und auf demselben unser Gespräch, den Strom hinaufschwamm, war die Sonne untergegangen, und ihre letzten Strahlen beleuchteten das Hospital zu Greenwich, ein imposantes pallastgleiches Gebäude, das eigentlich aus zwei Flügeln besteht, deren Zwischenraum leer ist, und einen, mit einem artigen Schloßlein gekrönten, waldgrünen Berg den Vorbeifahrenden sehen läßt. Auf dem Wasser nahm jetzt das Gewühl der Schiffe immer zu, und ich wunderte mich, wie geschieht diese großen Fahrzeuge sich einander ausweichen. Da grüßt im Begegnen manch ernsthaft freundliches Gesicht, das man nie gesehen hat, und vielleicht auch nie wieder sehen wird. Man fährt sich so nahe vorbei, daß man sich die Hände reichen könnte zum Willkommen und Abschied zu gleicher Zeit. Das Herz schwillt beim Anblick so vieler schwellenden Segel und wird wunderbar aufgeregt, wenn vom Ufer her das verworrene Summen und die ferne Tanzmusik und der dumpfe Matrosenlärm herandröhnt. Aber im weißen Schleier des Abendnebels verschwimmen allmählich die Kontouren der Gegenstände, und sichtbar bleibt nur ein Wald von Mastbäumen, die lang und kahl hervorragen.

Der gelbe Mann stand noch immer neben mir und schaute sinnend in die Höhe, als suche er im Nebelhimmel die bleichen Sterne. Noch immer in die Höhe schauend, legte er die Hand auf meine Schulter, und in einem Tone, als wenn geheime Gedanken unwillkürlich zu Worten werden, sprach er: „Freiheit und Gleichheit! man findet sie nicht hier unten und nicht einmal dort oben. Dort

tene Sterne sind nicht gleich, einer ist größer und leuchtender als der andere, keiner von ihnen wandelt frei, alle gehorchen sie vorgeschriebenen, eisernen Gesetzen — Sklaverei ist im Himmel wie auf Erden."

„Das ist der Tower!“ rief plötzlich einer unserer Reisegefährten, indem er auf ein hohes Gebäude zeigte, das aus dem nebelbedeckten London wie ein gespenstisch dunkler Traum hervorstieg.

II.

L o n d o n.

Ich habe das Merkwürdigste gesehen, was die Welt dem staunenden Geiste zeigen kann, ich habe es gesehen, und staune noch immer — noch immer starrt in meinem Gedächtnisse dieser steinerne Wald von Häusern und dazwischen der drängende Strom lebendiger Menschengesichter mit all' ihren bunten Leidenschaften, mit all' ihrer grauenhaften Hast der Liebe, des Hungers und des Hasses — ich spreche von London.

Schickt einen Philosophen nach London; bei Leibe keinen Poeten! Schickt einen Philosophen hin und stellt ihn an eine Ecke von Cheapside, er wird hier mehr lernen als aus allen Büchern der letzten Leipziger Messe; und wie die Menschenwogen ihn umrauschen, so wird auch ein Meer von neuen Gedanken vor ihm aufsteigen, der ewige Geist, der darüber schwebt, wird ihn anwehen, die verborgensten Geheimnisse der gesellschaftlichen Ordnung werden sich ihm plötzlich offenbaren, er wird den Pulsschlag der Welt hörbar vernehmen und sichtbar sehen — denn wenn London die rechte Hand der Welt ist, die thätige, mächtige rechte Hand, so ist jene Straße, die von der Börse nach Downingstreet führt, als die Pulsader der Welt zu betrachten.

Aber schickt keinen Poeten nach London! Dieser bare Ernst aller Dinge, diese kolossale Einförmigkeit, diese maschinenhafte Bewegung, diese Verdrücktheit der Freude selbst, dieses übertriebene London erdrückt die Phantasie und zerretzt das Herz. Und wolltet ihr gar einen deutschen Poeten hinschicken, einen Träumer, der vor jeder einzelnen Erscheinung stehen bleibt, etwa vor einem zerlumpten Bettelweib oder einem blanken Goldschmiedladen — o! dann geht es ihm erst recht schlimm, und er wird von allen Seiten fortgeschoben oder gar mit einem milden God damn! niedergestochen. God damn! das verdamnte Stoßen! Ich merkte bald, dieses Volk hat Viel zu thun. Es lebt auf einem großen Fuße, es will, ohgleich Futter und Kleider in seinem Lande theurer sind als bei uns,

dennoch besser gefüttert und besser gekleidet sein als wir; wie zur Bornehmheit gehört, hat es auch große Schulden, dennoch aus Großprahlerei wirft es zuweilen seine Guineen zum Fenster hinaus, bezahlt andere Völker, daß sie sich zu seinem Vergnügen herumboxen, giebt dabei ihren respektiven Königen noch außerdem ein gutes Douceur — und deshalb hat John Bull Tag und Nacht zu arbeiten, um Geld zu solchen Ausgaben anzuschaffen, Tag und Nacht muß er sein Gehirn anstrengen zur Erfindung neuer Maschinen, und er sitzt und rechnet im Schweiß seines Angesichts, und rennt und läuft, ohne sich viel umzusehen, vom Hafen nach der Börse, von der Börse nach dem Strand, und da ist es sehr verzeihlich, wenn er an der Ecke von Cheapside einen armen deutschen Poeten, der, einen Wilderladen angassend, ihm in dem Wege steht, etwas unfaust auf die Seite stößt. „God damn!“

Das Bild aber, welches ich an der Ecke von Cheapside angasste, war der Übergang der Franzosen über die Beresina.

Als ich, aus dieser Betrachtung aufgerüttelt, wieder auf die tosende Straße blickte, wo ein buntscheckiger Knäul von Männern, Weibern, Kindern, Pferden, Postkutschen, darunter auch ein Leichenzug, sich brausend, schreiend, ächzend und knarrend dahinwälzte: da schien es mir, als sei ganz London so eine Beresinabrücke, wo Jeder in wahnsinniger Angst, um sein bißchen Leben zu fristen, sich durchdrängen will, wo der feste Reiter den armen Fußgänger niederstampft, wo Derjenige, der zu Boden fällt, auf immer verloren ist, wo die besten Kameraden süßlos, Einer über die Leiche des Andern, dahineilen, und Tausende, die, sterbensmatt und blutend, sich vergebens an den Planken der Brücke festklammern wollten, in die kalte Eisgrube des Todes hinabstürzen.

Wie viel heiterer und wohllicher ist es dagegen in unserem lieben Deutschland! Wie traumhaft gemach, wie sabbathlich ruhig bewegen sich hier die Dinge! Ruhig zieht die Wache auf, im ruhigen Sonnenschein glänzen die Uniformen und Häuser, an den Fliesen flattern die Schwalben, aus den Fenstern lächeln dicke Justizräthinnen, auf den hallenden Straßen ist Platz genug: die Hunde können sich gehörig anrichten, die Menschen können bequem stehen bleiben und über das Theater diskutieren und tief, tief grüßen, wenn irgend ein vornehmes Lümppchen oder Vieclümppchen mit bunten Bändchen auf dem abgeschabten Röckchen, oder ein gepudertes, vergoldetes Hofmarschällchen gnädig wiedergrüßend vorbeilänzelt!

Ich hatte mir vorgenommen, über die Großartigkeit London's, wovon ich so Viel gehört, nicht zu erstaunen. Aber es ging mir wie dem armen Schulknaben, der sich vornahm, die Prügel, die er empfangen sollte, nicht zu fühlen. Die Sache bestand eigentlich in dem Umstande, daß er die gewöhnlichen Giebe mit dem gewöhnlichen Stöcke, wie gewöhnlich, auf dem Rücken erwartete, und statt Dessen eine ungewöhnliche Tracht Schläge auf einem ungewöhn-

lichen Plaze, mit einem dünnen Röhrchen empfang. Ich erwartete große Palläste, und sah Nichts als lauter kleine Häuser. Aber eben die Gleichförmigkeit derselben und ihre unabsehbare Menge imponirt so gewaltig.

Diese Häuser von Ziegelsteinen bekommen durch feuchte Luft und Kohlendampf gleiche Farbe, nämlich bräunliches Olivengrün; sie sind alle von derselben Bauart, gewöhnlich zwei oder drei Fenster breit, drei hoch, und oben mit kleinen rothen Schornsteinen geziert, die wie blutig ausgerissene Zähne aussehen, dergestalt, daß die breiten, regelrechten Straßen, die sie bilden, nur zwei unendlich lange kasernenartige Häuser zu sein scheinen. Dieses hat wohl seinen Grund in dem Umstande, daß jede englische Familie, und bestände sie auch nur aus zwei Personen, dennoch ein ganzes Haus, ihr eignes Kastell, bewohnen will, und reiche Spekulant, solchem Bedürfnis entgegenkommend, ganze Straßen bauen, worin sie die Häuser einzeln wieder verhöckern. In den Hauptstraßen der City, demjenigen Theile London's, wo der Sitz des Handels und der Gewerke, wo noch alterthümliche Gebäude zwischen den neuen zerstreut sind, und wo auch die Vorderseiten der Häuser mit ellenlangen Namen und Zahlen, gewöhnlich goldig und en Relief, bis ans Dach bedeckt sind: da ist jene charakteristische Einförmigkeit der Häuser nicht so auffallend, um so weniger, da das Auge des Fremden unaufhörlich beschäftigt wird durch den wunderbaren Anblick neuer und schöner Gegenstände, die an den Fenstern der Kaufläden aufgestellt sind. Nicht bloß diese Gegenstände selbst machen den größten Effekt, weil der Engländer Alles, was er verfertigt, auch vollendet liefert, und jeder Luxusartikel, jede Alstrallampe und jeder Stiefel, jede Theefanne und jeder Weiberrock uns so finished und einladend entgegenkündigt, sondern auch die Kunst der Aufstellung, Farbentcontrast und Mannigfaltigkeit giebt den englischen Kaufläden einen eignen Reiz; selbst die alltäglichsten Lebensbedürfnisse erscheinen in einem überraschenden Zauberglänze, gewöhnliche Eiswaaren locken uns durch ihre neue Beleuchtung, sogar rohe Fische liegen so wohlgefällig appretiert, daß uns der regenbogenfarbige Glanz ihrer Schuppen ergötzt, rohes Fleisch liegt wie gemalt auf saubern, bunten Porzellantellerchen, mit lachender Peterpille umkränzt, ja Alles erscheint uns wie gemalt und mahnt uns an die glänzenden und doch so bescheidenen Bilder des Franz Hieris. Nur die Menschen sind nicht so heiter wie auf diesen holländischen Gemälden, mit den ernsthaftesten Gesichtern verkaufen sie die lustigsten Spielsachen, und Zuckert und Farbe ihrer Kleidung ist gleichförmig wie ihre Häuser.

Auf der entgegengesetzten Seite London's, die man das Westende nennt, the west end of the town, und wo die vornehmere und minder beschäftigte Welt lebt, ist jene Einförmigkeit noch vorherrschender; doch giebt es hier ganz lange, gar breite Straßen, wo alle Häuser groß wie Palläste, aber äußerlich Nichts weniger als

ausgezeichnet sind, außer daß man hier, wie an allen nicht ganz ordinären Wohnhäusern London's, die Fenster der ersten Etage mit eisengittrigen Balkonen verziert sieht und auch au rez de chaussée ein schwarzes Gitterwerk findet, wodurch eine in die Erde gegrabene Kellerwohnung geschützt wird. Auch findet man in diesem Theile der Stadt große Squares: Reihen von Häusern gleich den oben beschriebenen, die ein Viereck bilden, in dessen Mitte ein von schwarzem Eisengitter umschlossener Garten mit irgend einer Statue befinzlich ist. Auf allen diesen Plätzen und Straßen wird das Auge des Fremden nirgends beleidigt von häßlichen Hütten des Elends. Überall strahlt Reichthum und Vornehmheit, und hineingedrängt in abgelegene Gäßchen und dunkle feuchte Gänge wohnt die Armuth mit ihren Lumpen und ihren Thränen.

Der Fremde, der die großen Straßen London's durchwandert und nicht just in die eigentlichen Pöbelquartiere geräth, sieht daher Nichts oder sehr Wenig von dem vielen Elend, das in London vorhanden ist. Nur hie und da am Eingange eines dunklen Gäßchens steht schweigend ein zeretztes Weib, mit einem Säugling an der abgehärmten Brust, und bittelt mit den Augen. Vielleicht wenn diese Augen noch schön sind, schaut man einmal hinein — und erschrickt ob der Welt von Jammer, die man darin geschaut hat. Die gewöhnlichen Bettler sind alte Leute, meistens Mochen, die an den Straßenecken stehen und, was im nothigen London sehr nützlich ist, einen Pfad für Fußgänger lehren und dafür eine Kupfermünze verlangen. Die Armuth in Gesellschaft des Lasters und des Verbrechens schleicht erst des Abends aus ihren Schlupfwinkeln. Sie scheut das Tageslicht um so ängstlicher, je grauenhafter ihr Elend kontrastiert mit dem Übermuth des Reichthums, der überall hervorprunket; nur der Hunger treibt sie manchmal um Mittagzeit aus dem dunkeln Gäßchen, und da steht sie mit stummen, sprechenden Augen und starrt flehend empor zu dem reichen Kaufmann, der geschäftig-geldklimpernd vorüberreilt, oder zu dem müßigen Lord, der wie ein satter Gott auf hohem Ross einherreitet und auf das Menschengewühl unter ihm dann und wann einen gleichgültig vornehmen Blick wirft, als wären es winzige Ameisen, oder doch nur ein Haufen niedriger Geschöpfe, deren Lust und Schmerz mit seinen Gefühlen Nichts gemein hat — denn über dem Menschengesinde, das am Erdboden festklebt, schwebt Englands Nobility, wie Wesen höherer Art, die das kleine England nur als ihr Absteigequartier, Italien als ihren Sommergarten, Paris als ihren Gesellschaftssaal, ja die ganze Welt als ihr Eigenthum betrachten. Ohne Sorgen und ohne Schranken schweben sie dahin, und ihr Gold ist ein Talisman, der ihre tollsten Wünsche in Erfüllung zaubert.

Arme Armuth! wie peinigend muß dein Hunger sein, dort wo Andere im höhennenden Überflusse schwelgen! Und hat man dir auch mit gleichgültiger Hand eine Brotkruste in den Schoß geworfen,

wie bitter müssen die Thränen sein, womit du sie erweichst! Du vergiftest dich mit deinen eigenen Thränen. Wohl hast du Recht, wenn du dich zu dem Laster und Verbrechen gesellst. Ausgestoßene Verbrecher tragen oft mehr Menschlichkeit im Herzen, als jene kühlen, untadelhaften Staatsbürger der Tugend, in deren bleichen Herzen die Kraft des Bösen erloschen ist, aber auch die Kraft des Guten. Und gar das Laster ist nicht immer Laster. Ich habe Weiber gesehen, auf deren Wangen das rothe Laster gemalt war, und in ihrem Herzen wohnte himmlische Reinheit. Ich habe Weiber gesehen — ich wollt', ich sähe sie wieder! —

III.

Die Engländer.

Unter den Bogenhängen der Londoner Börse hat jede Nation ihren angewiesenen Platz, und auf hochgesteckten Täfelchen liest man die Namen: Russen, Spanier, Schweden, Deutsche, Malteser, Juden, Hanseaten, Türken u. s. w. Vormalz stand jeder Kaufmann unter dem Täfelchen, worauf der Name seiner Nation geschrieben. Jetzt aber würde man ihn vergebens dort suchen; die Menschen sind fortgerückt; wo einst Spanier standen, stehen jetzt Holländer, die Hanseaten traten an die Stelle der Juden, wo man Türken sucht, findet man jetzt Russen, die Italiäner stehen, wo einst die Franzosen gestanden, sogar die Deutschen sind weiter gekommen.

Wie auf der Londoner Börse, so auch in der übrigen Welt sind die alten Täfelchen stehen geblieben, während die Menschen darunter weggeschoben worden und Andere an ihre Stelle gekommen sind, deren neue Köpfe sehr schlecht passen zu der alten Aufschrift. Die alten stereotypen Charakteristiken der Völker, wie wir solche in gelehrten Compendien und Bierschenken finden, können uns Nichts mehr nutzen und nur zu trostlosen Irthümern verleiten. Wie wir unter unsern Augen in den letzten Jahrzehnten den Charakter unserer westlichen Nachbarn sich allmählich umgestalten sahen, so können wir seit Aufhebung der Kontinentalsperre eine ähnliche Umwandlung jenseits des Kanales wahrnehmen. Steife, schweigsame Engländer wallfahren scharenweis nach Frankreich, um dort sprechen und sich bewegen zu lernen, und bei ihrer Rückkehr sieht man mit Erstaunen, daß ihnen die Zunge gelöst ist, daß sie nicht mehr wie sonst zwei linke Hände haben, und nicht mehr mit Beefsteak und Plumpudding zufrieden sind. Ich selbst habe einen solchen Engländer gesehen, der in Tavistock-Tavern etwas Zucker zu seinem Blumenkohl verlangt hat, eine Reizerei gegen die strenge anglika-

nische Küche, worüber der Kellner fast rücklings fiel, indem gewiss seit der römischen Invasion der Blumentohl in England nie anders als in Wasser abgekocht und ohne süße Zuthat verzehrt worden. Es war derselbe Engländer, der obgleich ich ihn vorher nie gesehen, sich zu mir setzte und einen so zuvorkommend französischen Disturs anfang, daß ich nicht umhin konnte, ihm zu gestehen, wie sehr es mich freue, einmal einen Engländer zu finden, der nicht gegen den Fremden zurückhaltend sei, worauf er ohne Lächeln eben so freimüthig entgegnete, daß er mit mir spräche, um sich in der französischen Sprache zu üben.

Es ist auffallend, wie die Franzosen täglich nachdenklicher, tiefer und ernster werden, in eben dem Maße, wie die Engländer dahin streben, sich ein legeres, oberflächliches und heiteres Wesen anzueignen; wie im Leben selbst, so auch in der Literatur. Die Londoner Pressen sind vollauf beschäftigt mit fashionablen Schriften, mit Romanen, die sich in der glänzenden Sphäre des high life bewegen oder daselbe abspiegeln, wie z. B. *Almacks*, *Vivian Grey*, *Tremaine*, *the Guards*, *Flirtation*, welcher letztere Roman die beste Bezeichnung wäre für die ganze Gattung, für jene Koletterie mit ausländischen Manieren und Redensarten, jene plumpe Feinheit, schwerfällige Leichtfertigkeit, saure Süßelei, gezierte Rohheit, kurz für das ganze unerquickliche Treiben jener hölzernen Schmetterlinge, die in den Sälen West-London's herumflattern.

Dagegen welche Literatur bietet uns jetzt die französische Presse, jene ächte Repräsentantin des Geistes und Willens der Franzosen! Wie ihr großer Kaiser die Muße seiner Gefangenschaft dazu anwandte, sein Leben zu diktieren, uns die geheimsten Rathschlüsse seiner göttlichen Seele zu offenbaren, und den Felsen von St. Helena in einen Lehrstuhl der Geschichte zu verwandeln, von dessen Höhe die Zeitgenossen gerichtet und die spätesten Enkel belehrt werden: so haben auch die Franzosen selbst angefangen, die Tage ihres Missgeschicks, die Zeit ihrer politischen Unthätigkeit so rühmlich als möglich zu benützen; auch sie schreiben die Geschichte ihrer Thaten; jene Hände, die so lange das Schwert geführt, werden wieder ein Schrecken ihrer Feinde, indem sie zur Feder greifen, die ganze Nation ist gleichsam beschäftigt mit der Herausgabe ihrer Memoiren, und folgt sie meinem Rathe, so veranstaltet sie noch eine ganz besondere Ausgabe ad usum Delphini, mit hübsch kolorierten Abbildungen von der Einnahme der Bastille, dem Tuileriensturm u. Dgl. m.

Habe ich aber oben angedeutet, wie heut zu Tage die Engländer leicht und frivol zu werden suchen, und in jene Affenhaut hineinkriechen, die jetzt die Franzosen von sich abstreifen, so muß ich nachträglich bemerken, daß ein solches Streben mehr aus der Nobility und Gentry, der vornehmen Welt, als aus dem Bürgerstande hervorgeht. Im Gegentheil, der gewerbtreibende Theil der Nation, besonders die Kaufleute in den Fabrikstädten und fast alle Schotten,

tragen das äußere Gepräge des Pietismus, ja ich möchte sagen Puritanismus, so daß dieser gottselige Theil des Volkes mit den weltlich gesinnten Vornehmen auf dieselbe Weise kontrastirt wie die Kavaliere und Stuglöpfe, die Walter Scott in seinen Romanen so wahrhaft schildert.

Man erzeigt dem schottischen Varden zu viel Ehre, wenn man glaubt, sein Genius habe die äußere Erscheinung und innere Denkwiese dieser beiden Parteien der Geschichte nachgeschaffen, und es sei ein Zeichen seiner Dichtergröße, daß er, vorurtheilsfrei wie ein richtender Gott, beiden ihr Recht anthut und beide mit gleicher Liebe behandelt. Wirft man nur einen Blick in die Bettstuben von Liverpool und Manchester, und dann in die fashionablen Salons von West-London, so sieht man deutlich, daß Walter Scott bloß seine eigene Zeit abgeschrieben und ganz heutige Gestalten in alte Trachten gekleidet hat. Bedenkt man gar, daß er von der einen Seite selbst als Schotte durch Erziehung und Nationalgeist eine puritanische Denkwiese eingefogen hat, auf der andern Seite als Tory, der sich gar ein Sprößling der Stuarts dünkt, von ganzer Seele recht königlich und adelthümlich gesinnt sein muß, und daher seine Gefühle und Gedanken beide Richtungen mit gleicher Liebe umfassen und zugleich durch deren Gegensatz neutralisirt werden: so erklärt sich sehr leicht seine Unparteilichkeit bei der Schilderung der Aristokraten und Demokraten aus Cromwell's Zeit, eine Unparteilichkeit, die uns zu dem Irrthume verleitet, als dürften wir in seiner Geschichte Napoleon's eine eben so treue *fair play*-Schilderung der französischen Revolutionshelden von ihm erwarten*).

Wer England aufmerksam betrachtet, findet jetzt täglich Gelegenheit, jene beiden Tendenzen, die frivole und puritanische, in ihrer widerwärtigsten Blüthe und, wie sich von selbst versteht, ihren Zweikampf zu beobachten. Eine solche Gelegenheit gab ganz besonders der famöse Proceß des Herrn Wakefield, eines lustigen Kavaliers, der gleichsam aus dem Stegreif die Tochter des reichen Herrn Turner, eines Liverpools Kaufmanns, entführt und zu Gretna Green, wo ein Schmied wohnt, der die stärksten Jesseln schmiedet, geheirathet hatte. Die ganze kopfhängerische Sippchaft, das ganze Volk der Außersichenen Gottes, schrie Peter über solche Verruchtheit, in den Bettstuben Liverpool's ersuchte man die Strafe des Himmels über Wakefield und seinen brüderlichen Helfer, die der Abgrund der Erde verschlingen sollte wie die Kotte des Korah, Dathan und Abiram, und um der heiligen Rache noch sicherer zu sein, wurde zu gleicher Zeit in den Gerichtssälen London's der Born des Rings-Bench, des Großkanzlers und selbst des Oberhauses auf die Ent-

*) Seine's prophetische Vorkritik über das angekündigte „Leben Napoleon Bonaparte's von Walter Scott“ findet sich in den „Reisebildern“; Nordberney S. 74 ff.
Winn. des Herausgebers.

weiher des heiligsten Sakramentes herabplädirt — während man in den fashionablen Salons über den kühnen Mädchenräuber gar tolerant zu scherzen und zu lachen wusste. Am ergößlichsten zeigte sich mir dieser Kontrast beider Denkweisen, als ich einst in der großen Oper neben zwei dicken Manchestersternen Damen saß, die diesen Versammlungsort der vornehmen Welt zum ersten Male in ihrem Leben besuchten, und den Abscheu ihres Herzens nicht stark genug kundgeben konnten, als das Ballett begann, und die hochgeschürzten schönen Tänzerinnen ihre üppig graciösen Bewegungen zeigten, ihre lieben langen, lasterhaften Beine ausstreckten, und plötzlich bacchantisch den entgegenhüpfenden Tänzern in die Arme stürzten; die warme Musik, die Urkleider von fleischfarbigem Trikot, die Natural-sprünge, Alles vereinigte sich, den armen Damen Angstschweiß auszapressen, ihre Busen errötheten vor Unwillen, shocking! for shame, for shame! ächzten sie beständig, und sie waren so sehr von Schrecken gelähmt, daß sie nicht einmal das Perspektiv vom Auge fortnehmen konnten und bis zum letzten Augenblicke, bis der Vorhang fiel, in dieser Situation sitzen blieben.

Trotz diesen entgegengesetzten Geistes- und Lebensrichtungen, findet man doch wieder im englischen Volke eine Einheit der Gesinnung, die eben darin besteht, daß es sich als ein Volk fühlt; die neueren Stukköpfe und Kavaliere mögen sich immerhin wechselseitig hassen und verachten, dennoch hören sie nicht auf, Engländer zu sein; als Solche sind sie einig und zusammengehörig, wie Pflanzen, die aus demselben Boden hervorgeblüht und mit diesem Boden wunderbar verwebt sind. Daher die geheime Übereinstimmung des ganzen Lebens und Webens in England, das uns beim ersten Anblick nur ein Schauplatz der Verwirrung und Widersprüche dünken will. Überreichtum und Misere, Orthodoxie und Unglauben, Freiheit und Knechtschaft, Grausamkeit und Milde, Ehrlichkeit und Gaunerei, diese Gegensätze in ihren tollsten Extremen, darüber der graue Nebelhimmel, von allen Seiten summende Maschinen, Zahnen, Gaslichter, Schornsteine, Zeitungen, Porterkrüge, geschlossene Mäuler, alles Dieses hängt so zusammen, daß wir uns Keins ohne das Andere denken können, und was vereinzelt unser Erstaunen oder Lachen erregen würde, erscheint uns als ganz gewöhnlich und ernsthaft in seiner Vereinigung.

Ich glaube aber, so wird es uns überall gehen, sogar in solchen Landen, wovon wir noch seltsamere Begriffe hegen, und wo wir noch reichere Ausbeute des Lachens und Staunens erwarten. Unsere Neiseflust, unsere Begierde, fremde Länder zu sehen, besonders wie wir solche im Knabenalter empfinden, entsteht überhaupt durch jene irrige Erwartung außerordentlicher Kontraste, durch jene geistige Maskeradelust, wo wir Menschen und Denkweise unserer Heimath in jene fremde Länder hineindenken, und solchermaßen unsere besten Bekannten in die fremden Kostüme und Sitten vermmummen. Denken wir z. B. an die Hottentotten, so sind es die Damen unserer

Vaterstadt, die schwarz angestrichen und mit gehöriger Hinterfülle in unserer Vorstellung umhertanzen, während unsere jungen Schöngeister als Buschklepper auf die Palmbäume hinaufklettern; denken wir an die Bewohner der Nordpol-Länder, so sehen wir dort ebenfalls die wohlbekannten Gesichter, unsere Ruhme fährt in ihrem Hundeschlitten über die Eisbahn, der dürre Herr Konrektor liegt auf der Bärenhaut und säuft ruhig seinen Morgenthran, die Frau Accise-Einnehmerin, die Frau Inspektorin und die Frau Insibulationrätthin hocken beisammen und kauen Talglichter u. s. w. Sind wir aber in jene Länder wirklich gekommen, so sehen wir bald, daß dort die Menschen mit Sitten und Kostüm gleichsam verwachsen sind, daß die Gesichter zu den Gedanken und die Kleider zu den Bedürfnissen passen, ja daß Pflanzen, Thiere, Menschen und Land ein zusammenstimmendes Ganze bilden.

IV.

John Bull.

(Übersetzt aus einer englischen Beschreibung London's.)

Es scheint, als ob die Irländer durch ein unveränderliches Gesetz ihrer Natur den Müßiggang als das echte, charakteristische Kennzeichen eines Gentlemans betrachten; und da ein Jeder dieses Volkes, kann er auch aus Armuth nicht einmal sein gentiles Hintertheil bedecken, dennoch ein geborener Gentleman ist, so geschieht es, daß verhältnismäßig wenige Sprößlinge des grünen Erin sich mit den Kaufleuten der City vermischen. Diejenigen Irländer, welche wenig oder gar keine Erziehung genossen, und Solcher zählt man wohl die Meisten, sind Taglohn-Gentlemen (gentlemen daylabourers), und die übrigen sind Gentlemen an und für sich selbst. Könnten sie durch einen raschen coup de main zum Genuße eines merkantilschen Reichthums gelangen, so würden sie sich wohl gerne dazu entschließen; aber sie können sich nicht auf dreifüßige Komptoirstühlchen niederlassen und über Pulte und lange Handelsbücher gebeugt liegen, um sich langsame Schätze zu erkndern.

Vergleichen aber ist ganz die Sache eines Schotten. Sein Verlangen, den Gipfel des Baums zu erreichen, ist ebenfalls ziemlich heftig; aber seine Hoffnungen sind weniger sanguinisch als beharrlich, und mühsame Ausdauer ersetzt das momentane Feuer. Der Irländer springt und hüpfst wie ein Eichhörnchen; und wenn er, was oft geschieht, sich an Stamm und Zweigen nicht fest genug hielt, schießt er dort herab in den Noth, steht dort besudelt, wenn auch nicht verletzt, und eine Menge von Hin- und Herprüngen werden Vorbereitungen zu einem neuen Versuche, der wahrscheinlich eben so fruchtlos ab-

laufen wird. Hingegen der zögernde Schotte wählt sich seinen Baum mit großer Sorgfalt, er untersucht, ob er gut gewachsen ist und stark genug, ihn zu tragen, und kräftig wurzelnd, um nicht von den Stürmen des Zufalls niedergeblasen zu werden. Er sorgt auch, daß die niedrigsten Äste ganz in seinem Bereiche sind und durch eine bequeme Folge von Knoten an der Rinde sein Aufschwingen sicher vollbracht werden kann. Er beginnt von unten an, betrachtet genau jeden Zweig, bevor er sich ihm anvertraut, und bewegt nie den einen Fuß, ehe er sicher ist, daß der andre recht fest steht. Andre Leute, welche hitziger und minder bedächtig sind, klettern über ihn fort, und bespötteln die ängstliche Langsamkeit seiner Fortschritte; aber Das kümmert ihn wenig, er klettert weiter; geduldig und beharrlich, und wenn Jene niederpurzeln und er oben auf ist, so kommt das Lachen an ihn, und er lacht recht herzlich.

Diese bewundernswürthe Fähigkeit des Schotten sich in Handelsgeschäften hervorzuthun, seine außerordentliche Nachgiebigkeit gegen seinen Vorgesetzten, die beständige Hast, womit er sein Segel nach jedem Winde aufspannt, hat nicht allein bewirkt, daß man in den Handelshäusern London's eine Anzahl schottischer Schreiber, sondern auch Schotten als Kompagnons finden kann. Dennoch vermochten die Schotten keineswegs, trotz ihrer Anzahl und ihres Einflusses, dieser Sphäre der Londoner Gesellschaft ihren Nationalcharakter einzuprägen. Eben jene Eigenschaften, wodurch sie beim Anfang ihrer Laufbahn die besten Diener ihrer Obern und späterhin die besten Associates sind, bewirken auch, daß sie die Sitten und den Geschmack ihrer Umgebung nachäffen. Außerdem finden sie, daß jene Gegenstände, worauf sie zu Hause den höchsten Werth legten, in ihrer neuen Heimath wenig geachtet werden. Ihre kleinliche Feudalverbindungen, ihre prahlende Betterschaft mit irgend einem unbarbierten Eigenthümer von zwei oder drei kahlen Bergen, ihre Legenden von zwei oder drei außerordentlichen Männern, deren Namen man niemals außerhalb Schottland gehört hat, ihre puritanische Mäßigkeit, worin sie erzogen worden, und die Sparsamkeit, die sie sich zu eigen gemacht — all Dergleichen stimmt nicht überein mit den positiven und verschwenderischen Gewohnungen John Bull's.

Das Gepräge John Bull's ist so tief und scharf, wie das einer griechischen Denkmünze; und wo und wie man ihn findet, sei es in London oder Kalcutta, sei es als Herr oder Diener, kann man ihn nie verkennen. Überall ist er ein Wesen wie eine plumpe Thatsache, sehr ehrlich, aber kalt und durchaus abstoßend. Er hat ganz die Solidität einer materiellen Substanz, und man kann nie umhin zu bemerken, daß, wo er auch sei und mit wem er auch sei, John Bull sich doch immer als die Hauptperson betrachtet — so wie auch, daß er niemals Rath oder Lehre von Demjenigen annehmen wird, der sich vorher die Miene gegeben, als ob er Dessen bedürfe. Und wo er auch sei, bemerkt man: sein eigener Komfort, sein eigener, unmittel-

barer, persönlicher Komfort, ist der große Gegenstand all' seiner Wünsche und Bestrebungen.

Denkt John Bull, daß Aussicht zu irgend einem Gewinn vorhanden sei, so wird er schon beim ersten Zusammentreffen sich mit Jemand einlassen. Willman aber einen intimen Freund an ihm haben, so muß man ihm wie einem Frauenzimmer die Cour machen; hat man endlich seine Freundschaft erlangt, so findet man bald, daß sie nicht der Mühe werth war. Vorher, ehe man sich um ihn bewarb, gab er kalte, genaue Höflichkeit, und was er nachher zu geben hat, ist nicht Viel mehr. Man findet bei ihm eine mechanische Förmlichkeit und ein offenes Bekenntnis jener Selbstsucht, welche andre Leute vielleicht eben so stark besitzen, aber gar sorgsam verbergen, so daß uns das kostbarste Gastmahl eines Engländers kaum halb so gut schmeckt wie die Hand voll Datteln des Beduinen in der Wüste.

Aber während John Bull der kälteste Freund ist, ist er der sicherste Nachbar, und der gradsinrigste und generöseste Feind; während er sein eigenes Schloß wie ein Pascha hütet, sucht er nie in ein fremdes einzudringen. Komfort und Unabhängigkeit — unter dem Einen versteht er die Befugnis, sich Alles zu kaufen, was zu seiner bequemsten Behaglichkeit beitragen kann, unter dem andern Ausdruck versteht er das Gefühl, daß er Alles thun kann, was er will, und Alles sagen kann, was er denkt — diese beiden sind ihm die Ursache, und da kümmert er sich wenig um die zufälligen und vielleicht chimärischen Auszeichnungen, die in der übrigen Welt so viel Plag' und Noth hervorbringen. Sein Stolz — und er hat Stolz in hinlänglicher Fülle — ist nicht der Stolz des Haman; Wenig kümmert es ihn, ob Mardachai, der Jude, lang und breit vor der Thüre seines Hauses sitzt, nur dafür sorgt er, daß besagter Mardachai nicht ins Haus hineinkomme, ohne seine specielle Erlaubnis, die er ihm gewiß nur dann gewährt, wenn es zusammenstimmt mit seinem eigenen Vortheil und Komfort.

Sein Stolz ist ein englisches Gewächs; obschon er ziemlich viel prahlt, so ist seine Prahlerei doch nicht von der Art anderer Völker. Nie sieht man, daß er sich auf Rechnung seiner Vorfahren irgend ein Air von Würde beimesse; wenn John Bull seine Taschen voll Guineen hat und ein Mann geworden ist, der warm sitzt, so kümmert es ihn keinen Pisserling, ob sein Großvater ein Herzog war oder ein Karrenschieber. „Jedermann ist er selbst und er ist nicht sein Vater“ ist John's Theorie, und nach dieser richtet er seine Handlungen. Er prahlt nur damit, daß er ein Engländer ist, daß er irgend wo zwischen Lowestoft und St. Davids und zwischen Penzance und Berrid das Licht des Tages erblickte und thut sich auf diesen Umstand mehr zu Gut, als wenn er auf irgend einem andern Fleck dieses Planeten geboren worden wäre. Denn Alt-England gehört ihm, und er gehört Alt-England. Diesem aber ist Nichts gleich auf

der ganzen Welt, es kann die ganze Welt ernähren, die ganze Welt unterrichten, und wenn es darauf ankäme, auch die ganze Welt erobern.

Aber Das ist nur im Allgemeinen gesagt; denn ersucht man John auf das Besondere einzugehen, und rückt ihm etwas näher zu Leibe, so findet man, daß in diesem gepriesenen England eigentlich doch Nichts vorhanden ist, womit er ganz zufrieden wäre, außer ihm selbst.

Man erwähne gegen ihn den König, denselben König, dessen Thron er mit so großem Stolz auf seinen Schultern trägt — und gleich klagt er über Verschwendung im königlichen Hausstand, Bestechlichkeit und königliche Gunst, wachsenden bedrohlichen Einfluß der Krone, und behauptet, daß, wenn nicht bedeutende, schnelle Eingriffe und Beschränkungen stattfinden, so wird England bald nicht mehr England sein. Erwähnt man gegen ihn die Parlamente — so brummt er und verdammt beide, klagt, daß das Oberhaus durch Hofgunst und das Unterhaus durch Parteiwesen und Bestechungen gefüllt werden, und vielleicht versichert er obendrein, England würde besser daran sein, wenn es gar kein Parlament gäbe. Erwähnt man gegen ihn die Kirche — so bricht er aus in ein Zetergeschrei über Zehnten und über gemästete Pfaffen, die das Wort Gottes zu ihrer Domäne gemacht haben und alle mühsamen Früchte fremder Arbeit in geistlichem Müßiggang verzehren. Erwähnt man die öffentliche Meinung und den großen Vortheil der schnellen Verbreitung aller Art von Mittheilung — so beklagt er ganz sicher, daß der Irrthum auf diesen verbesserten Wegen eben so schnell reist wie die Wahrheit, und daß das Volk alte Dummheiten aufgibt, um sich neue dafür anzuschaffen. Kurz, in England giebt es keine einzige Institution, womit John vollkommen zufrieden wäre. Sogar die Elemente trifft sein Tadel, und von Anfang bis Ende des Jahres murrte er über das Klima eben so stark wie über Dinge, die von Menschen herühren. Selbst mit den Gütern, die er selbst erworben, ist er unzufrieden, wenn man ihn näher ausforscht. Obschon er große Reichthümer zusammengescharrt hat, so ist doch sein beständiger Refrain, daß er zu Grunde geh'; er ist Bettelarm, während er zwischen ausgehäuften Schätzen in einem Pallaste wohnt; und er stirbt vor Hunger — während er so rund gesüttert ist, daß er mit seinem Schmerbauche Mühe hat, sich von einem Ende des Zimmers nach dem andern hinzuschieben. Nur Eins giebt es, was sein vollständiges Lob erhält, selbst wenn man es ganz besonders erwähnt — und Das ist die Flotte, die Kriegsschiffe, Alt-Englands hölzerne Wälle; und diese lobt er vielleicht, weil er sie nie sieht.

Indessen, wir wollen diese Tadelssucht nicht tadeln. Sie hat dazu beigetragen, England zu Dem zu machen und zu erhalten, was es jetzt ist. Dieser Murren des rauhen, halbstarrigen, aber ehrlichen John Bull's ist vielleicht das Vollwerk brittischer Größe im

Ausland und brittischer Freiheit daheim, und obgleich manche Provinzen Großbritanniens es nicht genug zu schätzen wissen, so verdanken sie doch das reelle Gute, das sie besitzen, weit eher John Bull's beharrlichem Anmurren als der nachgiebigen Philosophie des Schotten oder dem stürmischen Feuer des Irländers. Diese beiden Völker, in der jetzigen Klemme, scheinen nicht Kraft und Ausdauer genug zu besitzen, ihre eigenen Rechte zu erhalten und ihr eigenes Heil zu befördern; und wenn irgend ein Widerstand gegen Eingriffe in die allgemeine Freiheit zu leisten ist oder eine Maßregel für das allgemeine Beste ergriffen werden soll, so zeigen uns die Tagebücher des Parlaments und die Petitionen, die darin vorgebracht werden, daß in den meisten Fällen mit einem solchen Widerstand und einer solchen Maßregel Niemand anders hervortritt als John Bull, der mürrische, selbstsüchtige, brummende, aber doch kühne, männliche, unabhängige, unerweichbare, vordringende und durchdringende John Bull.

V.

The life of Napoleon Buonaparte

by

Walter Scott.

Armer Walter Scott! Wärest du reich gewesen, du hättest jenes Buch nicht geschrieben, und wärest kein armer Walter Scott geworden! Aber die Curatores der Constable'schen Masse kamen zusammen, und rechneten und rechneten, und nach langem Subtrahieren und Dividieren schüttelten sie die Köpfe — und dem armen Walter Scott blieb nichts übrig als Lorberen und Schulden. Da geschah das Außerordentliche: der Sänger großer Thaten wollte sich auch einmal im Heroismus versuchen, er entschloß sich zu einer cessio honorum, der Lorber des großen Unbekannten wurde taxiert, um große bekannte Schulden zu decken — und so entstand in hungriger Geschwindigkeit, in bankrotter Begeisterung das Leben Napoleon's, ein Buch, das von den Bedürfnissen des neugierigen Publikums im Allgemeinen und des englischen Ministeriums insbesondere gut bezahlt werden sollte.

Lobt ihn, den braven Bürger! lobt ihn, ihr sämmtlichen Philister des ganzen Erdballs! lob ihn, du liebe Krämer-tugend, die Alles aufopfert, um die Wechsel am Verfalltage einzulösen — nur mir muthet nicht zu, daß auch ich ihn lobe.

Seltzam! der todte Kaiser ist im Grabe noch das Verderben der Britten, und durch ihn hat jetzt Britanniens größter Dichter seinen Lorber verloren.

Es war Britanniens größter Dichter, man mag sagen und einwenden, was man will. Zwar die Kritiker seiner Romane mäkelt an seiner Größe und warfen ihm vor, er dehne sich zu sehr ins Breite, er gehe zu sehr ins Detail, er schaffe seine großen Gestalten nur durch Zusammensetzung einer Menge von kleinen Zügen, er bedürfe unzählig vieler Umständlichkeiten, um die starken Effekte hervorzubringen. — Aber, die Wahrheit zu sagen, er glich hierin einem Millionär, der sein ganzes Vermögen in lauter Scheidemünze liegen hat, und immer drei bis vier Wagen mit Säcken voll Groschen und Pfennigen herbeifahren muß, wenn er eine große Summe zu bezahlen hat, und der dennoch, sobald man sich über solche Unart und das mühsame Schleppen und Zählen beklagen will, ganz richtig entgegnen kann: gleichviel wie, so gäbe er doch immer die verlangte Summe, er gäbe sie doch, und er sei im Grunde eben so zahlfähig und auch wohl eben so reich wie etwa ein Anderer, der nur blanke Goldbarren liegen hat, ja er habe sogar den Vortheil des erleichterten Verkehrs, indem Jener sich auf dem großen Gemüsemarkt mit seinen großen Goldbarren, die dort keinen Cours haben, nicht zu helfen weiß, während jedes Kramweib mit beiden Händen zugreift, wenn ihr gute Groschen und Pfennige geboten werden. Mit diesem populären Reichtume des brittischen Dichters hat es jetzt ein Ende, und er, dessen Münze so courant war, daß die Herzogin und die Schneidersfrau sie mit gleichem Interesse annahmen, er ist jetzt ein armer Walter Scott geworden. Sein Schicksal mahnt an die Sage von den Vergelsen, die nedisch wohlthätig den armen Leuten Geld schenken, das hübsch blank und gedeihlich bleibt, so lange sie es gut anwenden, das sich aber unter ihren Händen in eitel Staub verwandelt, sobald sie es zu nichtswürdigen Zwecken mißbrauchen. Sack nach Sack öffnen wir Walter Scott's neue Zufuhr, und siehe da! statt der blühenden, lachenden Gröschlein finden wir Nichts als Staub und wieder Staub. Ihn bestrafte die Vergessen des Varnassus, die Musen, die, wie alle edelsinnigen Weiber, leidenschaftliche Napoleonistinnen sind, und daher doppelt empört waren über den Mißbrauch der verlichenen Geisteskräfte.

Werth und Tendenz des Scott'schen Werks sind in allen Zeitschriften Europa's beleuchtet worden. Nicht bloß die erbitterten Franzosen, sondern auch die bestürzten Landsleute des Verfassers haben das Verdammungsurtheil ausgesprochen. In diesen allgemeinen Weltunwillen mußten auch die Deutschen einstimmen; mit schwerverhaltendem Jenerceifer sprach das Stuttgarter Literaturblatt, mit kalter Ruhe äußerten sich die Berliner Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik, und der Recensent, der jene kalte Ruhe um so wohlfeiler erschwang, je weniger theuer ihm der Held des Buches sein muß, charakterisiert dasselbe mit den trefflichen Worten:

„In dieser Erzählung ist weder Gehalt noch Farbe, weder Anordnung noch Lebendigkeit zu finden. Verworren in oberflächlicher,

nicht in tiefer Verwirrung, ohne Hervortreten des Eigenthümlichen, unsicher und wandelbar zieht der gewaltige Stoff träge vorüber; kein Vorgang erscheint in seiner bestimmten Eigenheit, nirgends werden die springenden Punkte sichtbar, kein Ereignis wird deutlich, keines tritt in seiner Nothwendigkeit hervor, die Verbindung ist nur äußerlich, Gehalt und Bedeutung kaum geahnet. In solcher Darstellung muß alles Licht der Geschichte erlöschen, und sie selbst wird zum nicht wunderbaren, sondern gemeinen Märchen. Die Überlegungen und Betrachtungen, welche sich öfters dem Vortrag einschleichen, sind von einer entsprechenden Art. Solch dünnlicher philosophischer Vereitung ist unsere Lesewelt längst entwachsen. Der dürftige Zuschnitt einer am Einzelnen hastenden Moral reicht nirgends aus. — —“

Vergleichen und noch schlimmere Dinge, die der scharfsinnige Berliner Recensent, Barnhagen von Ense, ausspricht, würde ich dem Walter Scott gern verzeihen. Wir sind Alle Menschen, und der Beste von uns kann einmal ein schlechtes Buch schreiben. Man sagt alsdann, es sei unter aller Kritik, und die Sache ist abgemacht. Verwunderlich bleibt es zwar, daß wir in diesem neuen Werke nicht einmal Scott's schönen Stil wiederfinden. In die farblose, wochen-tägliche Rede werden vergebens hie und da etliche rothe, blaue und grüne Worte eingestreut, vergebens sollen glänzende Lappchen aus den Poeten die prosaische Blöße bedecken, vergebens wird die ganze Arche Noäh geplündert, um bestialische Vergleichen zu kiesen, vergebens wird sogar das Wort Gottes citiert, um die dummen Gedanken zu überschilden. Noch verwunderlicher ist es, daß es dem Walter Scott nicht einmal gelang, sein angeborenes Talent der Gestaltenzeichnung auszuüben und den äußeren Napoleon aufzufassen. Walter Scott lernte Nichts aus jenen schönen Bildern, die den Kaiser in der Umgebung seiner Generale und Staatsleute darstellen, während doch Jeder, der sie unbefangen betrachtet, tief betroffen wird von der tragischen Ruhe und antiken Gemessenheit jener Gesichtszüge, die gegen die modern aufgeregten, pittoresken Tagsgesichter so schauerlich erhaben kontrastieren, und etwas Herabgestiegen-Göttliches bekrunden. Konnte aber der schottische Dichter nicht die Gestalt, so konnte er noch viel weniger den Charakter des Kaisers begreifen, und gern verzeih' ich ihm auch die Lästerung eines Gottes, den er nicht kennt. Ich muß ihm ebenfalls verzeihen, daß er seinen Wellington für einen Gott hält, und bei der Apotheose Desselben so sehr in Andacht geräth, daß er, der doch so stark, in Viehbildern ist, nicht weiß, womit er ihn vergleichen soll. Immerhin, wie die Menschen sind, so sind auch ihre Götter. Stumpfsinnige Regier verehren giftige Schlangen, queräugige Baschiren verehren hässliche Klöße, platte Lappländer verehren Sechunde — Sir Walter Scott giebt diesen Leuten Nichts nach, und verehrt seinen Wellington.

Bin ich aber tolerant gegen Walter Scott, und verzeihe ich ihm die Gehaltlosigkeit, Irrthümer, Lasterungen und Dummheiten seines Buches, verzeih ich ihm sogar die Langeweile, die es mir verursacht — so darf ich ihm doch nimmermehr die Tendenz desselben verzeihen. Diese ist nichts Geringeres als die Exculpation des englischen Ministeriums in Betreff des Verbrechens von St. Helena. „In diesem Gerichtshandel zwischen dem englischen Ministerium und der öffentlichen Meinung“, wie der Berliner Recensent sich ausdrückt, „macht Walter Scott den Sachwalter“, er verbindet Advokatenkünste mit seinem poetischen Talente, um den Thatbestand und die Geschichte zu verdrehen, und seine Klienten, die zugleich seine Patrone sind, dürften ihm wohl außer seinen Sporteln noch extra ein Douceur in die Hand drücken.

Die Engländer haben den Kaiser bloß ermordet, aber Walter Scott hat ihn verkauft. Es ist ein rechtes Schottenstück, ein echt schottisches Nationalstückchen, und man sieht, daß schottischer Geiz noch immer der alte, schmutzige Geiz ist, und sich nicht sonderlich verändert hat seit den Tagen von Naseby, wo die Schotten ihren eigenen König, der sich ihrem Schutze anvertraut, für die Summe von 400,000 Pfund Sterling an seine englischen Feinde verkauft haben. Jener König ist derselbe Karl Stuart, den jetzt Caledonia's Varden so herrlich besingen, — der Engländer mordet, aber der Schotte verkauft und besingt.

Das englische Ministerium hat seinem Advocaten zu obigem Behufe das Archiv des foreign office geöffnet, und Dieser hat im neunten Bande seines Werks die Aktenstücke, die ein günstiges Licht auf seine Partei und einen nachtheiligen Schatten auf deren Gegner werfen konnten, gewissenhaft benutzt. Deshalb gewinnt dieser neunte Band bei all seiner ästhetischen Werthlosigkeit, worin er den vorgehenden Bänden Nichts nachgiebt, dennoch ein gewisses Interesse; man erwartet bedeutende Aktenstücke, und da man deren keine findet, so ist Das ein Beweis, daß deren keine vorhanden waren, die zu Gunsten der englischen Minister sprechen — und dieser negative Inhalt des Buches ist ein wichtiges Resultat.

Alle Ausbeute, die das englische Archiv liefert, beschränkt sich auf einige glaubwürdige Kommunikationen des edlen Sir Hudson Lowe und Dessen Myrmidonen und einige Aussagen des General Gourgaud, der, wenn solche wirklich von ihm gemacht worden, als ein schamloser Verräther seines kaiserlichen Herrn und Wohlthäters ebenfalls Glauben verdient. Ich will das Faktum dieser Aussagen nicht untersuchen, es scheint sogar wahr zu sein, da es der Baron Stürmer, einer von den drei Statisten der großen Tragödie, konstatiert hat; aber ich sehe nicht ein, was im günstigsten Falle dadurch bewiesen wird, außer daß Sir Hudson Lowe nicht der einzige Lump auf St. Helena war. Mit Hilfsmitteln solcher Art und erbärmlichen Suggestionen behandelt Walter Scott die Gefangenschaftsgeschichte

Napoleon's, und bemüht sich, uns zu überzeugen, daß der Exkaiser — so nennt ihn der Erzdichter — nichts Klügeres thun konnte, als sich den Engländern zu übergeben, obgleich er seine Abführung nach St. Helena vorauswissen mußte, daß er dort ganz charmant behandelt worden, indem er vollauf zu essen und zu trinken hatte, und daß er endlich frisch und gesund und als ein guter Christ an einem Magentrebse gestorben.

Walter Scott, indem er solchermaßen den Kaiser vorausschen läßt, wie weit sich die Generosität der Engländer erstrecken würde, nämlich bis St. Helena, befreit ihn von dem gewöhnlichen Vorwurf, die tragische Erhabenheit seines Unglücks habe ihn selbst so gewaltig begeistert, daß er civilisierte Engländer für persische Barbaren und die Beessteakliche von St. James für den Herd eines großen Königs ansah — und eine heroische Dummheit beging. Auch macht Walter Scott den Kaiser zu dem größten Dichter, der jemals auf dieser Welt gelebt hat, indem er uns ganz ernsthaft insinuirt, daß alle jene denkwürdigen Schriften, die seine Leiden auf St. Helena berichten, sämmtlich von ihm selbst dictirt worden.

Ich kann nicht umhin, hier die Bemerkung zu machen, daß dieser Theil des Walter Scott'schen Buches, so wie überhaupt die Schriften selbst, wovon er hier spricht, absonderlich die Memoiren von O'Meara, auch die Erzählung des Kapitän Maitland, mich zuweilen an die possenhafteste Geschichte von der Welt erinnert, so daß der schmerzlichste Unmuth meiner Seele plötzlich in muntre Lachlust übergehen will. Diese Geschichte ist aber keine andere als „Die Schicksale des Lemuel Gulliver,“ ein Buch, worüber ich einst als Knabe, so viel gelacht, und worin gar ergötlich zu lesen ist, wie die kleinen Villiputaner nicht wissen, was sie mit dem großen Gefangenen anfangen sollen, wie sie tausendweise an ihm herumklettern und ihn mit unzähligen dünnen Härdchen festbinden, wie sie mit großen Anstalten ihm ein eigenes großes Haus errichten, wie sie über die Menge Lebensmittel klagen, die sie ihm täglich verabreichen müssen, wie sie ihn im Staatsrath anschwärzen und beständig jammern, daß er dem Lande zu viel koste, wie sie ihn gern umbringen möchten, ihn aber noch im Tode fürchten, da sein Leichnam eine Pest hervorbringen könne, wie sie sich endlich zur glorreichsten Großmuth entschließen, und ihm seinen Titel lassen und nur seine Augen ausstechen wollen u. s. w. Wahrlich, überall ist Villiput, wo ein großer Mensch unter kleine Menschen geräth, die unermüdlich und auf die kleinlichste Weise ihn abquälen, und die wieder durch ihn genug Qual und Noth ausstehen; aber hätte der Dechant Swift in unserer Zeit sein Buch geschrieben, so würde man in dessen scharfgeschliffenem Spiegel nur die Gefangenschaftsgeschichte des Kaisers erblicken, und bis auf die Farbe des Rocks und des Gesicht's die Zwerge erkennen, die ihn gequält haben.

Nur der Schluß des Märchens von St. Helena ist anders, der

Kaiser stirbt an einem Magentrebs, und Walter Scott versichert uns, Das sei die alleinige Ursache seines Todes. Darin will ich ihm auch nicht widersprechen. Die Sache ist nicht unmöglich. Es ist möglich, daß ein Mann, der auf der Folterbank gespannt liegt, plötzlich ganz natürlich an einem Schlagfluß stirbt. Aber die böse Welt wird sagen, die Folterknechte haben ihn hingerichtet. Die böse Welt hat sich nun einmal vorgenommen, die Sache ganz anders zu betrachten, wie der gute Walter Scott. Wenn dieser gute Mann, der sonst so bibelfest ist und gern das Evangelium citiert, in jenem Aufruhr der Elemente, in jenem Orkane, der beim Tode Napoleon's ausbrach, nichts Anders sieht, als ein Ereignis, das auch beim Tode Cromwell's stattfand, so hat doch die Welt darüber ihre eigenen Gedanken. Sie betrachtet den Tod Napoleon's als die entsetzlichste Unthat, losbrechendes Schmerzgefühl wird Anbetung, vergebens macht Walter Scott den advocatum diaboli, die Heiligsprechung des todt'n Kaisers strömt aus allen edeln Herzen, alle edeln Herzen des europäischen Vaterlandes verachten seine kleinen Feinde und den großen Varden, der sich zu ihrem Complicen gesungen, die Musen werden bessere Sänger zur Feier ihres Lieblings begehrt, und wenn einst Menschen verstummen, so sprechen die Steine, und der Martyrfelsen St. Helena ragt schauerlich aus den Meereswellen, und erzählt den Jahrtausenden seine ungeheure Geschichte.

VL

Old Bailey.

Schon der Name Old Bailey erfüllt die Seele mit Grauen. Man denkt sich gleich ein großes schwarzes, mißmüthiges Gebäude, einen Pallast des Elends und des Verbrechens. Der linke Flügel, der das eigentliche Newgate bildet, dient als Kriminalgefängnis, und da sieht man nur eine hohe Wand von wetterschwarzen Quadern, worin zwei Nischen mit eben so schwarzen allegorischen Figuren, und, wenn ich nicht irre, stellt eine von ihnen die Gerechtigkeit vor, indem, wie gewöhnlich, die Hand mit der Waage abgebrochen ist, und Nichts als ein blindes Weibsbild mit einem Schwerte übrig blieb. Ungefähr gegen die Mitte des Gebäudes ist der Altar dieser Göttin, nämlich das Fenster, wo das Galgengerüst zu stehen kommt, und endlich rechts befindet sich der Kriminalgerichtshof, worin die vierteljährlichen Sessionen gehalten werden. Hier ist ein Thor, das gleich den Pforten der Dante'schen Hölle die Inschrift tragen sollte:

Per me si va nella città dolente,
Per me si va nell' eterno dolore,
Per me si va tra la perduta gente.

Durch dieses Thor gelangt man auf einen kleinen Hof, wo der Abschaum des Pöbels versammelt ist, um die Verbrecher durchpassieren zu sehen; auch stehen hier Freunde und Feinde derselben, Verwandte, Bettelkinder, Blödsinnige, besonders alte Weiber, die den Rechtsfall des Tages abhandeln, und vielleicht mit mehr Einsicht als Richter und Jury, trotz all ihrer kurzweiligen Feterlichkeit und langweiligen Jurisprudenz. Hab' ich doch draußen vor der Gerichtsthüre eine alte Frau gesehen, die im Kreise ihrer Gevatterinnen den armen schwarzen William besser vertheidigte, als drinnen im Saale Dessen grundgelehrter Advokat — wie sie die letzte Thräne mit der zerlumpten Schürze aus den rothen Augen wegwischte, schien auch William's ganze Schuld vertilgt zu sein.

Im Gerichtssaale selbst, der nicht besonders groß, ist unten vor der sogenannten Bar (Schranten) wenig Platz für das Publikum; dafür giebt es aber oben an beiden Seiten sehr geräumige Galerien mit erhöhten Bänken, wo die Zuschauer Kopf über Kopf gestapelt stehen.

Als ich Old Bailey besuchte, fand auch ich Platz auf einer solchen Galerie, die mir von einer alten Pförtnerin gegen Gratifikation eines Shillings erschlossen wurde. Ich kam in dem Augenblick, wo die Jury sich erhob, um zu urtheilen, ob der schwarze William des angeklagten Verbrechens schuldig oder nicht schuldig sei.

Auch hier, wie in den andern Gerichtshöfen London's, sitzen die Richter in blauschwarzer Toga, die hellviolett gefüttert ist, und ihr Haupt bedeckt die weißgepuderte Perücke, womit oft die schwarzen Augenbraunen und schwarzen Badenbärte gar drollig kontrastieren. Sie sitzen an einem langen grünen Tische, auf erhöhten Stühlen, am obersten Ende des Saales, wo an der Wand mit goldenen Buchstaben eine Bibelstelle, die vor ungerechtem Richterspruch warnt, eingegraben steht. An beiden Seiten sind Bänke für die Männer der Jury, und Plätze zum Stehen für Kläger und Zeugen. Den Richtern gerade gegenüber ist der Platz der Angeklagten; Diese sitzen nicht auf einem Armesünderbänkchen, wie bei den öffentlichen Gerichten in Frankreich und Rheinland, sondern aufrecht stehen sie hinter einem wunderlichen Brette, das oben wie ein schmalgebogenes Thor ausgeschnitten ist. Es soll dabei ein künstlicher Spiegel angebracht sein, wodurch der Richter im Stande ist, jede Miene der Angeklagten deutlich zu beobachten. Auch liegen einige grüne Kräuter vor Letzteren, um ihre Nerven zu stärken, und Das mag zuweilen nöthig sein, wo man angeklagt steht auf Leib und Leben. Auch auf dem Tische der Richter sah ich dergleichen grüne Kräuter und sogar eine Rose liegen. Ich weiß nicht wie es kommt, der Anblick dieser Rose hat mich tief bewegt. Die rothe blühende Rose,

die Blume der Liebe und des Frühlings, lag auf dem schrecklichen Richtertische von Old Bailey. Es war im Saale so schwül und dumpfig. Es schaute Alles so unheimlich mürrisch, so wahnsinnig ernst. Die Menschen sahen aus, als kröchen ihnen graue Spinnen über die bloßen Gesichter. Hörbar klrten die eisernen Wagschalen über dem Haupte des schwarzen William's.

Auch auf der Galerie bildete sich eine Jury. Eine dicke Dame, aus deren rothaufgedunsenem Gesicht die kleinen Auglein wie Glühwürmchen hervorglimmten, machte die Bemerkung, daß der schwarze William ein sehr hübscher Bursche sei. Indessen ihre Nachbarin, eine zarte, piepsende Seele in einem Körper von schlechtem Postpapier, behauptete, er trüge das schwarze Haar zu lang und zottig, und blitze mit den Augen wie Herr Keen im Othello — „Dagegen,“ fuhr sie fort, „ist doch der Thomson ein ganz anderer Mensch, mit hellem Haar und glatt gekämmt nach der Mode, und er ist ein sehr geschickter Mensch, er bläst ein bißchen die Flöte, er malt ein bißchen, er spricht ein bißchen Französisch“ — „Und stiehlt ein bißchen,“ fügte die dicke Dame hinzu. „Ei was, stehlen!“ versetzte die dünne Nachbarin, „Das ist doch nicht so barbarisch wie Fälschung; denn ein Dieb, es sei denn, er habe ein Schaf gestohlen, wird nach Botany-Bay transportiert, während der Bösewicht, der eine Handschrift verfälscht hat, ohne Gnad' und Barmherzigkeit gehenkt wird.“ „Ohne Gnad' und Barmherzigkeit!“ seufzte neben mir ein magerer Mann in einem verwitterten schwarzen Rock; „hängen! kein Mensch hat das Recht, einen Andern umbringen zu lassen, am allerwenigsten sollten Christen ein Todesurtheil fällen, da sie doch daran denken sollten, daß der Stifter ihrer Religion, unser Herr und Heiland, unschuldig verurtheilt und hingerichtet worden!“ „Ei was,“ rief wieder die dünne Dame, und lächelte mit ihren dünnen Lippen, „wenn so ein Fälscher nicht gehenkt würde, wäre ja kein reicher Mann seines Vermögens sicher, z. B. der dicke Jude in Lombard Street, Saint Ewinthin's Lane, oder unser Freund Herr Scott, dessen Handschrift so täuschend nachgemacht worden. Und Herr Scott hat doch sein Vermögen so sauer erworben, und man sagt sogar, er sei dadurch reich geworden, daß er für Geld die Krankheiten Anderer auf sich nahm, ja die Kinder laufen ihm jetzt noch auf der Straße nach, und rufen: Ich gebe Dir einen Sixpence, wenn Du mir mein Zahnweh abnimmst, wir geben Dir einen Shilling, wenn Du Gottfrieds Bude nehmen willst“ — „Kurios!“ fiel ihr die dicke Dame in die Rede, „es ist doch kurios, daß der schwarze William und der Thomson früherhin die besten Spießgesellen gewesen sind, und zusammen gewohnt und gegessen und getrunken haben, und jetzt Edward Thomson seinen alten Freund der Fälschung anklagt! Warum ist aber die Schwester von Thomson nicht hier, da sie doch sonst ihrem süßen William überall nachgelaufen?“ Ein junges schönes Frauenzimmer, über dessen holbem Gesicht eine dunkle

Betrübnis verbreitet lag, wie ein schwarzer Flor über einem blühenden Rosenstrauch, flüsterte jetzt eine ganz lange, vermeinte Geschichte, wovon ich nur so Viel verstand, daß ihre Freundin, die schöne Mary, von ihrem Bruder gar bitterlich geschlagen worden und todtkrank zu Bette liege. „Nennt sie doch nicht die schöne Mary!“ brummte verdrießlich die dicke Dame; „viel zu mager, sie ist viel zu mager, als daß man sie schön nennen könnte, und wenn gar ihr Willkam gekennt wird —“

In diesem Augenblick erschienen die Männer der Jury und erklärten, daß der Angeklagte der Fälschung schuldig sei. Als man hierauf den schwarzen William aus dem Saale fortführte, warf er einen langen, langen Blick auf Edward Thomson.

Nach einer Sage des Morgenlandes war Satan einst ein Engel und lebte im Himmel mit den andern Engeln, bis er Diese zum Abfall verleiten wollte, und deshalb von der Gottheit hinuntergestoßen wurde in die ewige Nacht der Hölle. Während er aber vom Himmel hinabsank, schaute er immer noch in die Höhe, immer nach dem Engel, der ihn angeklagt hatte; je tiefer er sank, desto entsetzlicher und immer entsetzlicher wurde sein Blick — Und es muß ein schlimmer Blick gewesen sein; denn jener Engel, den er traf, wurde bleich, niemals trat wieder Röthe in seine Wangen, und er heißt seitdem der Engel des Todes.

Bleich wie der Engel des Todes wurde Edward Thomson.

VII.

Körperliche Strafe in England.

Ich kann nicht bestimmt genug versichern, wie sehr ich gegen Prügel im Allgemeinen eingenommen bin, und wie sehr sich mein Gefühl empört, wenn ich geprügelte Nebenmenschen insbesondere sehe. Der stolze Herr der Erde, der hohe Geist, der das Meer beherrscht und die Geseze der Sterne erforscht, wird gewiß durch Nichts so sehr gedemüthigt als durch körperliche Strafe. Die Götter, um den lodrenden Hochmuth der Menschen herabzudämpfen, erschufen sie die Prügel. Die Menschen aber, deren Erfindungsgeist durch den brütenden Unwillen geschärft wurde, erschufen dagegen das Point d'honneur. Franzosen, Japaner, indische Brahminen und das Officiercorps des Continents haben diese Erfindung am schönsten ausgebildet, sie haben die Blutrache der Ehre in Paragraphen gebracht, und die Duelle, obgleich sie von den Staatsgesetzen, von der Religion und selbst von der Vernunft mißbilligt werden, sind dennoch eine Blüthe schöner Menschlichkeit.

Bei den Engländern aber, wo sonst alle Erfindungen zur höchsten Vollkommenheit verfeinert werden, hat das Point d'honneur noch nicht seine rechte Politur empfangen. Der Engländer hält Prügel noch immer für kein so großes Übel wie den Tod, und während meines Aufenthalts in England habe ich mancher Scene beigewohnt, wo ich auf den Gedanken kommen durfte, als haben Prügel in dem freien England keine so schlimmen Wirkungen auf die persönliche Ehre wie im despotischen Deutschland. Ich habe Lords abprügeln gesehen, und sie schienen nur das Materielle dieser Beleidigung zu fühlen. Bei den Pferderennen zu Epsom und Brighton sah ich Jockeyen, die, um den Wettreitern Bahn zu machen, mit einer langen Peitsche hin und her liefen, und Lords und Gentlemen aus dem Weg peitschten. Und was thaten die solchermaßen berührten Herren? Sie lachten mit einem saueren Gesichte.

Ist also körperliche Strafe in England nicht so entehrend wie bei uns, so ist doch der Vorwurf ihrer Grausamkeit dadurch noch nicht gemildert. Aber dieser trifft nicht das englische Volk, sondern die Aristokratie, die unter dem Wohl Englands nichts Anderes versteht als die Sicherheit ihrer eigenen Herrschaft. Freien Menschen mit freiem Ehrgefühl dürfte diese despotische Rotte nicht trauen; sie bedarf des blinden Gehorsams geprügelter Sklaven. Der englische Soldat muß ganz Maschine sein, ganz Automat, das aufs Kommandowort marschirt und losschießt. Daher bedarf er auch keines Befehlshabers von bedeutender Persönlichkeit. Eines Solchen bedurften freie Franzosen, die der Enthusiasmus leitet, und die einst, trunken von der Feuerseele ihres großen Feldherrn, wie im Rausche die Welt eroberten. Englische Soldaten bedürfen keines Feldherrn, nicht einmal eines Feldherrnstabs, sondern nur eines Korporalstocks, der die ausgerechneten Ministerialinstruktionen, wie es von einem Stück Holz zu erwarten steht, recht ruhig und genau ausführt. Und, o je! da ich ihn doch einmal rühmen muß, so gestehe ich, ein ganz vorzüglicher Stock solcher Art ist der Wellington, dieser edlig geschnitzte Hampelmann, der sich ganz nach dem Schnürchen bewegt, woran die Aristokratie zieht, dieser hölzerne Völkersvampyr mit hölzernem Blick (wooden look, wie Byron sagt), und ich möchte hinzufügen: mit hölzernem Herzen. Wahrlich, Alt-England kann ihn zu jenen hölzernen Schutzmannern rechnen, womit es beständig prahlt.

General Foy hat in seiner Geschichte des Krieges auf der pyrenäischen Halbinsel den Kontrast des französischen und englischen Militärs und ihrer Mannszucht sehr treffend geschildert, und diese Schilderung zeigt uns, was Ehrgefühl und was Prügel aus dem Soldaten machen.

Es ist zu hoffen, daß das grausame System, welches die englische Aristokratie befolgt, sich nicht lange mehr erhält, und John Bull seinen regierenden Korporalstock entzweibricht. Denn John ist

ein guter Christ, er ist milde und wohlwollend, er seufzt über die Härte seiner Landesgesetze, und in seinem Herzen wohnt die Menschlichkeit. Ich könnte eine hübsche Geschichte davon erzählen.

Ein andermal!

VIII.

Das neue Ministerium.

In Bedlam habe ich vorigen Sommer einen Philosophen kennen gelernt, der mir mit heimlichen Augen und flüsternder Stimme viele wichtige Aufschlüsse über den Ursprung des Übels gegeben hat. Wie mancher andere seiner Kollegen meinte auch er, daß man hierbei etwas Historisches annehmen müsse. Was mich betrifft, ich neigte mich ebenfalls zu einer solchen Annahme, und erklärte das Grundübel der Welt aus dem Umstand, daß der liebe Gott zu wenig Geld erschaffen habe.

„Du hast gut reden,“ antwortete der Philosoph, „der liebe Gott war sehr knapp bei Kassa, als er die Welt erschuf. Er mußte das Geld dazu beim Teufel borgen, und ihm die ganze Schöpfung als Hypothek verschreiben. Da ihm nun der liebe Gott von Gott- und Rechtswegen die Welt noch schuldig ist, so darf er ihm auch aus Delikatesse nicht verwehren, sich darin herum zu treiben und Verwirrung und Unheil zu stiften. Der Teufel aber ist seinerseits wieder sehr stark dabei interessiert, daß die Welt nicht ganz zu Grunde und folglich seine Hypothek verloren gehe; er hütet sich daher es allzu toll zu machen, und der liebe Gott, der auch nicht dumm ist und wohl weiß, daß er im Eigennutz des Teufels seine geheime Garantie hat, geht oft so weit, daß er ihm die ganze Herrschaft der Welt anvertraut, d. h. dem Teufel den Auftrag giebt, ein Ministerium zu bilden. Dann geschieht, was sich von selbst versteht, Samiel erhält das Kommando der höllischen Heerschaaren, Beelzebub wird Kanaler, Bizlipuzli wird Staatssekretär, die alte Großmutter bekommt die Kolonien u. s. w. Diese Verbündeten wirthschaften dann in ihrer Weise, und indem sie, trotz des bösen Willens ihrer Herzen, aus Eigennutz gezwungen sind, das Heil der Welt zu befördern, entschädigen sie sich für diesen Zwang dadurch, daß sie zu den guten Zwecken immer die niederträchtigsten Mittel anwenden. Sie trieben es jüngsthin so arg, daß Gott im Himmel solche Greuel nicht länger ansehen konnte, und einem Engel den Auftrag gab, ein neues Ministerium zu bilden. Dieser sammelte nun um sich her alle guten Geister. Freudige Wärme durchdrang wieder die Welt, es wurde Licht, und die bösen Geister entwichen. Aber sie

legten doch nicht ruhig die Klauen in den Schoß, heimlich wirken sie gegen alles Gute, sie vergiften die neuen Heilquellen, sie zertrümmern hämisch jede Rosenknospe des neuen Frühlings, mit ihren Ammendements zerstören sie den Baum des Lebens, chaotisches Verderben droht Alles zu verschlingen, und der liebe Gott wird am Ende wieder dem Teufel die Herrschaft übergeben müssen, damit sie, sei es auch durch die schlechtesten Mittel, wenigstens erhalten werde. Siehst du, Das ist die schlimme Nachwirkung einer Schuld."

Diese Mittheilung meines Freundes in Bedlam erklärte vielleicht den jetzigen englischen Ministerwechsel. Erlegen müssen die Freunde Canning's, die ich die guten Geister Englands nenne, weil ihre Gegner dessen Teufel sind; Diese, den dummen Teufel Wellington an ihrer Spitze, erheben jetzt ihr Siegesgeschrei. Schelte mir Keiner den armen George, er musste den Umständen nachgeben. Man kann nicht leugnen, daß nach Canning's Tode die Whigs nicht im Stande waren, die Ruhe in England zu erhalten, da die Maßregeln, die sie deshalb zu ergreifen hatten, beständig von den Tories vereitelt wurden. Der König, dem die Erhaltung der öffentlichen Ruhe, d. h. die Sicherheit seiner Krone, als das Wichtigste erscheint, musste daher den Tories selbst wieder die Verwaltung des Staates überlassen. — Und, oh sie werden jetzt wieder nach wie vor alle Früchte des Volksfleißes in ihren eigenen Sädel hineinverwalten, sie werden als regierende Kornjuden die Preise ihres Getreides in die Höhe treiben, John Bull wird vor Hunger mager werden, er wird endlich für einen Bissen Brot sich leibeigen selbst den hohen Herren verkaufen, sie werden ihn vor den Pflug spannen und peitschen, er wird nicht einmal brummen dürfen, denn auf der einen Seite droht ihm der Herzog von Wellington mit dem Schwerte, und auf der andern Seite schlägt ihn der Erzbischof von Canterbury mit der Bibel auf den Kopf — und es wird Ruhe im Lande sein.

Die Quelle jener Übel ist die Schuld, the national debt, oder, wie Cobbett sagt, the king's debt. Cobbett bemerkt nämlich mit Recht: Während man allen Instituten den Namen des Königs voransetzt, z. B. the king's army, the king's navy, the king's courts, the king's prisons etc., wird doch die Schuld, die eigentlich aus jenen Instituten hervorging, niemals the king's debt genannt, und sie ist das Einzige, wobei man der Nation die Ehre erzeigt, Etwas nach ihr zu benennen.

Der Übel größtes ist die Schuld. Sie bewirkt zwar, daß der englische Staat sich erhält, und daß sogar dessen ärgste Teufel ihn nicht zu Grunde richten; aber sie bewirkt auch, daß ganz England eine große Tretmühle geworden, wo das Volk Tag und Nacht arbeiten muß, um seine Gläubiger zu füttern, daß England vor lauter Zahlungsorgen alt und grau und aller heiteren Jugendgefühle entwöhnt wird, daß England, wie bei starkverschuldeten Menschen zu geschehen pflegt, zur stumpfsten Resignation nieder-

gebrückt ist und sich nicht zu helfen weiß — obgleich 900,000 Flinten und eben so viel Säbel und Bajonette im Tower zu London aufbewahrt liegen, und die Wächter desselben, die feisten rothbröckigen Beefeaters, leicht überwältigt wären.

IX.

Die Schuld.

Als ich noch sehr jung war, gab es drei Dinge, die mich ganz vorzüglich interessirten, wenn ich Zeitungen las. Zuvörderst, unter dem Artikel „Großbritannien,“ suchte ich gleich, ob Richard Martin keine neue Bittschrift für die mildere Behandlung der armen Pferde, Hunde und Esel dem Parlamente übergeben. Dann, unter dem Artikel „Frankfurt,“ suchte ich nach, ob der Herr Doktor Schreiber nicht wieder beim Bundestag für die großherzoglich hessischen Domänenkäufer eingetroffen. Hierauf aber fiel ich gleich über die Türkei her und durchlaß das lange Konstantinopel, um nur zu sehen, ob nicht wieder ein Großvesier mit der seidenen Schnur beehrt worden.

Dieses Letztere gab mir immer den meisten Stoff zum Nachdenken. Daß ein Despot seinen Diener ohne Umstände erdroffeln läßt, fand ich ganz natürlich. Sah ich doch einst in der Menagerie, wie der König der Thiere so sehr in majestätischen Zorn gerieth, daß er gewiß manchen unschuldigen Zuschauer zerrissen hätte, wäre er nicht in einer sichern Konstitution, die aus eisernen Stangen gefertigt war, eingesperrt gewesen. Aber was mich Wunder nahm, war immer der Umstand, daß nach der Erdrofflung des alten Herrn Großvesters sich immer wieder Jemand fand, der Lust hatte, Großvesier zu werden.

Jetzt, wo ich etwas älter geworden bin, und mich mehr mit den Engländern, als mit ihren Freunden, den Türken, beschäftige, ergreift mich ein analoges Erstaunen, wenn ich sehe, wie nach dem Abgang eines Premier-Ministers gleich ein Anderer sich an Dessen Stelle drängt, und Dieser Andere immer ein Mann ist, der auch ohne dieses Amt zu leben hätte, und auch (Wellington ausgenommen) Nichts weniger als ein Dummkopf ist. Schrecklicher als durch die seidene Schnur endigen ja alle englischen Minister, die länger als ein Semester dieses schwere Amt verwaltet. Besonders ist dieses der Fall seit der französischen Revolution; Sorg und Noth haben sich vermehrt in Downingsstreet, und die Last der Geschäfte ist kaum zu ertragen.

Einst waren die Verhältnisse in der Welt weit einfacher, und die sinnigen Dichter verglichen den Staat mit einem Schiffe und den

Minister mit dessen Steuermann. Jetzt aber ist Alles complicirter und verwickelter, das gewöhnliche Staatsschiff ist ein Dampfsboot geworden, und der Minister hat nicht mehr ein einfaches Ruder zu regieren, sondern als verantwortlicher Engineer steht er unten zwischen dem ungeheuern Maschinenwerk, untersucht ängstlich jedes Eisenstücken, jedes Rädchen, wodurch etwa eine Störung entstehen könnte, schaut Tag und Nacht in die lodernde Feueresse, und schwitzt vor Hitze und Sorge — sientemalen durch das geringste Versehen von seiner Seite der große Kessel zerspringen, und bei dieser Gelegenheit Schiff und Mannschaft zu Grunde gehen könnte. Der Kapitän und die Passagiere ergehen sich unterdessen ruhig auf dem Verdecke, ruhig flattert die Flagge auf dem Seitenmast, und wer das Boot so ruhig dahinschwimmen sieht, ahnet nicht, welche gefährliche Maschinerie und welche Sorge und Noth in seinem Bauche verborgen ist.

Frühzeitigen Todes sinken sie dahin, die armen verantwortlichen Engineers des englischen Staatsschiffes. Während ist der frühe Tod des großen Pitt, rührender der Tod des größeren Fox. Percival wäre an der gewöhnlichen Ministerkrankheit gestorben, wenn nicht ein Doldstoß ihn schneller abgefertigt hätte. Diese Ministerkrankheit war es ebenfalls, was den Lord Castlereagh so zur Verzweiflung brachte, daß er sich die Kehle abschnitt zu Lord Gray in der Grafschaft Kent. Lord Liverpool sank auf gleiche Weise in den Tod des Blödsinns. Canning, den göttergleichen Canning, sahen wir, vergiftet von hochtörrischen Verleumdungen, gleich einem kranken Atlas unter seiner Weltbürde niedersinken. Einer nach dem Andern werden sie eingescharrt in Westminster, die armen Minister, die für Englands Könige Tag und Nacht denken müssen, während Diese gedankenlos und wohlbeleibt dahinleben bis ins höchste Menschenalter.

Wie heißt aber die große Sorge, die Englands Ministern Tag und Nacht im Gehirne wühlt und sie tödtet? Sie heißt: the debt, die Schuld.

Schulden, eben so wie Vaterlandsliebe, Religion, Ehre u. s. w., gehören zwar zu den Vorzügen des Menschen — denn die Thiere haben keine Schulden — aber sie sind auch eine ganz vorzügliche Qual der Menschheit, und wie sie den Einzelnen zu Grunde richten, so bringen sie auch ganze Geschlechter ins Verderben, und sie scheinen das alte Fatum zu ersetzen in den Nationaltragödien unserer Zeit. England kann diesem Fatum nicht entgehen, seine Minister sehen die Schrecknisse herannahen, und sterben mit der Verzweiflung der Ohnmacht.

Wäre ich königlich preussischer Oberlandeskalkulator, oder Mitglied des Geniecorps, so würde ich in gewohnter Weise die ganze Summe der englischen Schuld in Silbergrotschen berechnen, und genau angeben, wie vielmal man damit die große Friedrichstraße oder gar den ganzen Erdball bedecken könnte. Aber das Rechnen war nie meine Force, und ich möchte lieber einem Engländer das fatale Ge-

schäft überlassen, seine Schulden aufzuzählen und die daraus entstehende Ministernoth herauszurechnen. Dazu taugt Niemand besser als der alte Cobbett, und aus der lezten Nummer seines Registers liefere ich folgende Erörterungen.

„Der Zustand der Dinge ist folgender:

1) Diese Regierung, oder vielmehr diese Aristokratie und Kirche, oder auch, wie ihr wolt, diese Regierung borgte eine große Summe Geldes, wofür sie viele Siege, sowohl Land- als Seesiege, gekauft hat — eine Menge Siege von jeder Sorte und Größe.

2) Indessen muß ich zuvor bemerken, aus welcher Veranlassung und zu welchem Zwecke man die Siege gekauft hat; die Veranlassung (occasion) war die französische Revolution, die alle aristokratischen Vorrechte und geistlichen Zehnten niedergerissen hatte; und der Zweck war die Verhütung einer Parlamentsreform in England, die wahrscheinlich ein ähnliches Niederreißen aller aristokratischen Vorrechte und geistlichen Zehnten zur Folge gehabt hätte.

3) Um nun zu verhüten, daß das Beispiel der Franzosen nicht von den Engländern nachgeahmt würde, war es nöthig, die Franzosen anzugreifen, sie in ihren Fortschritten zu hemmen, ihre neu-erlangte Freiheit zu gefährden, sie zu verzweifelden Handlungen zu treiben, und endlich die Revolution zu einem solchen Schreckbilde, zu einer solchen Völkerscheuche zu machen, daß man sich unter dem Namen der Freiheit Nichts als ein Aggregat von Schlechtigkeit, Greuel und Blut vorstellen, und das englische Volk in der Begeisterung seines Schreckens dahin gebracht wurde, sich sogar ordentlich zu verlieben in jene grenelhaft despotische Regierung, die einst in Frankreich blühte, und die jeder Engländer von jeher verabscheute, seit den Tagen Alfred's des Großen bis herab auf Georg den Dritten.

4) Um jene Vorzüge auszuführen, bedurfte man der Mithülfe verschiedener fremder Nationen: diese Nationen wurden daher mit englischem Gelde unterstützt (subsidized); französische Emigranten wurden mit englischem Gelde unterhalten; kurz, man führte einen zweiundzwanzigjährigen Krieg, um jenes Volk niederzudrücken, das sich gegen aristokratische Vorrechte und geistliche Zehnten erhoben hatte.

5) Unsere Regierung also erhielt „unzählige Siege“ über die Franzosen, die, wie es scheint, immer geschlagen worden; aber diese unsere unzähligen Siege waren gekauft, d. h. sie wurden erfochten von Miethlingen, die wir für Geld dazu gedungen hatten, und wir hatten in unserem Solde zu einer und derselben Zeit ganze Scharen von Franzosen, Holländern, Schweizern, Italiänern, Russen, Österreichern, Baiern, Hessen, Hannoveranern, Preußen, Spaniern, Portugiesen, Neapolitanern, Maltesern, und Gott weiß! wie viele Nationen noch außerdem.

6) Durch solches Miethen fremder Dienste und durch Benutzung unserer eigenen Flotte und Landmacht kauften wir so viele Siege

über die Franzosen, welche armen Teufel kein Geld hatten, um ebenfalls Vergleichen einzuhandeln, so daß wir endlich ihre Revolution überwältigten, die Aristokratie bei ihnen bis zu einer gewissen Stufe wiederherstellten, jedoch um Alles in der Welt willen die geistlichen Zehnten nicht ebenfalls restaurieren konnten.

7) Nachdem wir diese große Aufgabe glücklich vollbracht und auch dadurch jede Parlamentsreform in England hintertrieben hatten, erhob unsere Regierung ein brüllendes Siegesgeschrei, wobei sie ihre Lunge nicht wenig anstrenzte, und auch lautmöglichst unterstützt wurde wurde von jeder Creatur in diesem Lande, die auf eine oder die andere Art von den öffentlichen Tagen lebte.

8) Beinahe ganze zwei Jahre dauerte der überschwängliche Freudenrausch bei dieser damals so glücklichen Nation; zur Feier jener Siege drängten sich Jubelfeste, Volksspiele, Triumphbögen, Lustkämpfe und dergleichen Vergnügungen, die mehr als eine Viertelmillion Pfund Sterling kosteten, und das Haus der Gemeinen bewilligte einstimmig eine ungeheure Summe (ich glaube: drei Millionen Pfund Sterling), um Triumphbögen, Denkfäulen und andere Monumente zu errichten und damit die glorreichen Ereignisse des Krieges zu verewigen.

9) Beständig seit dieser Zeit hatten wir das Glück, unter der Regierung eben derselben Personen zu leben, die unsere Angelegenheiten in besagtem glorreichen Kriege geführt hatten.

10) Beständig seit dieser Zeit lebten wir in einem tiefen Frieden mit der ganzen Welt; man kann annehmen, daß Dieses noch jetzt der Fall ist, ungeachtet unserer kleinen zwischenspielligen Kauferei mit den Türken; und daher sollte man denken, es könne keine Ursache in der Welt geben, weshalb wir jetzt nicht glücklich sein sollten: wir haben ja Frieden, unser Boden bringt reichlich seine Früchte, und, wie die Weltweisen und Gesetzgeber unserer Zeit eingestehen, wir sind die erleuchtetste Nation auf der ganzen Erde. Wir haben wirklich überall Schulen, um die heranwachsende Generation zu unterrichten: wir haben nicht allein einen Rektor oder Vikar oder Kuraten in jedem Kirchsprengel des Königreichs, sondern wir haben in jedem dieser Kirchsprengel vielleicht noch sechs Religionslehrer, wovon Jeder von einer andern Sorte ist, als seine vier Kollegen, dergestalt, daß unser Land hinlänglich mit Unterricht jeder Art versorgt ist, kein Mensch dieses glücklichen Landes im Zustande der Unwissenheit leben wird, — und daher unser Erstaunen um so größer sein muß, wie irgend Jemand, der ein Premierminister dieses glücklichen Landes werden soll, dieses Amt als eine so schwere und schwierige Last ansieht.

11) Ach, wir haben ein einziges Unglück, und Das ist ein wahres Unglück: wir haben nämlich einige Siege gekauft — sie waren herrlich — es war ein gutes Geschäft — sie waren drei- oder viermal so viel werth, als wir dafür gaben, wie Frau Tweazle ihrem Manne

zu sagen pflegt, wenn sie vom Markte nach Hause kommt — es war große Nachfrage und viel Begehr nach Siegen — kurz, wir konnten nichts Vernünftigeres thun, als uns zu so billigem Preise mit einer so großen Portion Ruhm zu versehen.

12) Aber, ich gestehe es bekümmerten Herzens, wir haben, wie manche andere Leute, das Geld geborgt, womit wir diese Siege gekauft, als wir dieser Siege bedurften, deren wir jetzt auf keine Weise wieder los werden können, eben so wenig wie ein Mann seines Weibes los wird, wenn er einmal das Glück gehabt hat, sich die holde Bescherung aufzuladen.

13) Daher geschieht's, daß jeder Minister, der unsere Angelegenheiten übernimmt, auch sorgen muß für die Bezahlung unserer Siege, worauf eigentlich noch kein Pfennig abbezahlt worden.

14) Er braucht zwar nicht dafür zu sorgen, daß das ganze Geld, welches wir borgen, um Siege dafür zu kaufen, ganz auf einmal, Kapital und Zinsen, bezahlt werde; aber für die regelmäßige Auszahlung der Zinsen muß er leider Gottes! ganz bestimmt sorgen; und diese Zinsen zusammengerechnet, mit dem Solde der Armee und anderen Ausgaben, die von unseren Siegen herrühren, sind so bedeutend, daß ein Mensch ziemlich starke Nerven haben muß, wenn er das Geschäftchen übernehmen will, für die Bezahlung dieser Summe zu sorgen.

15) Früherhin, ehe wir uns damit abgaben Siege einzuhandeln und uns allzureichlich mit Ruhm zu versorgen, trugen wir schon eine Schuld von wenig mehr als zweihundert Millionen, während alle Armengelder in England und Wales zusammen nicht mehr als zwei Millionen jährlich betrugen, und während wir noch Nichts von jener Last hatten, die unter dem Namen *dead weight* uns jetzt aufgebürdet ist, und ganz aus unserm Durst nach Ruhm hervorgegangen.

16) Außer diesem Gelde, das von Kreditoren geborgt worden, die es freiwillig hergaben, hat unsere Regierung aus Durst nach Siegen auch indirekt bei den Armen eine große Anleihe gemacht, d. h. sie steigerte die gewöhnlichen Steuern bis auf eine solche Höhe, daß die Armen weit mehr als jemals niedergedrückt wurden, und daß sich die Anzahl der Armen und Armengelder erstaunlich vergrößerte.

17) Die Armengelder stiegen von zwei Millionen jährlich auf acht Millionen; die Armen haben nun gleichsam ein Pfandrecht, eine Hypothek auf das Land; und hier ergiebt sich also wieder eine Schuld von sechs Millionen, welche man hinzurechnen muß zu jenen anderen Schulden, die unsere Passion für Ruhm und der Einkauf unserer Siege verursacht hat.

18) The *dead weight* besteht aus Leibrenten, die wir unter dem Namen Pensionen einer Menge von Männern, Weibern und Kindern verabreichen, als eine Belohnung für die Dienste, welche jene

Männer beim Erlangen unserer Siege geleistet haben, oder geleistet haben sollen.

19) Das Kapital der Schuld, welche diese Regierung kontrahiert hat, um sich Siege zu verschaffen, besteht ungefähr in folgenden Summen:

Hinzugekommene Summe zu der Nationalschuld	Pf. Sterling. 800,000,000.
Hinzugekommene Summe zur eigentlichen Armen- gelder-Schuld	150,000,000.
Dead weight als Kapital einer Schuld berechnet	175,000,000.

Pf. St. 1125,000,000.

D. h. elfhundert und fünfundzwanzig Millionen zu fünf Procent ist der Betrag jener jährlichen sechsundfünfzig Millionen; ja, Dieses ist ungefähr der jetzige Betrag, nur daß die Armen-gelder-Schuld nicht in den Rechnungen, die dem Parlamente vorgelegt werden, aufgeführt ist, indem sie das Land gleich direct in den verschiedenen Kirchspielen bezahlt. Will man daher jene sechs Millionen von den sechsundfünfzig Millionen abziehen, so ergiebt sich, daß die Staatsschuldgläubiger und das dead weight-Volk wirklich alles Übrige verschlingen.

20) Indessen, die Armengelder sind eben so eine Schuld wie die Schuld der Staatsschuldgläubiger, und augenscheinlich aus derselben Quelle entsprungen. Von der schredlichen Last der Steuern werden die Armen zu Boden gedrückt; jeder Andere wird zwar auch davon gedrückt, aber Jeder außer den Armen mußte diese Last mehr oder weniger von seinen Schultern abzuwälzen, und sie fiel endlich mit fürchterlichem Gewichte ganz auf die Armen, und Diese verloren ihre Bierfässer, ihre kupfernen Kessel, ihre zinnernen Teller, ihre Wanduhr, ihre Betten und Alles bis auf ihr Handwerksgeräthe, sie verloren ihre Kleider und mußten sich in Lumpen hüllen, sie verloren das Fleisch von ihren Knochen — Sie konnten nicht weiter auf's Äußerste getrieben werden, und von Dem, was man ihnen genommen, gab man ihnen wieder Etwas zurück unter dem Namen von vermehrten Armengeldern. Diese sind daher eine wahre Schuld, ein wahres Pfandrecht auf das Land. Die Interessen dieser Schuld können zwar zurückgehalten werden, aber wenn Dieses geschieht, würden die Personen, die solche zu fordern haben, in Masse herbeikommen und sich für den Betrag, gleichviel in welcher Währung, bezahlt machen. Dieses ist also eine wahre Schuld, und eine Schuld, die man bei Heller und Pfennig bezahlen wird, und zwar, ich bemerke es ausdrücklich, wird man ihr ein Vorrecht, vor allen anderen Schulden gestatten.

21) Es ist also nicht nöthig, sich sehr zu wundern, wenn man die Noth Derjenigen sieht, die solche Geschäfte übernehmen! Es ist zu verwundern, daß sich überhaupt Jemand zu einer solchen Über-

nahme versteht, wenn ihm nicht anheimgestellt wird, nach Gutdünken eine radikale Umwandlung des ganzen Systems vorzunehmen.

22) Dazu kommt: Die zwei erstgenannten Schulden, nämlich die Staatsschuld und die dead weight-Schulden, bezahlte man früherhin, oder, besser gesagt, die Interessen derselben bezahlte man früherhin in einem herabgesetzten Papiergelde, von welcher Währung fünfzehn Schillinge kaum so viel werth waren, wie ein Winchesterner Scheffel Weizen. Dieses war die Art, wie man jene Kreditoren während sehr vielen Jahren bezahlt hat; aber im Jahre 1819 machte ein tief-sinniger Minister, Herr Peel, die große Entdeckung, daß es für die Nation besser sei, wenn sie ihre Schulden in wirklichem Gelde ausbezahlte, in wirklichem Gelde, wovon fünf Schilling, statt fünfzehn Schilling Papiergeld, so viel werth sind wie ein Winchesterner Scheffel Weizen!

23) Die Nominalsumme wurde nie verändert! Diese blieb immer dieselbe, Nichts geschah, als daß Herr Peel und das Parlament den Werth der Summe veränderten, und sie verlangten, daß die Schuld in einer Geldsorte bezahlt würde, wonach fünf Schillinge so viel werth sind und nur durch eben so viel Arbeit oder eben so viel Realien erlangt werden können, wie fünfzehn Schillinge jener Währung, worin die Schulden kontrahirt sind, und worin die Interessen jener Schulden während sehr vielen Jahren bezahlt worden.

24) Von 1819 bis heutigen Tag lebte daher die Nation in dem trostlosesten Zustand, sie wird aufgeessen von ihre Kreditoren, die gewöhnlich Juden sind, oder, besser gesagt, Christen, die wie Juden handeln, und die man nicht so leicht dahin bringen könnte, weniger hastig auf ihren Raub loszufahren.

25) Mancher Versuch wurde gemacht, um die Folgen der Veränderung, welche 1819 in der Währung des Geldes stattfand, einigermaßen zu mildern; aber diese Versuche mißglückten, und hätten einst bald das ganze System in die Luft gesprengt.

26) Hier giebt's keine Möglichkeit der Aushilfe, wenn man die jährliche Ausgabe der Staatsgläubiger-Schuld und der dead weight-Schuld herabzusetzen sucht; um solches Herabsetzen der Schuld, solche Reduktion dem Lande anzumuthen, um zu verhindern, daß sie große Umwälzungen hervorbringe, um zu verhindern, daß nicht eine halbe Million Menschen in und um London dadurch vor Hunger sterben müssen: da ist nöthig, daß man zuvor weit verhältnißmäßigere Reduktionen anderswo vornehme, ehe man die Reduktion jener obigen zwei Schulden oder ihrer Interessen versuchen wollte.

27) Wie wir bereits gesehen haben, die Siege wurden gekauft in der Absicht, um Parlamentsreform in England zu verhindern und die aristokratischen Vorrechte und geistlichen Zehnten aufrecht zu erhalten; es wäre daher eine himmelschreiende Greuelthat, entzögen wir ihre rechtmäßigen Zinsen jenen Leuten, die uns das Geld geborgt,

oder entzögen wir gar ihre Bezahlung denjenigen Leuten, die uns die Hände vermietet, wodurch wir die Siege erlangt haben; es wäre eine Greuelthat, die Gottes Rache auf uns laden würde, wenn wir Dergleichen thäten, während die einträglichen Ehrenämter der Aristokratie, ihre Pensionen, Sinecuren, königlichen Schenkungen, Militärbelohnungen und endlich gar die Zehnten des Klerus unangestastet blieben!

28) Hier, hier also liegt die Schwierigkeit: Wer Minister wird, wird Minister eines Landes, das eine große Passion für Siege gehabt, auch sich hinlänglich damit versehen und sich unterhört viel militärischen Ruhm verschafft — aber leider diese Herrlichkeiten noch nicht bezahlt hat, und nun dem Minister überläßt, die Rechnung zu berichtigen, ohne daß Dieser weiß, woher er das Geld nehmen soll.“

Das sind Dinge, die einen Minister ins Grab drücken, wenigstens des Verstandes berauben können. England ist mehr schuldig, als es bezahlen kann. Man rühme nur nicht, daß es Indien und reiche Kolonien besitzt. Wie sich aus den letzten Parlamentsdebatten ergibt, zieht der englische Staat keinen Heller eigentlicher Einkünfte aus seinem großen, unermesslichen Indien, ja er muß dorthin noch einige Millionen Zuschuß bezahlen. Dieses Land nützt England bloß dadurch, daß einzelne Britten, die sich dort bereichern, durch ihre Schätze die Industrie und den Geldumlauf des Mutterlandes befördern, und tausend Andere durch die indische Kompagnie Brot und Versorgung gewinnen. Die Kolonien ebenfalls liefern dem Staate keine Einkünfte, bedürfen des Zuschusses, und dienen zur Beförderung des Handels und zur Bereicherung der Aristokratie, deren Nepoten als Gouverneure und Unterbeamte dahin geschickt werden. Die Bezahlung der Nationalschuld fällt daher ganz allein auf Großbritannien und Irland. Aber auch hier sind die Ressourcen nicht so beträchtlich wie die Schuld selbst. Wir wollen ebenfalls hier Cobbett sprechen lassen:

„Es giebt Leute, die, um eine Art Ausbülfe anzugeben, von den Ressourcen des Landes sprechen. Dies sind die Schüler des seligen Colquhoun, eines Diebesfängers, der ein großes Buch geschrieben, um zu beweisen, daß unsere Schuld uns nicht im Mindesten besorgt machen darf, indem sie so klein sei im Verhältnis zu den Ressourcen der Nation; und damit seine klugen Leser eine bestimmte Idee von der Unermesslichkeit dieser Ressourcen bekommen mögen, machte er eine Abschätzung von Allem, was im Lande vorhanden ist, bis herab auf die Kaninchen, und schien sogar zu behaupten, daß er nicht füglich die Ratten und Mäuse mitrechnen konnte. Den Werth der Pferde, Kühe, Schafe, Ferkelchen, Federvieh, Wildpret, Kaninchen, Fische, den Werth der Hausgeräthe, Kleider, Feuerung, Zucker, Gewürze, kurz von Allem im Lande macht er ein *Assimatum*; und dann, nachdem er das Ganze *assumirt*,

und den Werth der Ländereien, Bäume, Häuser, Minen, den Ertrag des Grases, des Kornes, die Rüben und das Flachz hinzugerechnet und eine Summe von Gott weiß wie vielen tausend Millionen herausgebracht hat, grinst er in pfiffig prahlerisch schottischer Manier, ungefähr wie ein Truthahn, und hohnlachend fragt er Leute meines Gleichen: Mit Ressourcen, wie diese, fürchtet ihr da noch einen Nationalbankerott?

„Dieser Mann bedachte nicht, daß man Häuser nöthig hat, um darin zu leben, die Ländereien, damit sie Futter liefern, die Kleider, damit man seine Blöße bedecke, die Kühe, damit sie Milch geben, den Durst zu löschen, das Hornvieh, Schafe, Schweine, Geflügel und Kaninchen, damit man sie esse, ja, der Teufel hole diesen widersinnigen Schotten! diese Dinge sind nicht dafür da, daß sie verkauft und die Nationalschulden damit bezahlt werden. Wahrhaftig, er hat noch den Taglohn der Arbeitsleute zu den Ressourcen der Nation gerechnet! Dieser dumme Teufel von Diebesfänger, den seine Brüder in Schottland zum Doktor geschlagen, weil er ein so vorzügliches Buch geschrieben, er scheint ganz vergessen zu haben, daß Arbeitsleute ihren Taglohn selbst bedürfen, um sich dafür etwas Essen und Trinken zu schaffen. Er konnte eben so gut den Werth des Blutes in unseren Adern abschätzen, als ein Stoff, wovon man allenfalls Blutwürste machen könnte!“

So weit Cobbett. Während ich seine Worte in deutscher Sprache niederschreibe, bricht er leibhaftig selbst wieder hervor in meinem Gedächtnisse, und wie vorig Jahr bei dem lärmigen Mittagessen in Crown-and-Ancor-Tavern, sehe ich ihn wieder mit seinem scheltend rothen Gesichte und seinem radikalen Lächeln, worin der giftigste Todeshaß gar schauerlich zusammenschmilzt mit der höhnischen Freude, die den Untergang der Feinde ganz sicher vorausieht.

Table mich Niemand, daß ich Cobbett citiere! Man mag ihn immerhin der Unredlichkeit, der Scheltsucht und eines allzu ordinären Wesens beschuldigen; aber man kann nicht leugnen, daß er viel beredtsamen Geist besitzt, und daß er sehr oft, und in obiger Darstellung ganz und gar, Recht hat. Er ist ein Kettenhund, der Jeden, den er nicht kennt, gleich wüthend anfällt, oft den besten Freund des Hauses in die Waden beißt, immer bellt, und eben wegen jenes unaufhörlichen Bellens nicht gehört wird, wenn er einmal einem wirklichen Diebe entgegenbeißt. Deshalb halten es jene vornehmen Diebe, die England plündern, nicht einmal für nöthig, dem knurrenden Cobbett einen Brocken zuzuworfen und ihm damit das Maul zu stopfen. Dieses wurmt den Hund am bittersten, und er fletscht die hungrigen Zähne.

Alter Cobbett! Hund von England! ich liebe dich nicht, denn fatal ist mir jede gemeine Natur; aber du dauerst mich bis in tiefster Seele, wenn ich sehe, wie du dich von deiner Kette nicht los-

reißen und jene Diebe nicht erreichen kannst, die lachend vor deinen Augen ihre Beute fortschleppen und deine vergeblichen Sprünge und dein ohnmächtiges Geheul verspotten.

X.

Die Oppositionsparteien.

Einer meiner Freunde hat die Opposition im Parlamente sehr treffend mit einer Oppositionskutsche verglichen. Bekanntlich ist Das eine öffentliche Stage-Kutsche, die irgend eine speculirende Gesellschaft auf ihre Kosten instituiert und zwar zu so spottwohlfeilen Preisen fahren läßt, daß die Reisenden ihr gern den Vorzug geben vor den schon vorhandenen Stage-Kutschen. Diese letztern müssen dann ebenfalls ihre Preise heruntersetzen, um Passagiere zu behalten, werden aber bald von der neuen Oppositionskutsche überboten oder vielmehr unterboten, ruinieren sich durch solche Konkurrenz, und müssen am Ende ihr Fahren ganz einstellen. Hat aber die Oppositionskutsche auf solche Art das Feld gewonnen, und ist sie jetzt auf einer bestimmten Tour die einzige, so erhöht sie ihre Preise, oft sogar den Preis der verdrängten Kutsche übersteigend, und der arme Reisende hat Nichts gewonnen, hat oft sogar verloren, und zahlt und flucht, bis eine neue Oppositionskutsche wieder das vorige Spiel erneut, und neue Hoffnungen und neue Täuschungen entstehen.

Wie übermüthig wurden die Whigs, als die Stuart'sche Partei erlag und die protestantische Dynastie den englischen Thron bestieg! Die Tories bildeten damals die Opposition, und John Bull, der arme Staatspassagier, hatte Ursache, vor Freude zu brüllen, als sie die Oberhand gewannen. Aber seine Freude war von kurzer Dauer, er mußte jährlich mehr und mehr Fuhrlohn ausgeben, es wurde viel bezahlt und schlecht gefahren, die Kutscher wurden obendrein sehr grob, es gab Nichts als Rütteln und Stöße, jeder Eckstein drohte Umsturz — und der arme John dankte Gott, seinem Schöpfer, als unlängst die Zügel des Staatswagens in bessere Hände kamen.

Leider dauerte die Freude wieder nicht lange, der neue Oppositionskutscher fiel todt vom Bod herab, der andere stieg ängstlich herunter, als die Pferde scheu wurden, und die alten Wagenlenker, die alten Reiter mit goldenen Sporen, haben wieder ihre alten Plätze eingenommen, und die alte Peitsche knallt.

Ich will das Bild nicht weiter zu Tode heßen und lehre zurück zu den Worten Whigs und Tories, die ich oben zur Bezeichnung der Oppositionsparteien gebraucht habe, und einige Erörterung dieser

Namen ist vielleicht um so fruchtbarer, je mehr sie seit langer Zeit dazu gedient haben, die Begriffe zu verwirren.

Wie im Mittelalter die Namen Ghibellinen und Guelfen, durch Umwandlungen der Interessen und neue Ereignisse die vagsten und veränderlichsten Bedeutungen erhielten, so auch späterhin in England die Namen Whigs und Tories, deren Entstehungsart man kaum noch anzugeben weiß. Einige behaupten, es seien früherhin Spottnamen gewesen, die am Ende zu honetten Parteinamen wurden, was oft geschieht, wie z. B. der Geusenbund sich selbst nach dem Spottnamen les gueux taufte, wie auch späterhin die Jakobiner sich selbst manchmal Sanskülotten benannten, und wie die heutigen Servilen und Obskuranten sich vielleicht einst selbst diese Namen als ruhmvolle Ehrennamen beilegen — was sie freilich jetzt noch nicht können. Das Wort „Whig“ soll in Irland etwas unangenehm Sauertöpfisches bedeuten haben, und dort zuerst zur Verhöhnung der Presbyterianer oder überhaupt der neuen Sekten gebraucht worden sein. Das Wort „Tory,“ welches zu derselben Zeit als Parteibenennung aufkam, bedeutete in Irland eine Art schäbiger Diebe. Beide Spottnamen kamen in Umlauf zur Zeit der Stuarts während der Streitigkeiten zwischen den Sekten und der herrschenden Kirche.

Die allgemeine Ansicht ist, die Partei der Tories neige sich ganz nach der Seite des Thrones und kämpfe für die Vorrechte der Krone; wohingegen die Partei der Whigs mehr nach der Seite des Volks hinneige und dessen Rechte beschütze. Indessen, diese Annahmen sind vag und gelten zumeist nur in Büchern. Jene Benennungen könnte man vielmehr als Koterienamen ansehen. Sie bezeichnen Menschen, die bei gewissen Streitfragen zusammenhalten, deren Vorfahren und Freunde schon bei solchen Anlässen zusammenhielten, und die in politischen Stürmen Freude und Ungemach und die Feindschaft der Gegenpartei gemeinschaftlich zu tragen pflegten. Von Principien ist gar nicht die Rede, man ist nicht einig über gewisse Ideen, sondern über gewisse Mafregeln in der Staatsverwaltung, über Abschaffung oder Beibehaltung gewisser Mißbräuche, über gewisse Bills, gewisse erbliche Questions — gleichviel aus welchem Gesichtspunkte, meistens aus Gewohnheit. — Die Engländer lassen sich nicht durch die Parteinamen irre machen. Wenn sie von Whigs sprechen, so haben sie nicht dabei einen bestimmten Begriff, wie wir z. B. wenn wir von Liberalen sprechen, wo wir uns gleich Menschen vorstellen, die über gewisse Freiheitsrechte herzinnig einverstanden sind — sondern sie denken sich eine äußere Verbindung von Leuten, deren Jeder, nach seiner Denkweise beurtheilt, gleichsam eine Partei für sich bilden würde, und die nur, wie schon oben erwähnt ist, durch äußere Anlässe, durch zufällige Interessen, durch Freundschafts- und Feindschaftsverhältnisse gegen die Tories anlämpfen. Hierbei dürfen wir uns ebenfalls keinen Kampf gegen

Aristokraten in unserem Sinne denken, da diese Tories in ihren Gefühlen nicht aristokratischer sind als die Whigs, und oft sogar nicht aristokratischer als der Bürgerstand selbst, der die Aristokratie für eben so unwandelbar hält wie Sonne, Mond und Sterne, der die Vorrechte des Adels und des Klerus nicht bloß als staatsnützlich, sondern als eine Naturnothwendigkeit ansieht, und vielleicht selbst für diese Vorrechte mit weit mehr Eifer kämpfen würde als die Aristokraten selbst, eben weil er fester daran glaubt als Diese, die zumeist den Glauben an sich selbst verloren. In dieser Hinsicht liegt über dem Geist der Engländer noch immer die Nacht des Mittelalters; die heilige Idee von der bürgerlichen Gleichheit aller Menschen hat sie noch nicht erleuchtet, und manchen bürgerlichen Staatsmann in England, der torysch gesinnt ist, dürfen wir deshalb bei Leibe nicht servil nennen und zu jenen wohlbekannten servilen Hunden zählen, die frei sein könnten, und dennoch in ihr altes Hundeloch zurückgefröhen sind und jetzt die Sonne der Freiheit anbellern.

Um die englische Opposition zu begreifen, sind daher die Namen Whigs und Tories völlig nutzlos, mit Recht hat Francis Burdett beim Anfange der Sitzungen voriges Jahr bestimmt ausgesprochen, daß diese Namen jetzt alle Bedeutung verloren: und Thomas Pethbridge, den der Schöpfer der Welt und des Verstandes nicht mit allzuviel Wit ausgerüstet, hat damals dennoch einen sehr guten Wit, vielleicht den einzigen seines Lebens, über die Äußerung Burdett's gerissen, nämlich: He has untoried the tories and unwhiggd the whigs.

Bedeutungsvoller sind die Namen reformers oder radical reformers, oder kurzweg radicals. Sie werden gewöhnlich für gleichbedeutend gehalten, sie zielen auf dasselbe Gebrechen des Staates, auf dieselbe heilsame Abhülfe, und unterscheiden sich nur durch mehr oder minder starke Färbung. Jenes Gebrechen ist die bekannte schlechte Art der Volksrepräsentation, wo sogenannte rotten boroughs, verschollene, unbewohnte Ortschaften, oder, besser gesagt, die Oligarchen, denen sie gehören, das Recht haben, Volksrepräsentanten ins Parlament zu schicken, während große bevölkerte Städte, namentlich viele neue Fabrikstädte, keinen einzigen Repräsentanten zu wählen haben; die heilsame Abhülfe dieses Gebrechens ist die sogenannte Parlamentsreform. Nun freilich, diese betrachtet man nicht als Zweck, sondern als Mittel. Man hofft, daß das Volk dadurch auch eine bessere Vertretung seiner Interessen, Abschaffung aristokratischer Mißbräuche und Hülfe in seiner Noth gewinnen würde. Es läßt sich denken, daß die Parlamentsreform, diese gerechte, billige Anforderung, auch unter den gemäßigten Menschen, die Nichts weniger als Jakobiner sind, ihre Verfechter findet, und wenn man solche Leute reformers nennt, betont man dieses Wort ganz anders, und himmelweit ist es alsdann unterschieden von dem Worte radical,

auf das ein ganz anderer Ton gelegt wird, wenn man z. B. von Hunt oder Cobbett, kurz von jenen heftigen, fletschenden Revolutionären spricht, die nach Parlamentsreform schreien, um den Umsturz aller Formen, den Sieg der Habucht und völlige Pöbelherrschaft herbeizuführen. Die Nuancen in den Gesinnungen der Koryphäen dieser Partei sind daher unzählig. Aber, wie gesagt, die Engländer kennen sehr gut ihre Leute, der Namen täuscht nicht das Publikum, und dieses unterscheidet sehr genau, wo der Kampf nur Schein und wo er Ernst ist. Oft lange Jahre hindurch ist der Kampf im Parlamente nicht Viel mehr als ein müßiges Spiel, ein Turnier, wo man für die Farbe kämpft, die man sich aus Grille gewählt hat; giebt es aber einmal einen ernsten Krieg, so eilt Jeder gleich unter die Fahne seiner natürlichen Partei. Dieses sahen wir in der Canning'schen Zeit. Die heftigsten Gegner vereinigten sich, als es Kampf der positivsten Interessen galt; Tories, Whigs und Radikale scharten sich, wie eine Phalanx, um den kühnen bürgerlichen Minister, der den Übermuth der Oligarchen zu dämpfen versuchte. Aber ich glaube dennoch, mancher hochgeborene Whig, der stolz hinter Canning saß, würde gleich zu der alten Foxhunting-Sippchaft übergetreten sein, wenn plötzlich die Abschaffung aller Adelsrechte zur Sprache gekommen wäre. Ich glaube (Gott verzeih' mir die Sünde), Francis Burdett selbst, der in seiner Jugend zu den heftigsten Radikalen gehörte und noch jetzt nicht zu den milderen Reformers gerechnet wird, würde sich bei einem solchen Anlasse sehr schnell neben Sir Thomas Bethbridge gesetzt haben. Dieses fühlen die plebejischen Radikalen sehr gut, und deshalb hassen sie die sogenannten Whigs, die für Parlamentsreform sprechen, sie hassen sie fast noch mehr wie die eigentlich hochfeindlichen Tories.

In diesem Augenblick besteht die englische Opposition mehr aus eigentlichen Reformern als aus Whigs. Der Chef der Opposition im Unterhause, the leader of the opposition, gehört unstreitig zu jenen Letztern. Ich spreche hier von Brougham.

Die Reden dieses muthigen Parlamentshelden lesen wir täglich in den Zeitblättern, und seine Gesinnungen dürfen wir daher als allgemein bekannt voraussetzen. Weniger bekannt sind die persönlichen Eigenthümlichkeiten, die sich bei diesen Reden kundgeben; und doch muß man erstere kennen, um letztere vollgeltend zu begreifen. Das Bild, das ein geistreicher Engländer von Brougham's Erscheinung im Parlamente entwirft, mag daher hier seine Stelle finden:

„Auf der ersten Bank zur linken Seite des Sprechers sitzt eine Gestalt, die so lange bei der Studierlampe gehockt zu haben scheint, bis nicht bloß die Blüthe des Lebens, sondern die Lebenskraft selbst zu erlöschen begonnen; und doch ist es diese scheinbar hilflose Gestalt, die alle Augen des ganzen Hauses auf sich zieht, und die, so wie sie sich in ihrer mechanischen, automatischen Weise zum Auf-

stehen bemüht, alle Schnellschreiber hinter uns in fluchende Bewegung setzt, während alle Lücken auf der Gallerie, als sei sie ein massives Steingewölbe, ausgefüllt werden und durch die beiden Seitenthüren noch das Gewicht der draussenstehenden Menschenmenge hereindrängt. Unten im Hause scheint sich ein gleiches Interesse kundzugeben; denn so wie jene Gestalt sich langsam in einer vertikalen Krümmung, oder vielmehr in einem vertikalen Zickzack steif zusammengefügt Linien, auseinander wickelt, sind die paar sonstigen Zeloten auf beiden Seiten, die sich schreiend entgegendämmen wollten, schnell wieder auf ihre Sitze zurückgesunken, als hätten sie eine verborgene Windbüchse unter der Robe des Sprechers bemerkt.

„Nach diesem vorbereitenden Geräusch und während der athemlosen Stille, die darauf folgte, hat sich Henry Brougham langsam und bedächtigen Schrittes dem Tische genähert, und bleibt dort zusammengebückt stehen — die Schultern in die Höhe gezogen, der Kopf vorwärts gebeugt, seine Oberlippe und Nasenflügel in zitternder Bewegung, als fürchte er ein Wort zu sprechen. Sein Aussehen, sein Wesen gleicht fast einem jener Prediger, die auf freiem Felde predigen — nicht einem modernen Manne dieser Art, der die müßige Sonntagsmenge nach sich zieht, sondern einem solchen Prediger aus alten Zeiten, der die Reinheit des Glaubens zu erhalten und in der Wildnis zu verbreiten suchte, wenn sie aus der Stadt und selbst aus der Kirche verbannt war. Die Töne seiner Stimme sind voll und melodisch, doch sie erheben sich langsam, bedächtig und, wie man zu glauben versucht ist, auch sehr mühsam, so daß man nicht weiß, ob die geistige Macht des Mannes unfähig ist, den Gegenstand zu beherrschen, oder ob seine physische Kraft unfähig ist, ihn auszusprechen. Sein erster Satz, oder vielmehr die ersten Glieder seines Satzes — denn man findet bald, daß bei ihm jeder Satz in Form und Gehalt weiter reicht, als die ganze Rede mancher anderen Leute — kommen sehr kalt und unsicher hervor, und überhaupt so entfernt von der eigentlichen Streitfrage, daß man nicht begreifen kann, wie er sie darauf hinbiegen wird. Jeder dieser Sätze freilich ist tief, klar, an und für sich selbst befriedigend, sichtbar mit künstlicher Wahl aus den gewähltensten Materialien deduciert und mögen sie kommen, aus welchem Fache des Wissens es immerhin sein mag, so erhalten sie doch dessen reinste Essenz. Man fühlt, daß sie alle nach einer bestimmten Richtung hingebogen werden, und zwar hingebogen mit einer starken Kraft; aber diese Kraft ist noch immer unsichtbar wie der Wind, und, wie von diesem, weiß man nicht, woher sie kommt und wohin sie geht.

„Wenn aber eine hinreichende Anzahl von diesen Anfangssätzen vorausgeschickt ist, wenn jeder Hilfsatz, den menschliche Wissenschaft zur Feststellung einer Schlussfolge bieten kann, in Dienst genommen worden, wenn jeder Einspruch durch einen einzigen Stoß erfolgreich vorgeschoben ist, wenn das ganze Heer politischer und moralischer

Wahrheiten in Schlachtordnung steht — dann bewegt es sich vorwärts zur Entscheidung, fest zusammengeschlossen wie eine macedonische Phalanx, und unwiderstehlich wie Hochländer, die mit gefälltem Bajonette eindringen.

„Ist ein Hauptsatz gewonnen mit dieser scheinbaren Schwäche und Unsicherheit, wohinter sich aber eine wirkliche Kraft und Festigkeit verborgen hielt, dann erhebt sich der Redner sowohl körperlich als geistig, und mit kühnerem und kürzerem Angriff ersicht er einen zweiten Hauptsatz. Nach dem zweiten erkämpft er einen dritten, nach dem dritten einen vierten, und so weiter, bis alle Principien und die ganze Philosophie der Streitfrage gleichsam erobert sind, bis Jeder im Hause, der Ohren zum Hören und ein Herz zum Fühlen hat, von den Wahrheiten, die er eben vernommen, so unwiderstehlich wie von seiner eigenen Existenz überzeugt ist, so daß Brougham, wollte er hier stehen bleiben, schon unbedingt als der größte Logiker der St. Stephanskapelle gelten könnte. Die geistigen Hilfsquellen des Mannes sind wirklich bewundernswürdig, und er erinnert fast an das altnordische Märchen, wo Einer immer die ersten Meister in jedem Fache des Wissens getödtet hat, und dadurch der Alleinerbe ihrer sämtlichen Geistesfähigkeiten geworden ist. Der Gegenstand mag sein wie er will, erhaben oder gemeinplätzig, abstruse oder praktisch, so kennt ihn dennoch Heinrich Brougham, und er kennt ihn ganz aus dem Grunde. Andere mögen mit ihm wetteifern, ja Einer oder der Andere mag ihn sogar übertreffen in der Kenntniss äußerer Schönheiten der alten Literatur, aber Niemand ist tiefer als er durchdrungen von der herrlichen und glühenden Philosophie, die gewiß als ein kostbarer Edelstein hervorglänzt aus jenen Schmuckkästchen, die uns das Alterthum hinterlassen hat. Brougham gebraucht nicht die klare, fehlerfreie und dabei etwas hofmäßige Sprache des Cicero; eben so wenig sind seine Reden in der Form denen des Demosthenes ähnlich, obgleich sie etwas von dessen Farbe an sich tragen; aber ihm fehlen weder die streng-logischen Schlüsse des römischen Redners noch die schrecklichen Zornworte des Griechen. Dazu kommt noch, daß Keiner besser als er es versteht, das Wissen des Tages in seinen Parlamentsreden zu benutzen, so daß diese zuweilen, abgesehen von ihrer politischen Tendenz und Bedeutung, schon als bloße Vorlesungen über Philosophie, Literatur und Künste, unsre Bewunderung verdienen würden.

„Es ist indessen gänzlich unmöglich, den Charakter des Mannes zu analysieren, während man ihn sprechen hört. Wenn er, wie schon oben erwähnt worden, das Gebäude seiner Rede auf einen guten philosophischen Boden und in der Tiefe der Vernunft gegründet hat; wenn er, nochmals zu dieser Arbeit zurückgekehrt, Senfblei und Nichtmaß anlegt, um zu untersuchen, ob Alles in Ordnung ist, und mit einer Riesenhand zu prüfen scheint, ob Alles auch sicher zusammenhält; wenn er die Gedanken aller Zuhörer mit Argumenten

festgebunden wie mit Seilen, die Keiner zu zerreißen im Stande ist — dann springt er gewaltig auf das Gebäude, das er sich gezimmert hat, es erhebt sich seine Gestalt und sein Ton, er beschwört die Leidenschaften aus ihren geheimsten Winkeln, und überwältigt und erschüttert die maulaussperrenden Parlamentsgenossen und das ganze dröhnende Haus. Jene Stimme, die erst so leise und anspruchlos war, gleicht jetzt dem betäubenden Brausen und den unendlichen Wogen des Meeres; jene Gestalt, die vorher unter ihrem eigenen Gewichte zu sinken schien, sieht jetzt aus, als hätte sie Nerven von Stahl, Sehnen von Kupfer, ja als sei sie unsterblich und unveränderlich wie die Wahrheiten, die sie eben ausgesprochen; jenes Gesicht, welches vorher blaß und kalt war wie ein Stein, ist jetzt belebt und leuchtend, als wäre der innere Geist noch mächtiger als die gesprochenen Worte; und jene Augen, die uns anfänglich mit ihren blauen und stillen Kreisen so demüthig ansahen, als wollten sie unsre Nachsicht und Verzeihung erbitten, aus denselben Augen schießt jetzt ein meteorisches Feuer, das alle Herzen zur Bewunderung entzündet. So schließt der zweite, der leidenschaftliche oder deklamatorische Theil der Rede.

Wenn er Das erreicht hat, was man für den Gipfel der Beredsamkeit halten möchte, wenn er gleichsam umherblickt, um die Bewunderung, die er hervorgebracht, mit Hohnlächeln zu betrachten, dann sinkt seine Gestalt wieder zusammen, und auch seine Stimme fällt herab bis zum sonderbarsten Flüstern, das jemals aus der Brust eines Menschen hervorgekommen. Dieses seltsame Herabstimmen oder vielmehr Fallenlassen des Ausdrucks, der Gebärde und der Stimme, welches Brougham in einer Vollkommenheit besitzt, wie es bei gar keinem anderen Redner gefunden wird, bringt eine wunderbare Wirkung hervor; und jene tiefen, feierlichen, fast hingemurmerten Worte, die jedoch bis auf den Anhauch jeder einzelnen Silbe vollkommen vernehmbar sind, tragen in sich eine Zaubergewalt, der man nicht widerstehen kann, selbst wenn man sie zum ersten Male hört und ihre eigentliche Bedeutung und Wirkung noch nicht kennen gelernt hat. Man glaube nur nicht etwa, der Redner oder die Rede sei erschöpft. Diese gemilderten Blicke, diese gedämpften Töne bedeuten Nichts weniger als den Anfang einer Peroratio, womit der Redner, als ob er fühle, daß er etwas zu weit gegangen, seine Gegner wieder besänftigen will. Im Gegentheil, dieses Zusammenkrümmen des Leibes ist kein Zeichen von Schwäche, und dieses Fallenlassen der Stimme ist kein Vorspiel von Furcht und Unterwürfigkeit; es ist das lose, hängende Vorbeugen des Leibes bei einem Ringer, der die Gelegenheit erspäßt, wo er seinen Gegner desto gewaltsamer umschlingen kann, es ist das Zurückspringen des Tigers, der gleich darauf mit desto sicherern Krallen auf seine Beute losstürzt, es ist das Zeichen, daß Heinrich Brougham seine ganze Rüstung anlegt und seine mächtigste Waffe ergreift. In seinen Argumenten war er

klar und überzeugend; in seiner Beschwörung der Leidenschaften war er zwar etwas hochmüthig, doch auch mächtig und siegreich; jetzt aber legt er den letzten, ungeheuersten Pfeil auf seinen Bogen — er wird fürchterlich in seinen Invektiven. Wehe dem Manne, dem jenes Auge, das vorher so ruhig und blau war, jetzt entgegenflammt aus dem geheimnißvollen Dunkel dieser zusammengezognen Brauen! Wehe dem Wicht, dem diese halbgeflüsterten Worte ein Vorzeichen sind von dem Unheil, das über ihn herabschwebt!

„Wer als ein Fremder vielleicht heute zum erstenmal die Galerie des Parlamentes besucht, weiß nicht, was jetzt kommen wird. Er sieht bloß einen Mann, der ihn mit seinen Argumenten überzeugt, mit seiner Leidenschaft erwärmt hat, und jetzt mit jenem sonderbaren Flüstern einen sehr lahmen, schwächlichen Schluß anzubringen scheint. O Fremdling! wärest du bekannt mit den Erscheinungen dieses Hauses und auf einem Sitze, wo du alle Parlamentsglieder übersehen könntest, so würdest du bald merken, daß diese in Betreff eines solchen lahmen, schwächlichen Schlusses durchaus nicht deiner Meinung sind. Du würdest Manchen bemerken, den Parteilucht oder Anmaßung in dieses stürmische Meer, ohne gehörigen Ballast und das nöthige Steuerruder, hineingetrieben hat, und der nun so furchtsam und ängstlich umherblickt wie ein Schiffer auf dem chinesischen Meere, wenn er an einer Seite des Horizontes jene dunkle Ruhe entdeckt, die ein sicheres Vorzeichen ist, daß von der andern Seite, ehe eine Minute vergeht, der Typhon heranweht mit seinem verderblichen Hauche; — du würdest irgend einen klugen Mann bemerken, der fast greinen möchte und an Leib und Seele schauert wie ein kleines Vögelchen, das in die Raubernähe einer Klapperschlange gerathen ist, seine Gefahr entsetzlich fühlt, und sich doch nicht helfen kann und mit jämmerlich nährischer Miene dem Untergange sich darbietet; — du würdest einen langen Antagonisten bemerken, der sich mit schlotternden Beinen an der Bank festklammert, damit der heranziehende Sturm ihn nicht fortsegt; — oder du bemerkst sogar einen stattlichen, wohlbeleibten Repräsentanten irgend einer fetten Grasschaft, der beide Fäuste in das Rissen seiner Bank hineingräbt, völlig entschlossen, im Fall ein Mann von seiner Wichtigkeit aus dem Hause geschleudert würde, dennoch seinen Sitz zu bewahren und unter sich von dannen zu führen.

„Und nun kommt es: — die Worte, welche so tief geflüstert und gemurmelt wurden, schwellen an, so laut, daß sie selbst den Jubelruf der eignen Partei übertönen, und nachdem irgend ein unglückseliger Gegner bis auf die Knochen geschunden und seine verstümmelten Glieder durch alle Redefiguren durchgestampft worden, dann ist der Leib des Redners wie niedergebrosen und zer schlagen von der Kraft seines eignen Gekstes, er sinkt auf seinen Sitz zurück, und der Beifall-Lärm der Versammlung kann jetzt unaushalt sam hervorbrechen.“

Ich habe es nie so glücklich getroffen, daß ich Brougham während einer solchen Rede im Parlamente ruhig betrachten konnte. Nur stückweis oder Unwichtiges hörte ich ihn sprechen, und nur selten kam er mir dabei selbst zu Gesicht. Immer aber — Das merkte ich gleich — sobald er das Wort nahm, erfolgte eine tiefe, fast ängstliche Stille. Das Bild, das oben von ihm entworfen worden, ist gewiß nicht übertrieben. Seine Gestalt, von gewöhnlicher Manneslänge, ist sehr dünn, ebenfalls sein Kopf, der mit kurzen schwarzen Haaren, die sich der Schläfe glatt anlegen, spärlich bedeckt ist. Das blasser, längliche Gesicht erscheint dadurch noch dünner, die Muskeln desselben sind in krampfhafter, unheimlicher Bewegung, und wer sie beobachtet, sieht des Redners Gedanken, ehe sie gesprochen sind. Dieses schadet seinen witzigen Einfällen; denn für Witz und Geldborger ist es heilsam, wenn sie uns unangemeldet überraschen. Obgleich sein schwarzer Anzug bis auf den Schnitt des Fracks ganz gentlemännisch ist, so trägt solcher doch dazu bei, ihm ein geistliches Ansehen zu geben. Vielleicht bekommt er Dieses noch mehr durch seine oft gekrümmte Rückenbewegung und die lauernde, ironische Gescheimlichkeit des ganzen Leibes. Einer meiner Freunde hat mich zuerst auf dieses „Alerikalische“ in Brougham's Wesen aufmerksam gemacht, und durch die obige Schilderung wird diese seine Bemerkung bestätigt. Mir ist zuerst das „Advokatische“ im Wesen Brougham's aufgefallen, besonders durch die Art, wie er beständig mit dem vorgestreckten Zeigefinger demonstriert und mit vorgebeugtem Haupte selbstgefällig dazu nickt.

Am bewunderungswürdigsten ist die rastlose Thätigkeit dieses Mannes. Jene Parlamentsreden hält er, nachdem er vielleicht schon acht Stunden lang seine täglichen Berufsgeschäfte, nämlich das Advocieren in den Gerichtssälen, getrieben, und vielleicht die halbe Nacht an Aufsätzen für das Edinburgh Review oder an seinen Verbesserungen des Volksunterrichts und der Kriminalgesetze gearbeitet hat. Erstere Arbeiten, der Volksunterricht, werden gewiß einst schöne Früchte hervorbringen. Letztere, die Kriminalgesetzgebung, womit Brougham und Peel sich jetzt am meisten beschäftigen, sind vielleicht die nützlichsten, wenigstens die dringendsten; denn Englands Gesetze sind noch grausamer als seine Oligarchen. Der Proceß der Königin begründete zuerst Brougham's Celebrität. Er kämpfte wie ein Ritter für diese hohe Dame, und, wie sich von selbst versteht, wird Georg IV. niemals die Dienste vergessen, die er seiner lieben Frau geleistet hat. Deshalb, als vorigen April die Opposition siegte, kam Brougham dennoch nicht ins Ministerium, obgleich ihm als leader of the opposition in diesem Falle nach altem Brauch ein solcher Eintritt gebührte.

XI.

Die Emancipation der Katholiken.

Wenn man mit dem dümmsten Engländer über Politik spricht, so wird er doch immer etwas Vernünftiges zu sagen wissen. Sobald man aber das Gespräch auf Religion lenkt, wird der geschickteste Engländer Nichts als Dummheiten zu Tage fördern. Daher entsteht wohl jene Verwirrung der Begriffe, jene Mischung von Weisheit und Unsinn, sobald im Parlamente die Emancipation der Katholiken zur Sprache kommt, eine Streitfrage, worin Politik und Religion kollidieren. Selten in ihren parlamentarischen Verhandlungen ist es den Engländern möglich, ein Princip auszusprechen, sie diskutieren nur den Nutzen oder Schaden der Dinge, und bringen Fakta, die Einen pro, die Anderen contra, zum Vorschein.

Mit Fakta aber kann man zwar streiten, doch nicht siegen, da giebt es Nichts als ein materielles Hin- und Herschlagen, und das Schauspiel eines solchen Streites gemahnt uns an wohlbekannte pro patria-Kämpfe deutscher Studenten, deren Resultat darauf hinausläuft, daß so und so viel Gänge gemacht worden, so und so viel Quartan und Terzen gefallen sind, und Nichts damit bewiesen worden.

Im Jahr 1827, wie sich von selbst versteht, haben wieder die Emancipationisten gegen die Dranienmänner in Westminster gekämpft, und, wie sich von selbst versteht, es ist Nichts dabei herausgekommen. Die besten Schläger der Emancipationisten waren Burdett, Plunkett, Brougham und Canning. Ihre Gegner, Herrn Peel ausgenommen, waren wieder die bekannten oder, besser gesagt, die unbekannten Fuchsjäger.

Von jeher stimmten die geistreichsten Staatsmänner Englands für die bürgerliche Gleichstellung der Katholiken, sowohl aus Gründen des innigsten Rechtsgefühls als auch der politischen Klugheit. Pitt selbst, der Erfinder des stabilen Systems, hielt die Partei der Katholiken. Gleichfalls Burke, der große Renegat der Freiheit, konnte nicht so weit die Stimme seines Herzens unterdrücken, daß er gegen Irland gewirkt hätte. Auch Canning, sogar damals, als er noch ein toryscher Knecht war, konnte nicht ungerührt das Elend Irlands betrachten, und wie theuer ihm dessen Sache war, hat er zu einer Zeit, als man ihn der Lauigkeit bezichtigte, gar rührend laut ausgesprochen. Wahrlich, ein großer Mensch kann, um große Zwecke zu erreichen, oft gegen seine Überzeugung handeln und zweideutig oft von einer Partei zur andern übergehen; — man muß alsdann billig bedenken, daß Derjenige, der sich auf einer gewissen Höhe behaupten will, ebenso den Umständen nachgeben muß, wie

der Hahn auf dem Kirchthurm, den, obgleich er von Eisen ist, jeder Sturmwind zerbrechen und herabschleudern würde, wenn er trotzig unbeweglich bliebe, und nicht die edle Kunst verstünde, sich nach jedem Winde zu drehen. Aber nie wird ein großer Mensch so weit die Gefühle seiner Seele verleugnen können, daß er das Unglück seiner Landsleute mit indifferenter Ruhe ansehen und sogar vermehren könnte. Wie wir unsere Mutter lieben, so lieben wir auch den Boden, worauf wir geboren sind, so lieben wir die Blumen, den Duft, die Sprache und die Menschen, die aus diesem Boden hervorgeblüht sind, keine Religion ist so schlecht und keine Politik ist so gut, daß sie im Herzen ihrer Befenner solche Liebe erstickten könnte; obgleich sie Protestanten und Tories waren, konnten Burke und Canning doch nimmermehr Partei nehmen gegen das arme, grüne Erin; Irländer, die schreckliches Elend und namenlosen Jammer über ihr Vaterland verbreiten, sind Menschen — wie der selige Castlereagh und der unselige Wellington.

Daß die große Masse des englischen Volkes gegen die Katholiken gestimmt ist, und täglich das Parlament bestürmt, ihnen nicht mehr Rechte einzuräumen, ist ganz in der Ordnung. Es liegt in der menschlichen Natur eine solche Unterdrückungssucht, und wenn wir auch, was jetzt beständig geschieht, über bürgerliche Ungleichheit klagen, so sind alsdann unsere Augen nach oben gerichtet, wir sehen nur Diejenigen, die über uns stehen, und deren Vorrechte uns beleidigen; abwärts sehen wir nie bei solchen Klagen, es kommt uns nie in den Sinn, Diejenigen, welche durch Gewohnheitsunrecht noch unter uns gestellt sind, zu uns heranzuziehen, ja uns verdrießt es sogar, wenn Diese ebenfalls in die Höhe streben, und wir schlagen ihnen auf die Köpfe. Der Kreole verlangt die Rechte des Europäers, spreizt sich aber gegen den Mulatten, und spricht Zorn, wenn Dieser sich ihm gleichstellen will. Ebenso handelt der Mulatte gegen den Mestizen, und Dieser wieder gegen den Neger. Der Frankfurter Spießbürger ärgert sich über Vorrechte des Adels; aber er ärgert sich noch mehr, wenn man ihm zumuthet, seine Juden zu emancipieren. Ich habe einen Freund in Polen, der für Freiheit und Gleichheit schwärmt, aber bis auf diese Stunde seine Bauern noch nicht aus ihrer Leibeigenschaft entlassen hat.

Was den englischen Klerus betrifft, so bedarf es keiner Erörterung, weshalb von dieser Seite die Katholiken verfolgt werden. Verfolgung der Andersdenkenden ist überall das Monopol der Geistlichkeit, und auch die anglikanische Kirche behauptet streng ihre Rechte. Freilich, die Zehnten sind ihr die Hauptsache, sie würde durch die Emancipation der Katholiken einen großen Theil ihres Einkommens verlieren, und Aufopferung eigener Interessen ist ein Talent, das den Priestern der Liebe eben so sehr abgeht wie den sündigen Laien. Dazu kommt noch, daß jene glorreiche Revolution, welcher England die meisten seiner jetzigen Freiheiten verdankt, aus religiösem, pro-

testantischem Eifer hervorgegangen; ein Umstand, der den Engländern gleichsam noch besondere Pflichten der Dankbarkeit gegen die herrschende protestantische Kirche auferlegt, und sie diese als das Hauptbollwerk ihrer Freiheit betrachten läßt. Manche ängstliche Seelen unter ihnen mögen wirklich den Katholicismus und dessen Wiedereinführung fürchten, und an die Scheiterhaufen von Smithfield denken — und ein gebranntes Kind scheut das Feuer. Auch giebt es ängstliche Parlamentsglieder, die ein neues Pulverkomplott befürchten — Diejenigen fürchten das Pulver am meisten, die es nicht erfunden haben — und da wird es ihnen oft, als fühlten sie, wie die grünen Bänke, worauf sie in der St. Stephanskapelle sitzen, allmählich warm und wärmer werden, und wenn irgend ein Redner, wie oft geschieht, den Namen Guy Fawkes erwähnt, rufen sie ängstlich: Hear him! hear him! Was endlich den Rektor von Göttingen betrifft, der in London eine Anstellung als König von England hat, so kennt Jeder seine Mäßigkeitspolitik; er erklärt sich für keine von beiden Parteien — und da sieht er gern, daß sie sich bei ihren Kämpfen wechselseitig schwächen, er lächelt nach herkömmlicher Weise, wenn sie friedlich bei ihm touren, er weiß Alles und thut Nichts, und verläßt sich im schlimmsten Falle auf seinen Oberschnurren Wellington.

Man verzeihe mir, daß ich in flipprigem Tone eine Streitfrage behandle, von deren Lösung das Wohl Englands und daher vielleicht mittelbar das Wohl der Welt abhängt. Aber eben je wichtiger ein Gegenstand ist, desto lustiger muß man ihn behandeln; das blutige Gemetzel der Schlachten, das schaurige Sichelwegen des Todes wäre nicht zu ertragen, erklänge nicht dabei die betäubende türkische Musik mit ihren freudigen Pauken und Trompeten. Das wissen die Engländer, und daher bietet ihr Parlament auch ein heiteres Schauspiel des unbefangenen Witzes und der witzigsten Unbefangenheit; bei den ernsthaftesten Debatten, wo das Leben von Tausenden und das Heil ganzer Länder auf dem Spiel steht, kommt doch Keiner von ihnen auf den Einfall, ein deutsch-steifes Landständegesicht zu schneiden, oder französisch-pathetisch zu deklamieren, und wie ihr Leib, so gebärdet sich alsdann auch ihr Geist ganz zwanglos, Scherz, Selbstperifflage, Sarkasmen, Gemüth und Weisheit, Malice und Güte, Logik und Verse sprudeln hervor im blühendsten Farbenspiel, so daß die Annalen des Parlaments uns noch nach Jahren die geistreichste Unterhaltung gewähren. Wie sehr kontrastieren dagegen die öden, ausgestopften, löschpapiernen Reden unserer süddeutschen Kammern, deren Langweiligkeit auch der geduldigste Zeitungsleser nicht zu überwinden vermag, ja deren Duft schon einen lebendigen Leser verschrecken kann, so daß wir glauben müssen, jene Langweiligkeit sei geheime Absicht, um das große Publikum von der Lektüre jener Verhandlungen abzuschrecken und sie dadurch trotz ihrer Offentlichkeit dennoch im Grunde ganz geheim zu halten.

Ist also die Art, wie die Engländer im Parlamente die katholische Streitfrage abhandeln, wenig geeignet, ein Resultat hervorzubringen, so ist doch die Lektüre dieser Debatten um so interessanter, weil Fakta mehr ergöhen als Abstraktionen, und gar besonders amüſant ist es, wenn ſabelgleich irgend eine Parallelgeſchichte erzählt wird, die den gegenwärtigen, beſtimmten Fall wiſtig perſiffiert, und dadurch vielleicht am glücklichſten illuſtriert. Schon bei den Debatten über die Thronrede, am 3. Februar 1825, vernahmen wir im Oberhauſe eine jener Parallelgeſchichten, wie ich ſie oben bezeichnen, und die ich wörtlich hierherſetze: (vid. Parliamentary history and review during the session of 1825—26. Pag. 31.)

„Lord King bemerkte, daß, wenn auch England blühend und glücklich genannt werden könne, ſo befänden ſich doch ſechs Millionen Katholiken in einem ganz andern Zuſtande jenseits des irländiſchen Kanals, und die dortige ſchlechte Regierung ſei eine Schande für unſer Zeitalter und für alle Britten. Die ganze Welt, ſagt er, iſt jezt zu vernünftig, um Regierungen zu entſchuldigen, welche ihre Unterthanen wegen Religionsdifferenzen bedrücken oder irgend eines Rechtes berauben. Irland und die Türkei könnte man als die einzigen Länder Europa's bezeichnen, wo ganze Menſchenklaſſen ihres Glaubens wegen unterdrückt und gekränkt werden. Der Großſultan hat ſich bemüht, die Griechen zu bekehren, in derſelben Weiſe wie das engliſche Gouvernement die Bekehrung der irländiſchen Katholiken betrieben, aber ohne Erfolg. Wenn die unglücklichen Griechen über ihre Leiden klagten und demüthigſt baten, ein bißchen beſſer als mahomedaniſche Hunde behandelt zu werden, ließ der Sultan ſeinen Großveſier holen, um Rath zu ſchaffen. Dieſer Großveſier war ſtillherhin ein Freund und ſpäterhin ein Feind der Sultanin geweſen. Er hatte dadurch in der Gunſt ſeines Herrn ziemlich gelitten, und in ſeinem eigenen Divan von ſeinen eigenen Beamten und Dienern manchen Widerſpruch ertragen müſſen (Gelächter). Er war ein Feind der Griechen. Dem Einfluß nach die zweite Perſon im Divan war der Reiz Effenbi, welcher den gerechten Forderungen jenes unglücklichen Volkes freundlich geneigt war. Dieſer Beamte, wie man wußte, war Miniſter der äußern Angelegenheiten, und ſeine Politik verdiente und erhielt allgemeinen Beifall. Er zeigte in dieſem Felde außerordentliche Liberalität und Talente, er that viel Gutes, verſchaffte der Regierung des Sultans viel Popularität, und würde noch mehr ausgerichtet haben, hätten ihn nicht ſeine minder erleuchteten Kollegen in allen ſeinen Maßregeln gehemmt. Er war in der That der einzige Mann von wahren Genie im ganzen Divan (Gelächter), und man achtete ihn als eine Zierde türkiſcher Staatsleute, da er auch mit poetiſchen Talenten begabt war. Der Kaja-Bei oder Miniſter des Innern und der Kapudan Paſcha waren wiederum Gegner der Griechen; aber der Chorführer der ganzen Oppoſition gegen die Rechtsanſprüche dieſes Volks war

der Obermufti oder das Haupt des mahomedanischen Glaubens (Gelächter). Dieser Beamte war ein Feind jeder Veränderung. Er hatte sich regelmäßig widersetzt bei allen Verbesserungen im Handel, bei allen Verbesserungen in der Justiz, bei jeder Verbesserung in der ausländischen Politik (Gelächter). Er zeigte und erklärte sich jedesmal als der größte Verfechter der bestehenden Mißbräuche. Er war der vollendetste Intrigant im ganzen Divan (Gelächter). Zu früherer Zeit hatte er sich für die Sultanin erklärt, aber er wandte sich gegen sie, sobald er befürchtete, daß er dadurch seine Stelle im Divan verlieren könne; er nahm sogar die Partei ihrer Feinde. Einst wurde der Vorschlag gemacht, einige Griechen in das Corps der regulären Truppen oder Janitscharen aufzunehmen; aber der Obermufti erhob dagegen ein so heillofes Betergeschrei — ähnlich unserem No popery-Geschrei — daß Diejenigen, welche jene Maßregel genehmigt, aus dem Divan scheiden mußten. Er gewann selbst die Oberhand, und sobald Dies geschah, erklärte er sich für eben dieselbe Sache, wogegen er vorhin am meisten geeifert hatte (Gelächter). Er sorgte für des Sultans Gewissen und für sein eigenes; doch will man bemerkt haben, daß sein Gewissen niemals mit seinen Interessen in Opposition war (Gelächter). Da er aufs genaueste die türkische Konstitution studiert, hatte er ausgesunden, daß sie wesentlich mahomedanisch sei (Gelächter), und folglich allen Vorrechten der Griechen feindselig sein müsse. Er hatte deshalb beschlossen, der Sache der Intoleranz fest ergeben zu bleiben, und war bald umringt von Mollahs, Imams und Derwischen, welche ihn in seinen edeln Vorsätzen bestärkten. Um das Bild dieser Spaltung im Divan zu vollenden, sei noch erwähnt, daß dessen Mitglieder übereinkamen, sie wollten bei gewissen Streitfragen einig und bei andern wieder entgegengesetzter Meinung sein, ohne ihre Vereinbarung zu brechen. Nachdem man nun die Übel, die durch solch einen Divan entstanden, gesehen hat, nachdem man gesehen, wie das Reich der Muselmänner zerrissen worden durch eben ihre Intoleranz gegen die Griechen und ihre Uneinigkeit unter sich selbst, so sollte man doch den Himmel bitten, das Vaterland vor einer solchen Kabinetts-spaltung zu bewahren.“

Es bedarf keines sonderlichen Scharffsinns, um die Personen zu errathen, die hier in türkische Namen verummmt sind; noch weniger ist es vonnöthen, die Moral der Geschichte in trocknen Worten herzusetzen. Die Kanonen von Navarino haben sie laut genug ausgesprochen, und wenn einst die hohe Pforte zusammenbricht — und brechen wird sie trotz Pera's bevollmächtigten Lakaien, die sich dem Unwillen der Völker entgegenstemmen — dann mag John Bull in seinem Herzen bedenken: mit verändertem Namen spricht von dir die Fabel. Etwas der Art mag England schon jetzt ahnen, indem seine besten Publicisten sich gegen den Interventionskrieg erklären und ganz naiv darauf hindeuten, daß die Völker Europa's mit

gleichem Rechte sich der irländischen Katholiken annehmen und der englischen Regierung eine bessere Behandlung derselben abzwängen könnten. Sie glauben hiermit das Interventionsrecht widerlegt zu haben, und haben es nur noch deutlicher illustriert. Freilich hätten Europa's Völker das heiligste Recht, sich für die Leiden Irlands mit gewaffneter Hand zu verwenden, und dieses Recht würde auch ausgeübt werden, wenn nicht das Unrecht stärker wäre. Nicht mehr die gekrönten Häuptlinge, sondern die Völker selbst sind die Helden der neuern Zeit, auch diese Helden haben eine heilige Alliance geschlossen, sie halten zusammen, wo es gilt für das gemeinsame Recht, für das Völkerrecht der religiösen und politischen Freiheit, sie sind verbunden durch die Idee, sie haben sie beschworen und dafür geblutet, ja sie sind selbst zur Idee geworden — und deshalb zuckt es gleich schmerzhaft durch alle Völkerherzen, wenn irgendwo, sei es auch im äußersten Winkel der Erde, die Idee beleidigt wird.

Doch ich komme ab von meinem Thema. Ich wollte alte Parlamentsspäße erzählen, und, sieh da! die Zeitgeschichte macht jetzt aus jedem Späße gleich Ernst. Ich will ein noch lustigeres Stückchen wählen, nämlich eine Rede, die Spring Rice den 26. Mai desselben Jahrs im Unterhause hielt, und worin er die protestantische Angst wegen etwaiger Übermacht der Katholiken auf die ergößlichste Weise persifliert: (vid. Parliamentary history and review etc. Pag. 252.)

„Anno 1753, sagte er, brachte man ins Parlament eine Bill für die Naturalisierung der Juden, — eine Maßregel, wogegen heutzutage in diesem Lande nicht einmal irgend ein altes Weib etwas einwenden würde, die aber doch zu ihrer Zeit den heftigsten Widerspruch fand, und eine Menge von Bittschriften aus London und andern Plätzen, von ähnlicher Art, wie wir sie jetzt bei der Bill für die Katholiken vorbringen sehen, zur Folge hatte. In der Bittschrift der Londoner Bürger hieß es: „Sollte die besagte Bill für die Juden gesetzliche Sanktion erhalten, so würde sie die christliche Religion erschrecklich gefährden, sie würde die Konstitution des Staates und unserer heiligen Kirche untergraben (Man lacht). und würde den Interessen des Handels im Allgemeinen und der Stadt London insbesondere außerordentlich schaden (Gelächter).“ Indessen, ungeachtet dieser strengen Denunciation fand der nachfolgende Kanzler des Exchequer, daß die bedrohten, erschrecklichen Folgen ausblieben, als man die Juden in die City von London und selbst in Downingstreet aufnahm (Gelächter). Damals hatte das Journal „Der Kraftsmann“ bei der Denunciation der unzähligen Unglücke, welche jene Maßregel hervorbringen würde, in folgenden Worten sich ausgelassen: „Ich muß um Erlaubnis bitten, die Folgen dieser Bill auseinander zu setzen. Bei Gott ist Gnade, aber bei den Juden ist keine Gnade, und sie haben 1700 Jahre der Züchtigung an uns abzurächen. Wenn diese Bill durchgeht, werden wir Alle Sklaven der

Juden, und ohne Hoffnung irgend einer Rettung durch die Güte Gottes. Der Monarch würde den Juden unterthan werden, und der freien Landbesitzer nicht mehr achten. Er würde unsere brittischen Soldaten abschaffen und eine größere Armee von lauter Juden errichten, die uns zwingen würde, unsere königliche Familie abzuschwören, und gleichfalls unter einem jüdischen König naturalisirt zu werden. Erwacht daher, meine christlichen und protestantischen Brüder! Nicht Hannibal ist vor euren Pforten, sondern die Juden, und sie verlangen die Schlüssel eurer Kirchthüren!" (Lautes anhaltendes Gelächter). Bei den Debatten, welche über jene Bill im Unterhause statt fanden, erklärte ein Baron aus dem Westen (Man lacht), daß, wenn man die Naturalisierung der Juden zugestehet, so gerathe man in Gefahr, bald von ihnen im Parlamente überstimmt zu werden. „Sie werden unsere Grasschaften“, sagte er, „unter ihre Stämme vertheilen, und unsere Landgüter den Meistbietenden verkaufen.“ (Man lacht). Ein anderes Parlamentsglied war der Meinung, „wenn die Bill durchgehe, würden sich die Juden so schnell vermehren, daß sie sich über den größten Theil Englands verbreiten, und dem Volke sein Land ebenso wie seine Macht abringen würden. Das Parlamentsglied für London, Sir John Bernard, betrachtete den Gegenstand aus einem tiefern theologischen Gesichtspunkte, einem Gesichtspunkt, den man ganz wiederfindet in der neu-lichen Petition aus Leicester, deren Unterzeichner den Katholiken vorwerfen, sie seien Abkömmlinge Derer, die ihre Vorfahren verbrannt haben — und in solcher Art rief er, „die Juden seien die Nachkommen Derjenigen, welche den Heiland gekreuzigt haben, und deshalb bis auf die spätesten Enkel von Gott verflucht worden.“ — Er (Spring Rice) bringe jene Auszüge zum Vorschein, um zu zeigen, daß jenes alte Lärmgeschrei eben so begründet gewesen sei, wie der jetzige neue Lärm in Betreff der Katholiken. (Hört! hört!) Zur Zeit der Judenbill ward auch eine scherzhafte „Judenzeitung“ ausgegeben, worin man die folgende Ankündigung las: „Seit unserer letzten Nummer ist der Postwagen von Jerusalem angekommen. Vergangene Woche wurden im Entbindungshospital, Brownlow-Street, fünfundsiebenzig Knaben öffentlich beschnitten. Gestern Abend wurde im Sanhedrin durch Stimmenmehrheit die Naturalisierung der Christen verworfen. Das Gerücht eines Aufruhrs der Christen in Nord-Wales erfand sich als ganz unbegründet. Letzten Freitag wurde die Jahrfeier der Kreuzigung im ganzen Königreiche sehr vergnüglich begangen.“ — In dieser Art und zu allen Zeiten, bei der Judenbill sowohl als bei der Bill für die Katholiken, wurde der lächerlichste Widerseßungslärm durch die geistlosesten Mittel erregt, und wenn wir den Ursachen eines solchen Lärms nachforschen, finden wir, daß sie sich immer ähnlich waren. Wenn wir den Ursachen der Opposition gegen die Judenbill im Jahre 1753 nachforschen, finden wir als erste Autorität den Lord Chatham, der im Parla-

mente aussprach, „er sowohl als die meisten andern Gentlemen seien überzeugt, daß die Religion selbst mit dieser Streitfrage Nichts zu schaffen habe, und es nur dem Verfolgungsgeiste der alten erhabenen Kirche (the old high church's persecuting spirit) gelungen sei, dem Volke das Gegentheil weiß zu machen.“ (Hört! hört!) So ist es auch in diesem Falle, und es ist wieder Ihre Liebe für ausschließliche Macht und Bevorrechtung, was jetzt die alte erhabene Kirche antreibt, das Volk gegen die Katholiken zu bearbeiten; und er (Spring Rice) sei überzeugt, daß Viele, welche solche Künste anwenden, ebenfalls sehr gut wüßten, wie wenig die Religion bei der letzten Katholikenbill in Betrachtung kommen konnte, gewiß eben so wenig, wie bei einer Bill für Regulierung der Maße und Gewichte oder für Bestimmung der Länge des Pendels nach der Anzahl seiner Schwingungen. Ebenfalls in Betreff der Judenbill befindet sich in der damaligen *Hardwicke-Zeitung* ein Brief des Doktor Birch an Herrn Philipp Vort, worin Jener sich äußerte, daß all dieser Lärm wegen der Judenbill nur einen Einfluss auf die nächstjährigen Wahlen beabsichtigt.“ (Hört! Man lacht.) Es geschah damals, wie Vergleichen auch in unserer Zeit geschieht, daß ein vernünftiger Bischof von Norwich zu Gunsten der Judenbill aufgetreten. Dr. Birch erzählt, daß Dieser bei seiner Zurückkunft in seinen Kirchsprengel jener Handlung wegen insultiert worden; „als er nach Ipswich ging, um dort einige Knaben zu konfirmieren, ward er unterwegs verspottet und man verlangte von ihm beschnitten zu werden;“ auch annoncierte man, „daß der Herr Bischof nächsten Samstag die Juden konfirmieren und Tags darauf die Christen bescheiden würde.“ (Man lacht.) So war das Geschrei gegen liberale Maßregeln in allen Zeitaltern gleichartig unvernünftig und brutal. (Hört ihn! hört ihn!) Jene Besorgnisse in Hinsicht der Juden vergleiche man mit dem Alarm, der in gewissen Orten durch die Bill für die Katholiken erregt wurde. Die Gefahr, welche man befürchtete, wenn den Katholiken mehr Macht eingeräumt würde, war ebenso absurd; die Macht Unheil anzurichten, wenn sie dazu geneigt waren, konnte ihnen durch das Gesetz in keinem so hohen Grade verliehen werden, wie sie jetzt solche eben durch ihre Bedrückung selbst erlangt haben. Diese Bedrückung ist es, wodurch Leute wie Herr O'Connell und Herr Sheil so einflussreich geworden sind. Die Nennung dieser Herren geschehe nicht um sie verdächtig zu machen; im Gegentheil, man muß ihnen Achtung zollen, und sie haben sich um das Vaterland Verdienste erworben; dennoch wäre es besser, wenn die Macht vielmehr in den Gesetzen als in den Händen der Individuen, seien Diese auch noch so achtungswerth, beruhen möchte. Die Zeit wird kommen, wo man den Widerstand des Parlaments gegen jene Rechts eingeräumung nicht bloß mit Verwunderung, sondern auch mit Verachtung ansehen wird. Die religiöse Weisheit eines frühern Zeitalters war oft Gegenstand der

Verachtung bei den nachfolgenden Generationen. (Hört! hört!) —

— — — — —
— — — — —
— — — — —

XII.

Wellington.

Der Mann hat das Unglück, überall Glück zu haben, wo die größten Männer der Welt Unglück hatten, und Das empört uns und macht ihn verhasst. Wir sehen in ihm nur den Sieg der Dummheit über das Genie — Arthur Wellington triumphiert, we Napoleon Bonaparte untergeht! Wie ward ein Mann ironischer von Fortuna begünstigt, und es ist, als ob sie seine öde Winzigkeit zur Schau geben wollte, indem sie ihn auf den Schild des Sieges emporhebt. Fortuna ist ein Weib, und nach Weiberart großt sie vielleicht heimlich dem Manne, der ihren ehemaligen Liebling stürzte, obgleich Dessen Sturz ihr eigener Wille war. Jetzt bei der Emancipation der Katholiken läßt sie ihn wieder siegen, und zwar in einem Kampfe, worin George Canning zu Grunde ging. Man würde ihn vielleicht geliebt haben, wenn der elende Londonderry sein Vorgänger im Ministerium gewesen wäre; jetzt aber war er der Nachfolger des edlen Canning, des vielbeweineten, angebeteten, großen Canning — und er siegt, wo Canning zu Grunde ging. Ohne solches Unglück des Glücks würde Wellington vielleicht für einen großen Mann passieren, man würde ihn nicht hasien, nicht genau messen, wenigstens nicht mit dem heroischen Maßstabe, womit man einen Napoleon und einen Canning mißt, und man würde nicht entdeckt haben, wie klein er ist als Mensch.

Er ist ein kleiner Mensch, und noch weniger als klein. Die Franzosen haben von Polignac nichts Ärgeres sagen können, als: er sei ein Wellington ohne Ruhm. In der That, was bleibt übrig, wenn man einem Wellington die Feldmarschalluniform des Ruhmes auszieht?

Ich habe hier die beste Apologie des Lord Wellington — im englischen Sinne des Wortes — geliefert. Man wird sich aber wundern, wenn ich ehrlich gestehe, daß ich diesen Helden einst sogar mit vollen Segeln gelobt habe. Es ist eine gute Geschichte, und ich will sie hier erzählen.

Mein Barbier in London war ein Radikaler, genannt Mister White, ein armer kleiner Mann in einem abgeschabten schwarzen Kleide, das einen weißen Widerschein gab; er war so dünn, daß die Fassade seines Gesichtes nur ein Profil zu sein schien, und die

Seufzer in seiner Brust sichtbar waren noch ehe sie aufstiegen. Er seufzte nämlich immer über das Unglück von Alt-England und über die Unmöglichkeit, jemals die Nationalschuld zu bezahlen.

„Ach!“ — hörte ich ihn gewöhnlich seufzen — „was brachte sich das englische Volk darum zu bekümmern, wer in Frankreich regierte und was die Franzosen in ihrem Lande trieben? Aber der hohe Adel und die hohe Kirche fürchteten die Freiheitsgrundsätze der französischen Revolution, und um diese Grundsätze zu unterdrücken, musste John Bull sein Blut und sein Geld hergeben und noch obendrein Schulden machen. Der Zweck des Krieges ist jetzt erreicht, die Revolution ist unterdrückt, den französischen Freiheitsadlern sind die Flügel beschnitten, der hohe Adel und die hohe Kirche können jetzt ganz sicher sein, daß keiner derselben über den Kanal fliegt, und der hohe Adel und die hohe Kirche sollten jetzt wenigstens die Schulden bezahlen, die für ihr eignes Interesse, und nicht für das arme Volk gemacht worden sind. Ach! das arme Volk —“

Immer, wenn er an „das arme Volk“ kam, seufzte Mister White noch tiefer, und der Refrain war dann, daß das Brot und der Porter so theuer sei, und daß das arme Volk verhungern müsse, um die Lords, Jagdhunde und Pfaffen zu füttern, und daß es nur Eine Hilfe gäbe. Bei diesen Worten pflegte er auch das Messer zu schleifen, und während er es über das Schleifleder hin und her zog, murmelte er ingrimmig langsam: „Lords, Hunde, Pfaffen!“

Gegen den Duke of Wellington kochte aber sein radikaler Zorn immer am heftigsten, er spuckte Gift und Galle, sobald er auf Diesen zu sprechen kam, und wenn er mich unterdessen einseifte, so geschah es mit schäumender Wuth. Einst wurde ich ordentlich bange, als er mich just nahe beim Halse barbierte, während er so heftig gegen Wellington loszog, und beständig dazwischen murmelte: „Hätte ich ihn nur so unterm Messer, ich würde ihm die Mühe ersparen, sich selbst die Kehle abzuschneiden, wie sein Amtsbruder und Landsmann Londonderry, der sich die Kehle abgeschnitten zu North-Gray in der Grafschaft Kent — Gott verdamme ihn!“

Ich fühlte schon, wie die Hand des Mannes zitterte, und aus Furcht, daß er in der Leidenschaft sich plötzlich einbilden könnte, ich sei der Duke of Wellington, suchte ich seine Heftigkeit herabzustimmen und ihn unter der Hand zu besänftigen. Ich nahm seinen Nationalstolz in Anspruch, ich stellte ihm vor, daß Wellington den Ruhm der Engländer befördert, daß er immer nur eine unschuldige Maschine in dritten Händen gewesen sei, daß er gern Beessteaks esse, und daß er endlich — Gott weiß! was ich noch mehr von Wellington rühmte, als mir das Messer an der Kehle stand.

* * *

Was mich am meisten ärgert, ist der Gedanke, daß Arthur Wellington eben so unsterblich wird wie Napoleon Bonaparte. Ist

doch in ähnlicher Weise der Name Pontius Pilatus eben so unvergeßlich geblieben wie der Name Christi. Wellington und Napoleon! Es ist ein wunderbares Phänomen, daß der menschliche Geist sich Beide zu gleicher Zeit denken kann. Es giebt keine größeren Kontraste als diese Beiden, schon in ihrer äußern Erscheinung. Wellington, das dumme Gespenst mit einer aschgrauen Seele in einem steifleinernen Körper, ein hölzernes Lächeln in dem frierenden Gesichte — daneben denke man sich das Bild Napoleon's, jeder Zoll ein Gott!

Nie schwindet dieses Bild aus meinem Gedächtnisse. Ich sehe ihn immer noch hoch zu Ross, mit den ewigen Augen in dem marmornen Imperatorgesichte, schicksalrühig hinabblicken auf die vorbeidesilirenden Garden — er schickte sie damals nach Rußland, und die alten Grenadiere schauten zu ihm hinauf so schauerlich ergeben, so mitwissend ernst, so todesstolz —

Te, Caesar, morituri salutant!

Manchmal überschleicht mich geheimer Zweifel, ob ich ihn wirklich selbst gesehen, ob wir wirklich seine Genossen waren, und es ist mir dann, als ob sein Bild, losgerissen aus dem kleinen Rahmen der Gegenwart, immer stolzer und herrischer zurückweiche in vergangenheitliche Dämmerung. Sein Name schon klingt uns wie eine Kunde der Vorwelt und eben so antik und heroisch wie die Namen Alexander und Cäsar. Er ist schon ein Lösungswort geworden unter den Völkern, und wenn der Orient und der Occident sich begegnen, so verständigen sie sich durch diesen einzigen Namen.

Wie bedeutsam und magisch alsdann dieser Name erklingen kann, Das empfand ich aufs tiefste, als ich einst im Hafen von London, wo die indischen Docks sind, an Bord eines Ostindienfahrers stieg, der eben aus Bengalen angelangt war. Es war ein riesenhaftes Schiff und zahlreich bemannt mit Hindostanern. Die grotesken Gestalten und Gruppen, die seltsam bunten Trachten, die räthselhaften Mienen, die wunderlichen Leibesbewegungen, der wildfremde Klang der Sprache, des Jubels und des Lachens, dabei wieder der Ernst auf einigen sautgelben Gesichtern, deren Augen, wie schwarze Blumen, mich mit abenteuerlicher Behmuth ansahen — alles Das erregte in mir ein Gefühl wie Verzauberung, ich war plötzlich wie versetzt in Scheherezade's Märchen, und ich meinte schon, nun müßten auch breitblättrige Palmen und langhalsige Kamele und goldbedeckte Elephanten und andre fabelhafte Bäume und Thiere zum Vorschein kommen. Der Superlargo, der sich auf dem Schiffe befand und die Sprache jener Leute ebenso wenig verstand als ich, konnte mir, mit ächtbrittischer Beschränktheit, nicht genug erzählen, was Das für ein närrisches Volk sei, fast lauter Mahomedaner, zusammengewürfelt aus allen Ländern Asiens, von der Grenze China's bis ans arabische Meer, darunter sogar einige pechschwarze, wolhaarige Afrikaner.

Des dumpfen abendländischen Wesens so ziemlich überdrüssig, so recht europamüde, wie ich mich damals manchmal fühlte, war mir dieses Stück Morgenland, das sich jetzt heiter und bunt vor meinen Augen bewegte, eine erquickliche Labung, mein Herz erfrischten wenigstens einige Tropfen jenes Traunkes, wonach es in trüb hannövr'schen oder königlich preußischen Winternächten so oft geschmachtet hatte, und die fremden Leute mochten es mir wohl ansehen, wie angenehm mir ihre Erscheinung war, und wie gern ich ihnen ein Liebeswörtchen gesagt hätte. Daß auch ich ihnen recht wohl gefiel, war den innigen Augen anzusehen, und sie hätten mir ebenfalls gern etwas Liebes gesagt, und es war eine Trübsal, daß Keiner des Anderen Sprache verstand. Da endlich fand ich ein Mittel, ihnen meine freundschaftliche Gesinnung auch mit einem Worte kund zu geben, und ehrfurchtsvoll und die Hand ausstreckend wie zum Liebesgruß rief ich den Namen: Mahomed!

Freude überstrahlte plötzlich die dunklen Gesichter der fremden Leute, sie kreuzten ehrfurchtsvoll die Arme, und zum erfreuenden Gegengruß riefen sie den Namen: Bonaparte!

XIII.

Die Befreiung.

Wenn mir mal die Zeit der müßigen Untersuchungen wiederkehrt, so werde ich langweiligst gründlich beweisen, daß nicht Indien, sondern Aegypten jenes Rastenthum hervorgebracht hat, das seit zwei Jahrtausenden in jede Landestracht sich zu verminnen und jede Zeit in ihrer eigenen Sprache zu täuschen wußte, das vielleicht jetzt todt ist, aber, den Schein des Lebens erheuchelnd, noch immer bösartig und unheilstiftend unter uns wandelt, mit seinem Leichenhauche unser blühendes Leben vergiftet, ja als ein Vampyr des Mittelalters den Völkern das Blut und das Licht aus den Herzen saugt. Dem Schlamm des Nilthals entstiegen nicht bloß die Krokodile, die so gut weinen können, sondern auch jene Priester, die es noch besser verstehen, und jener privilegiert erbliche Kriegerstand, der in Mordgier und Gefräßigkeit die Krokodile noch übertrifft.

Zwei tiessinnige Männer deutscher Nation entdeckten den heilsamsten Gegenzauber wider die schlimmste aller ägyptischen Plagen, und durch schwarze Kunst — durch die Buchdruckerei und das Pulver — brachen sie die Gewalt jener geistlichen und weltlichen Hierarchie, die sich aus einer Verbindung des Priesterthums und der Kriegerkaste, nämlich aus der sogenannten katholischen Kirche und des Feudaladels, gebildet hatte, und die ganz Europa weltlich und geist-

sich kuechtete. Die Druckerpresse zersprengte das Dogmengebäude, worin der Großpaffe von Rom die Geister gekerkert, und Nord-europa athmete wieder frei, entlastet von dem nächtlichen Alp jener Klerisei, die zwar in der Form von der ägyptischen Standeserblichkeit abgewichen war, im Geiste aber dem ägyptischen Priestersysteme um so getreuer bleiben konnte, da sie sich nicht durch natürliche Fortpflanzung, sondern unnatürlich, durch mamelukenhafte Rekrutierung, als eine Korporation von Hagestolzen noch schroffer darstellte. Eben so sehen wir, wie die Kriegskaste ihre Macht verliert, seit die alte Handwerkstroutine nicht mehr von Nutzen ist bei der neuen Kriegsweise; denn von dem Posaunentone der Kanonen werden jetzt die stärksten Burghürme niedergeblasen wie weiland die Mauern von Jericho, der eiserne Harnisch des Ritters schützt gegen den bleiernen Regen eben so wenig wie der leinene Kittel des Bauers; das Pulver macht die Menschen gleich, eine bürgerliche Flinte geht eben so gut los wie eine adlige Flinte — das Volk erhebt sich.

* * *

Die früheren Bestrebungen, die wir in der Geschichte der lombardischen und toskanischen Republiken, der spanischen Kommunen, und der freien Städte in Deutschland und andern Ländern erkennen, verdienen nicht die Ehre, eine Volkserhebung genannt zu werden; es war kein Streben nach Freiheit, sondern nach Freiheiten, kein Kampf für Rechte, sondern für Gerechtsame; Korporationen stritten um Privilegien, und es blieb Alles in den festen Schranken des Gilden- und Zunftwesens. Erst zur Zeit der Reformation wurde der Kampf von allgemeiner und geistiger Art, und die Freiheit wurde verlangt, nicht als ein hergebrachtes, sondern als ein ursprüngliches, nicht als ein erworbenes, sondern als ein angeborenes Recht. Da wurden nicht mehr alte Pergamente, sondern Principien vorgebracht; und der Bauer in Deutschland und der Puritaner in England beriefen sich auf das Evangelium, dessen Aussprüche damals an Vernunft Statt galten, ja noch höher galten, nämlich als eine geoffenbarte Vernunft Gottes. Da stand deutlich ausgesprochen, daß die Menschen von gleich edler Geburt sind, daß hochmüthiges Besserdünken verdammt werden muß, daß der Reichtum eine Sünde ist, und daß auch die Armen berufen sind zum Genuße in dem schönen Garten Gottes, des gemeinsamen Vaters.

Mit der Bibel in der einen Hand und mit dem Schwerte in der andern zogen die Bauern durch das südliche Deutschland, und der üppigen Bürgerschaft im hochgethürmten Nürnberg ließen sie sagen, es solle künftig kein Haus im Reiche stehen bleiben, das anders aussehe als ein Bauernhaus. So wahr und tief hatten sie die Gleichheit begriffen. Noch heutigen Tags, in Franken und Schwaben, schauen wir die Spuren dieser Gleichheitslehre, und eine grauenhafte Ehrfurcht vor dem heiligen Geiste überschleicht den Wanderer,

weilt er im Mondschein die dunkeln Burgtrümmer sieht aus der Zeit des Bauernkriegs. Wohl Dem, der nüchternen Sinns, nichts Anderes sieht; ist man aber ein Sonntagskind — und Das ist jeder Geschichtskundige — so sieht man auch die hohe Jagd, die der deutsche Adel, der rohste der Welt, gegen die Besiegten geübt, man sieht wie tausendweis die Wehrlosen todtgeschlagen, gefoltert, gespiet und gemartert wurden, und aus den wogenden Kornfeldern sieht man sie geheimnißvoll nicken, die blutigen Bauernköpfe, und drüberhin hört man pfeifen eine entseßliche Lerche, rachegellend, wie der Pfeifer vom Helfenstein.

Etwas besser erging es den Brüdern in England und Schottland; ihr Untergang war nicht so schmäählich und erfolglos, und noch jetzt sehen wir dort die Früchte ihres Regiments. Aber es gelang ihnen keine feste Begründung desselben, die sauberen Kavalierre herrschen wieder nach wie vor, und ergözen sich an den Späßgeschichten von den alten starren Stukstöpsen, die der befreundete Barde zu ihrer müßigen Unterhaltung so hübsch beschrieben. Keine gesellschaftliche Umwälzung hat in Großbritannien stattgefunden, das Gerüste der bürgerlichen und politischen Institutionen blieb unzerstört, die Kasten-herrschaft und das Zunftwesen hat sich dort bis auf den heutigen Tag erhalten, und, obgleich getränkt von dem Lichte und der Wärme der neuern Civilisation, verharret England in einem mittelalterlichen Zustande, oder vielmehr im Zustande eines fashionablen Mittelalters. Die Concessionen, die dort den liberalen Ideen gemacht worden, sind dieser mittelalterlichen Starrheit nur mühsam abge-kämpft worden, und nie aus einem Princip, sondern aus der faktischen Nothwendigkeit sind alle modernen Verbesserungen hervor-gegangen, und sie tragen alle den Fluch der Halbheit, die immer neue Drangsal und neuen Todeskampf und dessen Gefahren nöthig macht. Die religiöse Reformation ist in England nur halb vollbracht, und zwischen den kalten vier Gefängnißwänden der bischöflich anglikanischen Kirche befindet man sich noch viel schlechter, als in dem weiten, hübsch bemalten und weich gepolsterten Geisteskerker des Katholicismus. Mit der politischen Reformation ist es nicht viel besser ergangen, die Volksvertretung ist so mangelhaft als möglich — wenn die Stände sich auch nicht mehr durch den Noß trennen, so trennen sie sich doch noch immer durch verschiedenen Gerichtsstand, Patronage, Hofsähigkeit, Prärogative, Gewohnheitsvorrechte und sonstige Fatalien; und wenn Eigenthum und Person des Volks nicht mehr von aristokratischer Willkür, sondern vom Gesetze abhängen, so sind doch diese Gesetze nichts Anderes als eine andere Art von Bähnen, womit die aristokratische Brut ihre Beute erhascht, und eine andere Art von Dolchen, womit sie das Volk meuchelt. Denn wahrlich, kein Tyrann vom Kontinente würde aus Willkür so viel Tagen erpressen, als das englische Volk von Gesezwegen bezahlen muß, und kein Tyrann war jemals so grausam wie Englands

Kriminalgesetze, die täglich morden für den Betrag eines Schillings, und mit Buchstabenfalte. Wird auch seit Kurzem manche Verbesserung dieses trüben Zustandes in England vorbereitet, werden auch der weltlichen und geistlichen Habsucht hie und da Schranken gesetzt, wird auch jetzt die große Lüge einer Volksvertretung einigermaßen begünstigt, indem man hie und da einem großen Fabrikorte die verwirkte Wahlstimme von einem rotten borough überträgt, wird gleichfalls hie und da die barsche Intoleranz gemildert, indem man auch einige andere Sekten bevorrechtet — so ist dieses Alles doch nur leidige Mitschlicherei, die nicht lange vorhält, und der dümmste Schneider in England kann vorausssehen, daß über kurz oder lang das alte Staatskleid in trübseligen Fäden auseinanderreißt.

* * *

„Niemand flicht einen Lappen von neuem Tuche an ein altes Kleid; denn der neue Lappen reißt doch vom alten, und der Riß wird ärger. Und Niemand fasset Most in alte Schläuche; anders zerreißt der Most die Schläuche, und der Wein wird verschüttet, und die Schläuche kommen um. Sondern man soll Most in neue Schläuche fassen.“

Die tiefste Wahrheit erblüht nur der tiefsten Liebe, und daher die Übereinstimmung in den Ansichten des älteren Bergpredigers, der gegen die Aristokratie von Jerusalem gesprochen, und jener späteren Bergprediger, die von der Höhe des Konvents zu Paris ein dreifarbiges Evangelium herabpredigten, wonach nicht bloß die Form des Staates, sondern das ganze gesellschaftliche Leben, nicht gestiftet, sondern neu umgestaltet, neu begründet, ja neu geboren werden sollte.

Ich spreche von der französischen Revolution, jener Weltepöche, wo die Lehre der Freiheit und Gleichheit so siegreich emporstieg aus jener allgemeinen Erkenntnisquelle, die wir Vernunft nennen, und die als eine unaufhörliche Offenbarung, welche sich in jedem Menschenhaupte wiederholt und ein Wissen begründet, noch weit vorzüglicher sein muß als jene überlieferte Offenbarung, die sich nur in wenigen Auserlesenen befundet und von der großen Menge nur geglaubt werden kann. Diese letztgenannte Offenbarungsart, die selbst aristokratischer Natur ist, vermochte nie die Privilegienherrschaft, das bevorrechtete Kastenwesen, so sicher zu bekämpfen, wie es die Vernunft, die demokratischer Natur ist, jetzt bekämpft. Die Revolutionsgeschichte ist die Kriegsgeschichte dieses Kampfes, woran wir Alle mehr oder minder theilgenommen; es ist der Todeskampf mit dem Agyptenthum.

Obgleich die Schwerter der Feinde täglich stumpfer werden, obgleich wir schon die besten Positionen besetzt, so können wir doch nicht eher das Triumpfhieb anstimmen, als bis das Werk vollendet ist. Wir können nur in den Zwischennächten, wenn Waffenstillstand, mit der Laterne aufs Schlachtfeld hinausgehen, um die Todten zu

beerdigen. — Wenig fruchtet die kurze Leichenrede! Die Verleumdung, das freche Gespenst, setzt sich auf die edelsten Gräber —

Ach! gilt doch der Kampf auch jenen Erbfeinden der Wahrheit, die so schlau den guten Leumund ihrer Gegner zu vergiften wissen, und die sogar jenen ernstern Bergprediger, den reinsten Freiheitshelden, herabzuwürdigen wussten; denn als sie nicht leugnen konnten, daß er der größte Mensch sei, machten sie ihn zum kleinsten Gotte. Wer mit Pfaffen kämpft, Der mache sich darauf gefasst, daß der beste Lug und die trüftigsten Verleumdungen seinen armen guten Namen zersetzen und schwärzen werden. Aber gleichwie man jene Fahnen, die in der Schlacht am meisten von den Kugeln zerfetzt und von Pulverdampf geschwärzt worden, höher ehrt als die blauksten und gesündesten Rekrutenfahnen, und wie man sie endlich als Nationalreliquien in den Domen aufstellt: so werden einst die Namen unserer Helden, jemehr sie zerfetzt und angeschwärzt worden, um so enthusiastischer verehrt werden in der heiligen Genovevakirche der Freiheit.

Wie die Helden der Revolution, so hat man die Revolution selbst verleumdet, und sie als ein Fürstenschrecknis und eine Volks-scheuche dargestellt in Libellen aller Art. Man hat in den Schulen all' die sogenannten Greuel der Revolution von den Kindern auswendig lernen lassen, und auf den Jahrmärkten sah man einige Zeit nichts Anderes als grellkolorierte Bilder der Guillotine. Es ist freilich nicht zu leugnen, diese Maschine, die ein französischer Arzt, ein großer Welt Orthopäde, Monsieur Guillotin, erfunden hat, und womit man die dummen Köpfe von den bösen Herzen sehr leicht trennen kann, diese heilsame Maschine hat man etwas oft angewandt, aber doch nur bei unheilbaren Krankheiten, z. B. bei Verrath, Lüge und Schwäche, und man hat die Patienten nicht lang gequält, nicht gefoltert und nicht gerädert, wie einst Tausende und aber Tausende Rotüriers und Vilains, Bürger und Bauern gequält, gefoltert und gerädert wurden in der guten alten Zeit. Daß die Franzosen mit jener Maschine sogar das Oberhaupt ihres Staates amputiert, ist freilich entsetzlich, und man weiß nicht, ob man sie deshalb des Vaternords oder des Selbstmords beschuldigen soll; aber bei milderungs gründlicher Betrachtung finden wir, daß Ludwig von Frankreich minder ein Opfer der Leidenschaften als vielmehr der Begebenheiten geworden, und daß diejenigen Leute, die das Volk zu solchem Opfer drängten und die selbst zu allen Zeiten in weit reichlicherem Maße Fürstenblut vergossen haben, nicht als laute Kläger auftreten sollten. Nur zwei Könige, Beide vielmehr Könige des Adels als des Volkes, hat das Volk geopfert, nicht in Friedenszeit, nicht niedriger Interessen wegen, sondern in äußerster Kriegsbedrängnis, als es sich von ihnen verrathen sah, und während es seines eignen Blutes am wenigsten schonte; aber gewiß mehr als tausend Fürsten fielen meuchlings, und der Habsucht oder frivoler Interessen wegen, durch den Dold, durch das Schwert und durch das Gift des Adels und der

Pfaffen. Es ist, als ob diese Kasten den Fürstenmoro ebenfalls zu ihren Privilegien rechneten, und deshalb den Tod Ludwig's XVI. und Karl's I. um so eigennütziger beklagten. O, daß die Könige endlich einsähen, daß sie als Könige des Volkes im Schutze der Gesetze viel sicherer leben können, als unter der Garde ihrer adligen Leibmörder.

* * *

Aber nicht bloß die Helden der Revolution und die Revolution selbst, sondern sogar unser ganzes Zeitalter hat man verleumdete, die ganze Liturgie unserer heiligsten Ideen hat man parodirt, mit unerhörtem Frevel, und wenn man sie hört oder liest, unsere schändlichen Verächter, so heißt das Volk die Kanaille, die Freiheit heißt Frechheit, und mit himmelnden Augen und frommen Seufzern wird geklagt und bedauert, wir wären frivol und hätten leider keine Religion. Heuchlerische Duckmäuser, die unter der Last ihrer geheimen Sünden niedergebeugt einherschleichen, wagen es ein Zeitalter zu lästern, das vielleicht das heiligste ist von allen seinen Vorgängern und Nachfolgern, ein Zeitalter, das sich opfert für die Sünden der Vergangenheit und für das Glück der Zukunft, ein Messias unter den Jahrhunderten, der die blutige Dornenkrone und die schwere Kreuzeslast kaum ertrüge, wenn er nicht dann und wann ein heiteres Vaudeville trällerte und Späße riße über die neuern Pharisäer und Saducäer. Die kolossalen Schmerzen wären nicht zu ertragen ohne solche Witzreißerei und Perißflage! Der Ernst tritt um so gewaltiger hervor, wenn der Späß ihn angelündigt. Die Zeit gleicht hierin ganz ihren Kindern unter den Franzosen, die sehr schreckliche leichtfertige Bücher geschrieben, und doch sehr streng und ernsthaft sein konnten; z. B. Laclos und gar Louvet de Couvray, die Beide, wo es galt, mit Märtyrerkühnheit und Aufopferung für die Freiheit stritten, übrigens aber sehr frivol und schlüpfrig schrieben, und leider keine Religion hatten.

Als ob die Freiheit nicht eben so gut eine Religion wäre als jede andere! Da es die unsrige ist, so könnten wir, mit demselben Maße messend, ihre Verächter für frivol und irreligiös erklären.

Ja, ich wiederhole die Worte, womit ich diese Blätter eröffnet: Die Freiheit ist eine neue Religion, die Religion unserer Zeit. Wenn Christus auch nicht der Gott dieser Religion ist, so ist er doch ein Hoherpriester derselben, und sein Name strahlt beseligend in die Herzen der Jünger. Die Franzosen sind aber das außerlesene Volk der neuen Religion, in ihrer Sprache sind die ersten Evangelien und Dogmen verzeichnet, Paris ist das neue Jerusalem, und der Rhein ist der Jordan, der das geweihte Land der Freiheit trennt von dem Lande der Phylister.



WYŻSZA SZKOŁA
PEDAGOGICZNA W KIELCACH

BIBLIOTEKA

096973

~~WYŻSZA~~

Biblioteka WSP Kielce



0163238